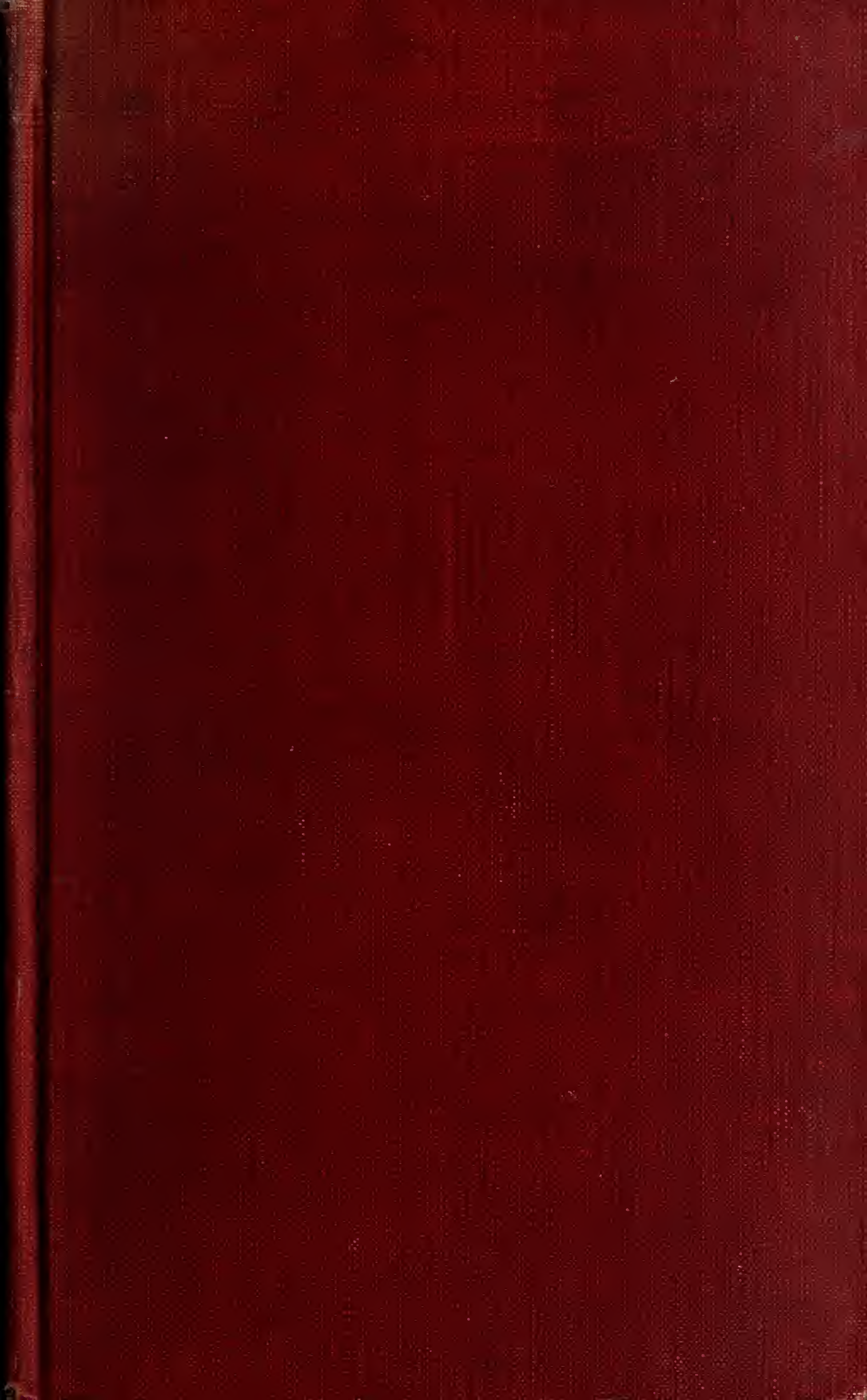
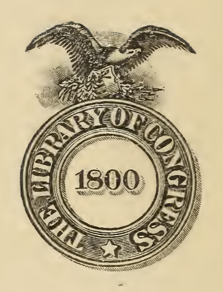
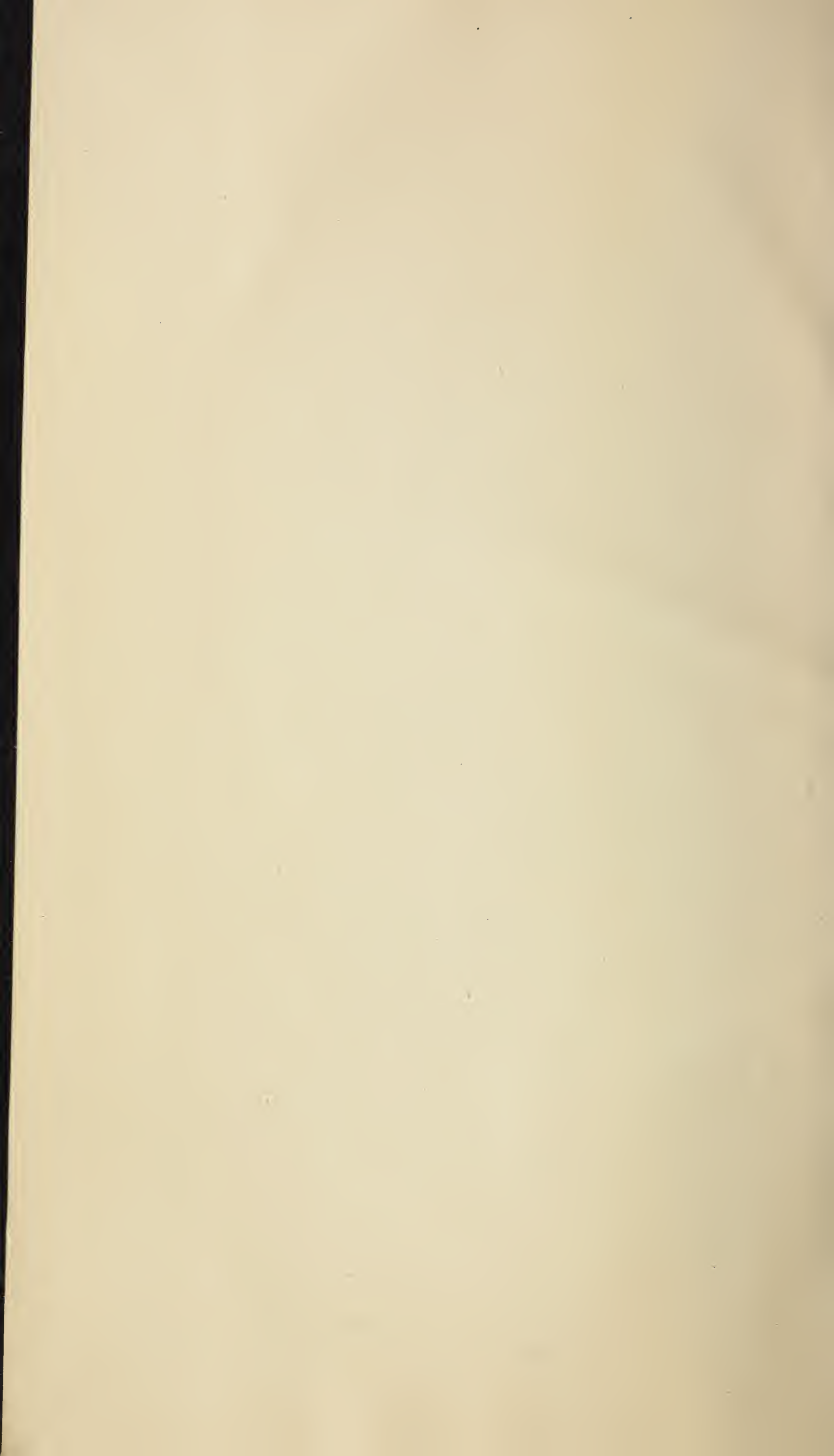


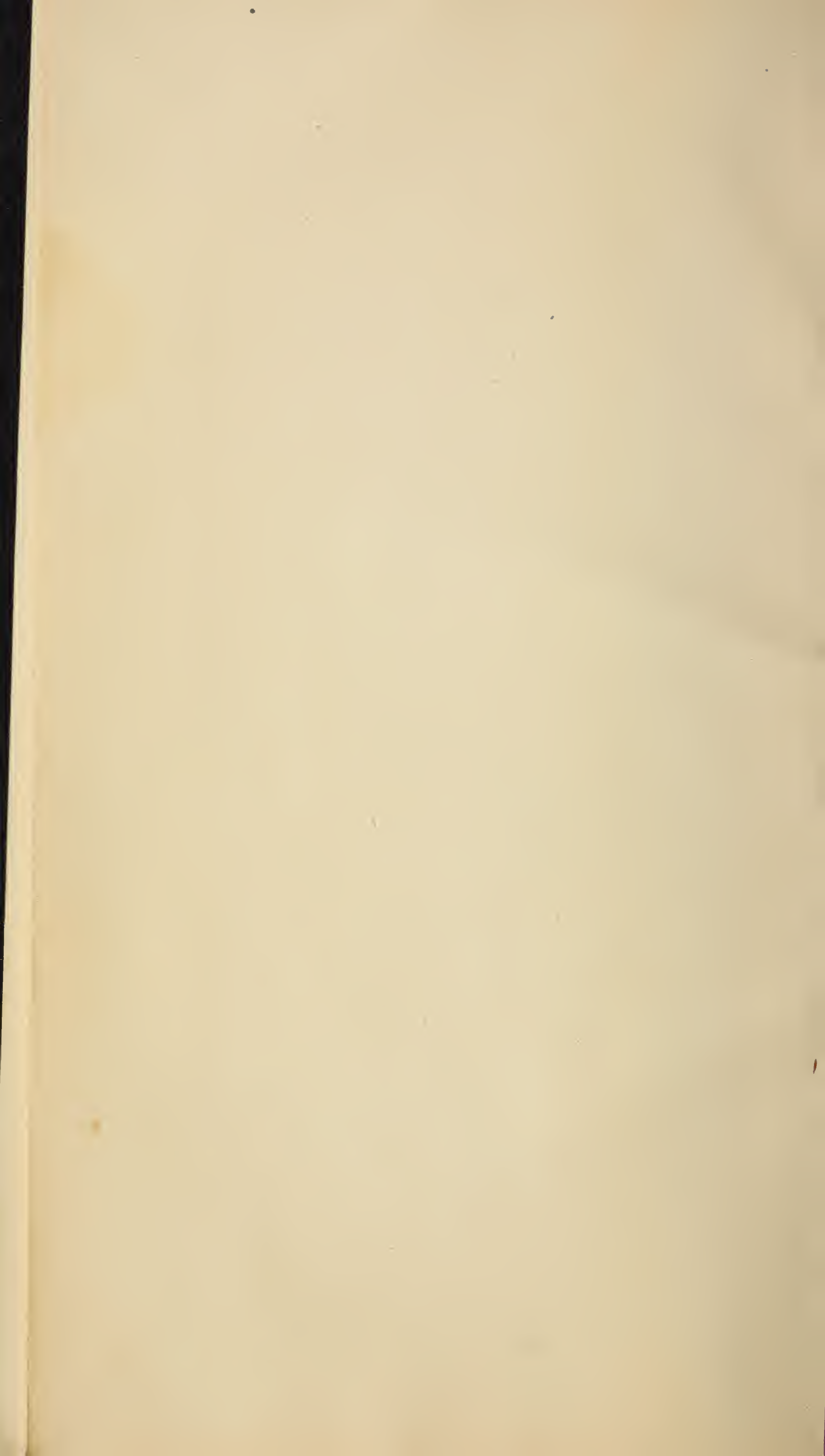


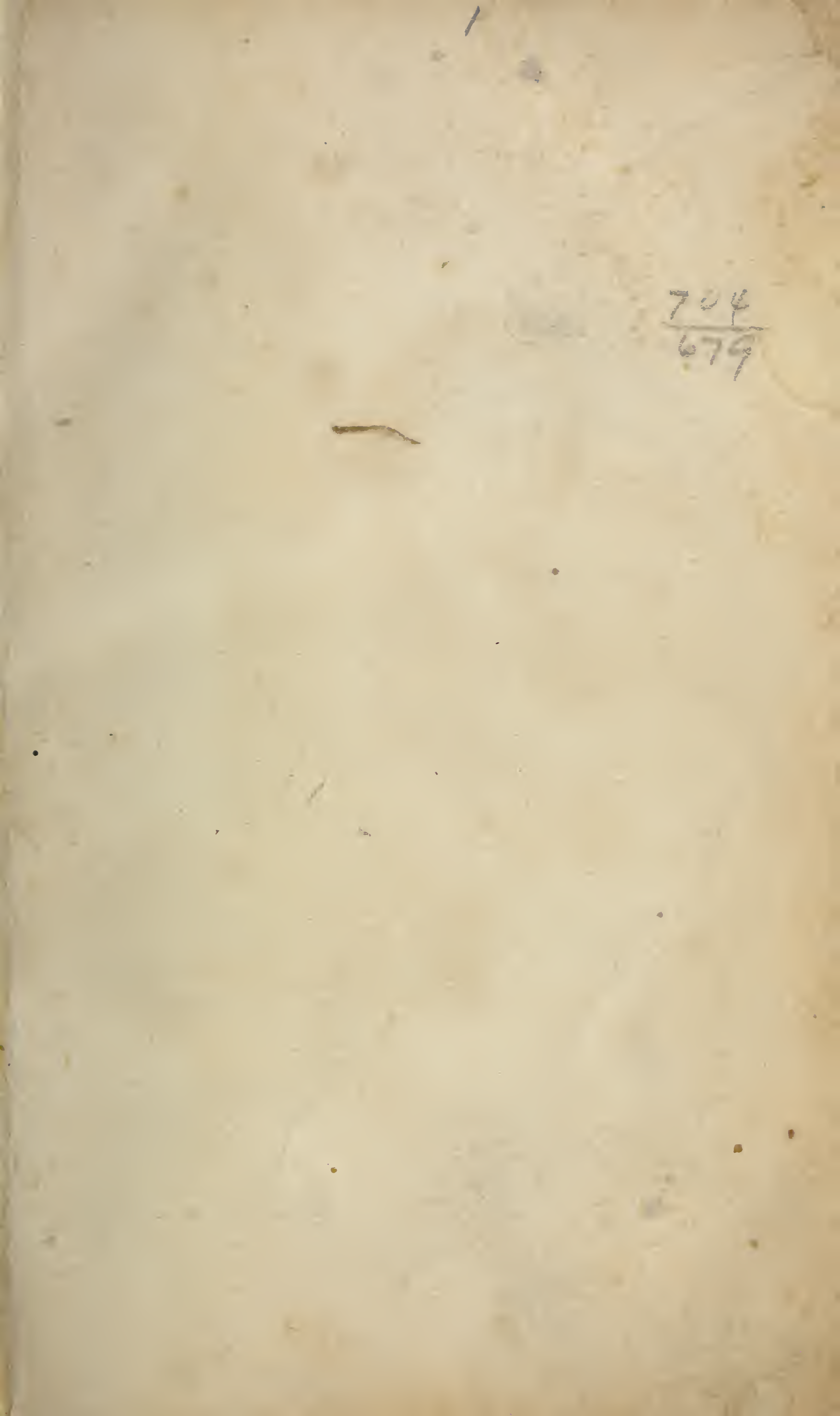
Class E302
.6
Book .F8K12













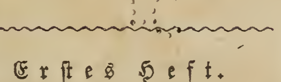
Thomas Paine

Published by F. W. Thomas N. 172 N. 4th St Philada.

Entered according to act of Congress in the year 183[illegible] by F W Thomas in the [illegible]

Die
Väter unserer Republik
in ihrem
Leben und Wirken.

Dargestellt
von
Hermann Kriege.



Erstes Heft.

Leben Benjamin Franklins.

New-York.

Verlag von J. Uhl, 11 Frankfort St. — Helmich u. Co., 438 Broadway.

1847.

E302
.6
.F8K92

Vorrede.

Schon seit längerer Zeit hatte ich zu beobachten Gelegenheit, wie schwer es den meisten unserer Landsleute wird, sich in die Geschichte unserer Republik zu finden. Unter der Zuchtruthe von Fürstenknechten aufgewachsen, von Pfaffen zu „gottgefälliger" Kriecherei dressirt und von vornehmen Krautjunkern und Tagedieben behandelt, wie das liebe Vieh, gewöhnen sie sich nur nach und nach daran, sich in ihrer Souverainität zu fühlen und ihre Bedeutung in der Republik zu erkennen. Viele kommen ihr ganzes Leben nicht dazu, als Staatsbürger thätig zu werden. Sie quälen sich redlich durch von einem Tage zum andern, ernähren ihre Familie, so gut sie können, und gehen Sonntags regelmäßig zur Kirche, im Uebrigen lassen sie die Regierung sorgen, „in deren Geschäfte sich kein ruhiger Bürger mischt." Die Interessen des alltäglichen Lebens nehmen ihre ganze Thätigkeit in Anspruch, und es kommt ihnen gar nicht in den Sinn, daß die Politik mit eben diesem alltäglichen Leben in der engsten Beziehung steht.

Andere wiederum thun, was ihnen ihre guten Freunde sagen. Aber auch diejenigen, welche mit der lebendigsten Sehnsucht erfüllt sind, sich zu tüchtigen, selbstständigen Bürgern der Republik auszubilden, haben dazu einen langen und beschwerlichen Weg. Englisch verstehen sie meistens nicht, und selbst in den deutschen Zeitungen bleiben ihnen viele Ausdrücke lange Zeit fremd. Aus den Geschichtsbüchern lernen sie fast nichts, als trockene Facta oder Stichworte von Parteien, deren Bedeutung sie nicht begreifen, und in der gesellschaftlichen Unterhaltung werden sie öfter ausgelacht, als belehrt.

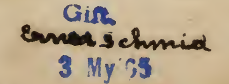
D. H. July 26, 05

Nur eine lange Reihe von Erfahrungen bringt sie endlich so weit, daß sie sich über die Fragen des Tages ein einigermaßen selbstständiges Urtheil bilden können.

Sehr häufig kommen auch revolutionäre Hitzköpfe zu uns herüber. Sie irren gemeiniglich darin, daß sie ihren europäischen Maßstab an unsere amerikanischen Verhältnisse legen. Unsere Regierung gilt ihnen für so einen europäischen Popanz, der außer und über dem Volke steht und commandirt, wie es ihm grade einfällt. Darum glauben sie, man müsse diese Regierung bekämpfen, wie jene europäischen. Sie spähen also umher nach Mißbräuchen und Unvollkommenheiten, und machen überall die Regierung zum Sündenbock, dagegen das Volk aufgehetzt werden müsse. Ja sie eifern sogar gegen die Constitution und möchten das Volk bewegen, das ganze Gebäude zusammenzubrechen, weil es hie und da noch nicht vollendet ist.

Mit den Vätern unserer Republik werden nur sehr Wenige bekannt, denn nur sehr Wenige haben Zeit, sich durch ganze Bibliotheken durchzuarbeiten, auch wenn dieselben ihnen zu Gebote stehen. Und doch vermag nichts so sehr, uns in dieser Republik ganz einheimisch zu machen, als ein vertrauter Umgang mit den Geistern derer, in welchen sie ihre ersten Stützen fand. Sie, die großen Baumeister der Union, sind am Besten im Stande, uns mit den großen Zwecken ihrer Organisation bekannt zu machen. Die Männer, in denen sich das republikanische Bewußtsein zuerst entzündet, sind am Besten im Stande, uns zu ächten Republikanern zu erziehen. Wer sich einmal in *ihren* Geist vertieft hat, der kann nicht straucheln, er wird lernen, sich mit dem Volke zu bewegen und in ihm wirksam zu sein.

In diesem Sinne machte ich es mir schon seit längerer Zeit zur Aufgabe, denen unter meinen Landsleuten, die sich nicht mit einem specielleren Studium von historischen Quellen befassen können, eine Gelegenheit zu verschaffen, mit den Vätern unserer Republik in engere, trautere Berührung zu kommen. Ich sann auf einen Plan, unsere großen Todten in einer Gallerie zusammenzufassen, sie nach einander in treuer Zeichnung vorzuführen, nach einander mit ihren eigenen Worten von ihren Erfahrungen, Grundsätzen und Entwürfen zum Volke sprechen zu lassen, und auf diese Weise dasselbe ge-


Gift. Ernst Schmid 3 My '65

wissermaßen persönlich mit ihnen bekannt zu machen. Mehrere anerkannte Volksfreunde, denen ich meinen Gedanken mittheilte, ermunterten mich auf das Lebhafteste und sprachen sich einstimmig dahin aus, daß ich mit solch einer Arbeit einem allgemein gefühlten Bedürfniß entgegenkommen würde. So machte ich mich denn gutes Muths an's Werk, und mit dem Bewußtsein, einen redlichen Willen gehabt zu haben, lege ich die ersten Früchte meiner Arbeit dem Publikum vor.

Unter den Vorkämpfern für die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten nimmt Benjamin Franklin am Natürlichsten die erste Stelle ein. Um seine Persönlichkeit entwickeln sich die ersten wichtigen Kämpfe. In ihm, als einem treuen Repräsentanten des Volks, tritt am Deutlichsten die allmählige Entwicklung der Volkssouverainität hervor. Er wird uns durch drei Hefte beschäftigen, und zwar gebe ich im ersten eine treue Darstellung seines Lebens, im zweiten und dritten Mittheilungen aus seinen Schriften und Reden mit kurzen historischen Einleitungen.

Um mich so viel als möglich vor falschen Auffassungen zu hüten, habe ich mit der größten Gewissenhaftigkeit alle Quellen verglichen, die mir zu Gebote standen. Die Bibliothek der historischen Gesellschaft zu New-York lieferte mir davon eine ziemlich bedeutende Anzahl, und ich glaube nicht, daß mir irgend etwas Wesentliches entgangen ist. Uebrigens wird mir für die späteren Hefte jede ergänzende Mittheilung und jede freundliche Zurechtweisung willkommen sein. Es ist mein einziger und aufrichtiger Wunsch, meinen Landsleuten zu nützen und ihnen ein neues Mittel zu ihrer demokratischen Selbsterziehung zu bieten. Darum werde ich auch Alles thun, was ich kann, die Väter unserer Republik in ihrer wahren Gestalt erscheinen zu lassen. Ich werde eben so wenig etwas unterdrücken, was zu ihrer Charakteristik beiträgt, als ihnen durch Hervorziehung abgerissener Sätze Ideen unterlegen, die sie nicht mit ihrem ganzen Leben beglaubigt haben. Nicht, um etwaige Lieblingsideen einzuschmuggeln, sondern lediglich, um meine Landsleute in die heilsame Nähe jener großen Todten zu bringen, habe ich diese Arbeit unternommen. Jeden ehrlichen Mann rufe ich auf zum Zeugen wider mich, wo ich von der Wahrheit abweiche.

Findet die erste Probe den erwünschten Anklang, so werde ich mir keine Mühe verdrießen lassen, diese Arbeit fortzusetzen. Ich werde nichts ungelesen lassen, was mir irgend neue Blicke in das Leben der Männer eröffnen kann, die ich dem Volke vorführe. Findet aber das Publikum meine Arbeit nicht lesenswerth, so werde ich sie ohne Groll aufgeben, denn ich sehe daraus, daß ich den rechten Ton nicht getroffen und mit der Ausführung hinter meinem Willen zu weit zurückgeblieben bin, um die gewünschte Wirkung hervorzubringen. In diesem Falle wäre es mein heißester Wunsch, daß ein Anderer sich meines Gedankens bemächtigte, der ihn besser auszuführen verstünde.

Möchte es mir doch gelingen, den Schatz von Erfahrungen, den die Väter unserer Republik für uns gesammelt, meinen Landsleuten zu eröffnen, und möchten wir doch alle durch den vertrauten Umgang mit ihnen ächte Demokraten werden und uns des verheißungsvollen Landes immer würdiger machen, dahin uns einst ein guter Stern geführt! Dann würde es uns auch bald klar werden, daß wir nicht in Amerika sind, um die Hände in den Schooß zu legen, sondern um mit deutschem Ernst und deutscher Religiosität den Grundgedanken dieser Republik durchführen und die großen Ahnungen ihrer Väter erfüllen zu helfen.

Mit langen historischen Einleitungen werde ich meine Leser nicht ermüden. In dem Leben der Männer, die in der Geschichte leben, stellt sich die Geschichte selbst dar. Während wir also das Leben der Gründer unserer Republik verfolgen, werden wir auch den Fortgang der ganzen Geschichte der amerikanischen Revolution verfolgen müssen, nur von verschiedenen Standpunkten aus, je nach den handelnden Persönlichkeiten, in denen sich eine Seite der Geschichte vorzüglich concentrirt. Wir beginnen darum ohne Weiteres mit dem Leben Franklins und lassen uns von demselben unbefangen fortleiten. Möge unsere Mühe nicht ganz verloren sein!

———o✠o———

Benjamin Franklin.

Benjamin Franklin wurde geboren zu Boston in Massachusetts, den 17. Januar 1706. Sein Vater war gebürtig aus Eaton, Northamptonshire, in England, wo er sich jung verheirathete. Wenige Jahre nachher schloß er sich aber einem Zuge von Landsleuten an, denen es in der alten Heimath versagt war, ihren religiösen Ueberzeugungen nach zu leben, und die nach Boston auswanderten, wo sie sich der freien Ausübung ihrer Religion erfreuen zu können hofften. Unser Benjamin war der jüngste Sohn einer zweiten Frau, Abiah Folger, der Tochter eines der ersten Ansiedler in Neu-England. Es waren ihrer im Ganzen 17 Kinder, 7 von der ersten und 10 von der zweiten Frau, von denen unser Benjamin sich erinnert, 13 an seiner Tafel zusammen gesehen zu haben, die alle zu reiferen Jahren heranwuchsen und sich verheiratheten.*) Seine Aeltern waren einfache Bürgersleute und nährten sich von saurer Arbeit. Die älteren Brüder wurden alle bei verschiedenen Handwerkern in die Lehre gegeben. Da aber der kleine Benjamin schon in frühester Kindheit eine auffallende Lernbegierde zeigte, und sehr schnell lesen lernte, entschloß sich sein Vater, ihn dem Dienste der Kirche zu weihen. Er wurde zu dem Ende in eine lateinische Schule geschickt. Noch ehe indeß ein Jahr verflossen war, sah sich sein Vater gezwungen, ihn zurückzurufen, ob er gleich sehr gute Fortschritte gemacht. Die Schule war zu theuer, es war dem guten Vater unmöglich, das viele Geld aufzubringen, denn er hatte eine große Familie zu ernähren. So kam denn unser Benjamin in eine Schreib- und Rechnenschule, und in seinem zehnten Jahre mußte er ganz zu Hause bleiben und seinem Vater in seinem Geschäfte helfen. Dieser war

---

*) Siehe Franklins Memoiren.

nämlich Lichterzieher und Seifensieder, und so wurde denn der Benjamin beschäftigt, Dochte zu schneiden, Lichter zu gießen, im Laden zu stehen, auszulaufen 2c., und das Alles wollte dem armen Jungen ganz und gar nicht behagen. Desto besser gefiel es ihm aber, sich unter den Jungens zu bewegen, er lernte schwimmen, mit Booten umgehen, und war in allen Dingen der Anführer. Da fehlte es denn auch nicht an übermüthigen Streichen, von denen er selbst in seinen Memoiren folgendes Beispiel erzählt:

„Der Mühlteich wurde auf der einen Seite von morastigem Boden begrenzt, auf dessen Rande wir bei hohem Wasser zu fischen pflegten. Durch das viele Trampeln hatten wir aber denselben zu einer förmlichen Kothlache gemacht. Mein Vorschlag war daher, eine Werfte zu bauen, darauf wir stehen könnten, und ich zeigte meinen Cameraden einen großen Haufen Steine, welche für ein neues Haus nahe am Sumpf bestimmt waren und sich zu unserm Zwecke sehr gut eigneten. Des Abends also, als die Arbeiter nach Haus gegangen waren, versammelte ich eine Anzahl von meinen Spielcameraden, und wir arbeiteten so fleißig, wie die Ameisen, zuweilen zwei, drei an einem Steine, bis wir sie alle für unsere kleine Werfte zusammen gebracht hatten. Am andern Morgen waren die Arbeiter erstaunt, die Steine zu vermissen, welche unsere Werfte bildeten; man stellte Nachfragen an nach den Thätern, wir wurden entdeckt, bei unsern Vätern verklagt und von ihnen zurecht gewiesen. Vergebens demonstrirte ich dem meinigen die Nützlichkeit unseres Werkes, er überzeugte mich, daß was nicht wahrhaft ehrlich sei, auch nicht wahrhaft nützlich sein könne."

Das waren die ersten Eindrücke von Franklins Kindheit, ohne die wir sein späteres Leben gar nicht verstehen können. Sein Vater war das Muster eines streng rechtlichen Mannes, der keine Gelegenheit vorüber gehen ließ, seinen Kindern denselben Sinn der Gradheit und Rechtlichkeit einzuprägen. Er hatte einen scharfen, gesunden Verstand, alle Männer von Bedeutung in seiner Gemeinde gaben sehr viel auf sein Urtheil und versicherten sich dessen bei allen wichtigen Gelegenheiten, übrigens war er bescheiden, zurückhaltend, und begnügte sich, auf dem Wege der schlichten Privatunterhaltung für das öffentliche Leben thätig zu sein.

Indeß gefiel unserm Benjamin das Geschäft seines Vaters so schlecht, daß er ihm eines Morgens erklärte, er wolle zur See gehen. Der Vater stemmte sich heftig dagegen, er fürchtete aber, er möchte es

machen, wie sein Bruder Josiah, der zu seinem großen Kummer auf und davon gelaufen und in See gegangen war. Darum stellte er es ihm frei, sich ein anderes Gewerbe zu wählen. Und er führte ihn herum in die Werkstätten der Tischler, Maurer, Dreher, Kupferschmiede 2c., um seine Neigung zu erforschen und sie an eine bestimmte Profession zu fesseln. Hiezu bemerkt Franklin in seinen Memoiren weiter:

„Seitdem hat es mir immer Vergnügen gemacht, gute Arbeiter ihre Werkzeuge handhaben zu sehen, und es ist mir oft von Nutzen gewesen, so viel davon gelernt zu haben, daß ich im Stande war, hin und wieder eine kleine Arbeit im Hause zu thun, wenn ich grade keinen Arbeiter bei der Hand hatte, und kleine Maschinen für meine Experimente zu construiren, so lange die Idee, sie zu machen, noch warm bei mir war.“ Endlich wurde er für das Geschäft eines Messerschmidts bestimmt und zu einem Vetter in die Lehre geschickt. Da dieser aber zu viel Lehrgeld forderte, so nahm ihn sein Vater wieder zu sich nach Hause.

Von frühester Kindheit auf war unser Benjamin sehr auf Bücher versessen. Was ihm vorkam, wurde durchstudirt, und alles Geld, das ihm in die Hände kam, wurde zum Ankauf von Büchern verwandt. Namentlich Reisebeschreibungen waren seine Lieblingslectüre. Den lebhaftesten Eindruck machten aber auf ihn Plutarchs Lebensbeschreibungen der Helden und Staatsmänner des Alterthums, bei denen seine feurige Seele mit der größten Begeisterung verweilte.

Der Vater, der diese Vorliebe für Bücher an dem Jungen beobachtete, entschloß sich endlich, ihn zu einem Buchdrucker zu machen, und ihn bei seinem Bruder James, der dasselbe Gewerbe gelernt hatte, und eben mit einer Presse und Lettern aus England nach Boston zurückgekehrt war, in die Lehre zu geben. Benjamin war einverstanden, mußte sich aber auf Betrieb seines Vaters, der immer noch fürchtete, er möchte auf See gehen, auf neun Jahre verpflichten, und nur für das letzte Jahr wurde ihm Gesellenlohn zugestanden. Er war damals zwölf Jahre alt, arbeitete sich aber in das Geschäft schnell ein und wurde bald eine tüchtige Hülfe für seinen Bruder. Indeß freute es ihn, daß er jetzt mehr Zugang zu nützlichen Büchern bekam. Anfangs machte er Bekanntschaften mit einigen Lehrlingen von Buchhändlern, die ihm von Zeit zu Zeit ein Buch zusteckten. Oft aber mußte er Morgens in der Frühe schon

wieder abliefern, was er Abends bekam, damit es nicht im Laden fehlte, und dann saß er die ganze Nacht und las, bis er damit durch war, ohne sich Schlaf ankommen zu lassen. Bald aber wurde er noch glücklicher. Da kam ein Kaufmann, ein geistreicher Herr, in die Druckerei, nahm Gefallen an dem Knaben, und lud ihn auf das Freundlichste ein, sich seine ziemlich bedeutende Bibliothek anzusehen, die er ihm zur freien Benutzung offen stellte.

Nun bekam er eine große Vorliebe für die Dichtkunst und fing selbst an, kleine Gedichte zu schreiben. Sein Bruder, der davon zu profitiren hoffte, ermunterte ihn, und so machte er zwei größere gereimte Erzählungen, die gedruckt und von den damals leicht zu befriedigenden Einwohnern von Boston mit großem Beifall aufgenommen wurden. Das eine handelte von einem schrecklichen Schiffbruch, das andere von einem berühmten Seeräuber. Sie mochten in ächtem Bänkelsängerstyle geschrieben sein und recht schauerlich. Der Junge war außer sich vor Entzücken über seinen Succeß, und er war nahe daran, sich für einen großen Dichter zu halten. Da plötzlich begoß der verständige Vater seine kindische Begeisterung mit kaltem Wasser. Er wies ihm die Geschmacklosigkeiten in seinen Versen nach, überzeugte ihn von der Thorheit seiner Selbstüberschätzung, und so wurde er davor bewahrt, ein schlechter Poet zu werden.

Dagegen bemühte er sich auf das Eifrigste, sich zu einem guten prosaischen Schriftsteller zu bilden. In dieser Beziehung wirkte besonders anregend auf ihn seine Jugendfreundschaft mit John Collins, einem talentvollen Jungen, der eben so sehr auf Bücher versessen war, wie unser Benjamin. Mit diesem disputirte er über Alles, was ihm grade in den Weg kam, und beide machten es zu ihrem Hauptvergnügen, einander zu bekämpfen. Einmal discutirten sie unter Anderm über die Frage, ob es schicklich sei, das weibliche Geschlecht in den Wissenschaften zu erziehen oder nicht. Collins war dagegen, Franklin dafür. Collins war beredter, es standen ihm mehr Worte zu Gebote, und Franklin glaubte zuweilen, mehr im Fluß der Rede als in der Stärke des Raisonnements besiegt zu sein. Er setzte sich darum hin, schrieb seine Argumente nieder und schickte sie seinem Freunde zu. Dieser antwortete, er erwiederte. Drei oder vier Briefe waren gewechselt, als Benjamin's Vater sie fand und las. Er ging auf die Frage selbst gar nicht ein, zog aber seinen Sohn bei Seite und zeigte ihm, daß er hinter seinem Gegner besonders in der Eleganz des Ausdrucks und in der Klarheit der Behand-

lungsweise zurückblieb. Dieser überzeugte sich von der Wahrheit seiner Bemerkungen und gab sich nun ernstlich daran, seinen Styl zu verbessern. Um jene Zeit fiel ihm ein Band von einem damals sehr berühmten Blatte, dem „Spectator“ (Beobachter) in die Hände, das sich durch seine Sprache, wie durch seinen Inhalt gleich sehr auszeichnete. Ein eifriges Streben, diese Sprache nachzuahmen, bemeisterte sich seiner. Er nahm einige von den Blättern vor, merkte sich die Hauptgedanken, legte sie einige Tage bei Seite und versuchte sie dann mit seinen eigenen Worten wieder zu geben. Darauf verglich er seine Nachahmung mit dem Original, bemerkte seine Fehler und verbesserte sie. Er sah aber bald, daß es ihm vorzüglich an Worten fehlte. Um dem abzuhelfen, fing er an, die Aufsätze des Beobachters in Reime zu bringen, da er früher, als er sich zum Dichter geboren glaubte, bemerkt hatte, daß das fortgesetzte Suchen nach dem Reim seinen Schatz von Worten bedeutend vermehrte. Er ließ sich keine Mühe verdrießen, die Prosa in Verse und nach einiger Zeit wieder die Verse in eigene Prosa umzusetzen. Auch warf er oft die Sammlung seiner Bemerkungen wild durch einander und suchte sie dann nach einiger Zeit wieder zu ordnen. Die Vergleichung mit dem Original zeigte ihm auch hier seine Fehler, und er verbesserte sie unermüdlich. Nach und nach merkte er, daß er Fortschritte machte, und faßte die Hoffnung, sich zu einem erträglichen englischen Schriftsteller ausbilden zu können, dahin für den Augenblick sein ganzes Streben ging. Seine Uebungsstunden hielt er in der Nacht oder Morgens vor dem Anfang der Arbeit und namentlich Sonntags, wo er so viel als möglich die Kirche versäumte. Für die religiösen Gebräuche verlor er überhaupt schon in frühester Kindheit nicht gerne Zeit, so streng ihn auch sein Vater zum Besuch der Kirche anhielt. Unter Anderm fand er die ewigen Tischgebete, die immer dasselbe enthielten, sehr langweilig, und einmal, als im Hause ein Schwein eingesalzen wurde, fragte er ganz keck seinen Vater, warum er das Gebet nicht gleich über das ganze Schwein ausspräche, da wäre Alles auf einmal abgemacht, und da brauchte er es nicht jeden Mittag auf's Neue zu wiederholen.

Als er 16 Jahre alt war, fiel ihm ein Buch über vegetabilische Diät in die Hände, das sich sehr stark gegen das Fleischessen aussprach. Franklin entschloß sich, diese Diät anzunehmen. In dem Hause, wo er wohnte, lachte man ihn aus und fand seine Sonderbarkeit unbequem. Um daher ungestört seiner Grille nachleben zu kön-

nen, lernte er sich einige von den angegebenen vegetabilischen Gerichten selbst machen und schlug dann seinem Bruder vor, wenn er ihm wöchentlich die Hälfte von dem Gelde geben wolle, das er bisher für seine Kost bezahlt, so wolle er sich selbst beköstigen. Der Bruder ging darauf ein, und so gewann unser Benjamin einen neuen Fond für seine Bücher. Er aß nicht mehr, als er durchaus mußte, oft bildete ein Zwieback und ein Glas Wasser sein ganzes Mahl. Das Geld, das er erübrigte, wurde auf den Ankauf von Büchern verwendet, und die Zeit, wo die Andern beim Essen saßen, gewann er ebenfalls größtentheils für seine Studien, da seine kleine Mahlzeit bald verzehrt war. Zugleich brachte ihm diese außerordentliche Mäßigkeit im Essen und Trinken den Vortheil, daß sein Kopf stets klar und seine Fassungskraft scharf blieb.

Er studirte mit eisernem Fleiß, obgleich gegen seine Neigung, mehrere Bücher über Mathematik. Ferner las er besonders einige Schriften von Freidenkern, namentlich Locke über den menschlichen Verstand und Xenophons Memorabilien des Sokrates. Keins von allen andern Büchern machte einen so bleibenden Eindruck auf ihn, als dieses letztere. Er war bezaubert von der Methode des Sokrates, wovon er in diesem Buche mehrere Beispiele fand. Aus den Menschen herauszufragen, was er ihnen zu beweisen beabsichtigte, hatte für ihn den höchsten Reiz. Und da er nach seinem eigenen Geständniß um diese Zeit ein „Zweifler" war, so wandte er die Sokratische Methode auf religiöse Disputationen an und brachte durch seine Fragen oft die rechtgläubigsten Leute in die größte Verwirrung. Mehrere Jahre bediente er sich dieser Methode und machte sie zum einzigen Prüfstein der Wahrheit. Nachher gab er die Methode sel auf, aber die unbefangene Humanität des griechischen Weltweisen verwuchs mit seiner innersten Natur. Fortan brauchte er nie Ausdrücke wie „zuverlässig!" „ohne Zweifel!" Er behauptete Nichts positiv, sondern wenn er seine Meinung über irgend einen Gegenstand aussprach, wählte er immer Ausdrücke, wie „ich halte dafür," oder „ich höre, daß das sich so und so verhält," „es erscheint mir so" oder „ich sollte nicht denken," daß es so wäre, aus den und den Gründen," oder „ich denke mir, daß es so ist;" oder „es ist so, wenn ich nicht irre." Diese Gewöhnung hält Franklin für den Hauptgrund, warum es ihm nachher so oft gelang, Andere von seinen Meinungen zu überreden. Und gewiß hört Jeder einen Menschen, der bescheiden auftritt und mehr den Anschein hat, als wolle er *sich* belehren,

als andere, viel lieber an, als die dogmatisch steifen Behauptungen eines Andern, der von seiner Weisheit selbst viel zu sehr überzeugt ist, um Andere davon überzeugen zu können.

Seit dem Jahre 1721 gab Franklins Bruder ein Blatt heraus, das „New England Courant." Es war nach Franklins Angabe das zweite Blatt in den Colonien, und die Freunde riethen von dem Unternehmen sehr ab, indem sie der Meinung waren, „Eine Zeitung sei genug für Amerika." Unser Benjamin mußte die Blätter zuerst setzen und drucken und dann bei den Abonnenten herumtragen.

Unter seines Bruders Freunden waren einige Männer von Geist, die hin und wieder kleine Aufsätzchen für das Blatt schrieben und dann in die Druckerei kamen, um sich darüber zu besprechen. Das reizte den Ehrgeiz unsers Benjamin, und er faßte den Entschluß, sich auch einmal zu versuchen. Doch weil er noch ein Knabe war, fürchtete er, sein Bruder würde nichts drucken, wenn er wüßte, daß er es geschrieben. Er setzte sich also in aller Stille hin, verstellte seine Hand und schrieb ein anonymes Blättchen, das er unter die Thür der Druckerei steckte. Man fand es, las es, lobte es und rieth auf einige der bedeutendsten und geistvollsten Männer in Boston als Verfasser. Das schmeichelte seiner jungen schriftstellerischen Eitelkeit nicht wenig, und er fuhr fort, auf dieselbe Weise eine Reihe von Aufsätzen einzuschicken, bis ihm der Stoff ausging. Erst dann offenbarte er sich als den Verfasser, und er wurde von nun an von den Bekannten seines Bruders mehr beachtet. Sein Bruder aber hatte keinen Gefallen daran, er dachte, der Junge werde zu eitel, und seine Meisterwürde könnte darunter leiden. Er behandelte ihn nun erst recht nicht wie seinen Bruder, sondern wie damals ein grober Meister seine Lehrjungen zu behandeln pflegte. Er verlangte von ihm die niedrigsten Dienste, malträtirte ihn auf jede Weise und prügelte ihn höchst grausam. Das wurde unserm Benjamin am Ende langweilig, er kriegte seine lange Lehrzeit satt, und wartete nur auf eine Gelegenheit, sie abzukürzen. Diese kam bald. Ein Artikel im New England Courant, der die gesetzgebende Versammlung beleidigt hatte, führte zu einer Untersuchung. Sein Bruder wollte den Namen des Verfassers nicht nennen und wurde in Folge dessen auf einen Monat eingesperrt. Während der Bruder saß, führte unser Benjamin die Redaktion, und er nahm die Gelegenheit wahr, gegen die beschränkte Regierung tapfer zu Felde zu ziehen. Als sein Bruder aus dem Gefängniß entlassen wurde, kündigte man demselben das Verbot an,

seine Zeitung fort zu drucken. Da mußte nun der Benjamin seinen Namen als Besitzer hergeben, und so ging das Geschäft ungestört fort. Im Geheimen hatte er aber neue Verpflichtungen gegen seinen Bruder unterzeichnen müssen. Die rauhe und tyrannische Behandlung jedoch, die er von seinem Bruder erfuhr, wurde ihm immer unerträglicher und diente nicht wenig dazu, „jenen Widerwillen gegen jede willkürliche Gewalt, der ihn nachher sein ganzes Leben nicht verließ, in seine tiefste Seele zu pressen*)." Endlich entschloß er sich, seine Freiheit geltend zu machen, indem er darauf rechnete, sein Bruder werde es nicht wagen, sich auf die neuen Verpflichtungen zu berufen. Er war für's Prügeln zu groß geworden und ging davon. Ehe er aber noch seinen Entschluß ausgeführt hatte, zeigte sich die brüderliche Liebe noch einmal recht schlagend. Der gereizte Bruder lief bei allen Druckern in Boston umher und überredete sie, dem Benjamin keine Arbeit zu geben. Diesem war aber seine Freiheit lieber, als seine Heimath, und er entschloß sich kurz und gut, sein Weniges aufzupacken und in der Fremde sein Glück zu versuchen. Ohnehin hatte er es mit den Leuten in Boston längst verdorben, denn er galt für einen Atheisten und Ungläubigen, und die Frommen deuteten auf ihn mit Schaudern.

Wenige Tage vergingen, und er war zur See und segelte frohen Muthes nach New-York. Dem Schiffskapitän war von seinem Freunde Collins leicht aufgebunden, ein unangenehmer Handel mit einem schlechten Frauenzimmer, das ihn zur Heirath zwingen wolle, erheische geheime Flucht, und so erfuhr Niemand davon, bis es zu spät war.

Unterwegs fand er Veranlassung, seine vegetabilische Diät abzuschwören. „Unsere Mannschaft," so erzählt er, „war beschäftigt, Fische zu fangen, und zog eine große Menge an Bord. Bis dahin hatte ich treu an meinem Entschluß gehalten, nichts zu essen, das Leben in sich habe; und bei dieser Gelegenheit betrachtete ich, nach meinem Meister Tryon, den Fischfang als eine Art unberechtigten Mordes, da keiner von diesen Fischen uns hatte einen Schaden thun können, der ihren Tod zu rechtfertigen im Stande gewesen wäre. Das Alles schien sehr vernünftig. Aber ich war früher ein großer Freund von Fisch gewesen, und als er jetzt aus der Bratpfanne kam, roch er zu wunderschön. Einige Zeit schwankte ich zwischen Princip

*) Siehe Franklins Memoiren.

und Appetit, endlich erinnerte ich mich, daß man beim Oeffnen der Fische kleinere Fische in ihrem Magen gefunden hatte, und da dachte ich, „eßt Ihr Euch einander, dann sehe ich nicht ein, warum wir Euch nicht essen sollen.“ So hieb ich denn mit tapferem Appetit in den Fisch ein und habe seitdem immer gegessen, wie andere Leute, nur dann und wann einmal zur vegetabilischen Diät zurückkehrend. Es ist gar zu bequem, ein vernünftiges Geschöpf zu sein, da es einen in den Stand setzt, für Alles, was man zu thun Lust hat, einen vernünftigen Grund zu finden oder zu schaffen.“

In New-York gab's keine Arbeit, dagegen erhielt er ziemlich sichere Aussichten für Philadelphia. Er machte sich also auf dem kürzesten Wege dahin auf, und nachdem er von Wind und Wetter tüchtig durchgepeitscht war, kam er zuletzt glücklich in dem Hafen der Stadt an, darin er nachher eine so bedeutende Rolle spielen sollte. Es war an einem Sonntag Morgen, als er an der Marketstraßen-Werfte in Philadelphia an's Land stieg. Seinen Einzug in die Stadt erzählt er selbst folgendermaßen:

„Ich war in meinen Arbeitskleidern, da mein bestes Zeug zur See nachkommen sollte. Dazu war ich schmutzig von meinem langen Aufenthalt im Boot: meine Taschen waren mit Hemden und Strümpfen vollgestopft, und ich kannte keine Seele, noch wußte ich, wohin ich mich um eine Wohnung wenden sollte. Uebrigens war ich müde vom Gehen, Rudern, und weil ich so wenig Schlaf gehabt hatte. Dazu kam ein sehr großer Hunger. Und meine ganze Baarschaft bestand aus einem einzigen Dollar und ungefähr einem Schilling Kupfergeld, welches ich den Bootsleuten gab. Zuerst weigerten sie sich, es anzunehmen, weil ich mitgerudert hatte, aber ich bestand darauf. Der Mensch ist zuweilen freigebiger, wenn er wenig Geld hat, als wenn er in Ueberfluß schwimmt, vielleicht, damit man nicht denken soll, er habe nur wenig. Ich ging die Straße ganz hinauf, da begegnete mir ein Junge mit Brod. Eine Mahlzeit von trockenem Brod war mir aber nichts Neues, drum fragte ich ihn, wo er es gekauft, und ging dann sofort in den Bäckerladen, dahin er mich wies. Ich forderte Zwiebäcke und meinte damit solche, wie wir in Boston hatten, die Sorte schien jedoch in Philadelphia nicht gemacht zu werden. Ein Dreicentlaib war ebenfalls nicht zu haben. Da ich nun wohl sah, daß ich eben so wenig die Preise, wie die Namen der verschiedenen Sorten von Brod kannte, so verlangte ich für drei Cents von irgend einer Sorte. Darauf gab man mir drei große dicke Brode.

Ich war erstaunt über die Quantität, und weil ich in den Taschen keinen Platz hatte, nahm ich unter jeden Arm eins, aß am dritten und ging. So wanderte ich auch an dem Hause von Herrn Read, dem Vater meiner künftigen Frau, vorbei. Diese stand in der Thür und sah mich. Sie dachte, ich hätte ein höchst unbeholfenes lächerliches Ansehen, was gewiß auch der Fall war. Dann drehte ich mich und ging Chestnutstr. und einen Theil von Walnutstr. hinunter, den ganzen Weg entlang an meinem Brod essend. Endlich fand ich mich wieder an der Marketstraßen-Werfte, nahe bei dem Boot, darin ich gekommen war. Ich sprang hinein und trank einen tüchtigen Zug Wasser aus dem Fluß. Indeß hatte ich mich an dem einen Brode ganz satt gegessen, gab darum die andern zwei einer Frau und ihrem Kind, die mit uns gekommen waren und daselbst auf ein Boot zur Weiterfahrt warteten. So erquickt ging ich wieder die Straße hinauf, welche jetzt voll von sauber geputzten Menschen war, die alle denselben Weg gingen. Ich schloß mich dem Zuge an und kam auf diese Weise in die große Quäkerkirche nahe am Markt. Ich setzte mich in ihre Mitte, sah mich eine Zeit lang um, da ich aber nichts reden hörte, fielen mir am Ende vor Müdigkeit die Augen zu. Ich wachte nicht eher wieder auf, bis die Kirche aus war und mich Jemand weckte. Dieß war also das erste Haus in Philadelphia, darin ich war und schlief."

Und wie er mit dem Zuge gekommen, so ging er nun auch mit ihm zurück. Die Leute sahen alle so sonntäglich aus, daß er sich lange nicht getraute, Jemanden anzusprechen. Endlich faßte er sich ein Herz und fragte nach einem Wirthshause, worauf man ihm freundlich Bescheid gab. Die Gäste im Wirthszimmer sahen ihn freilich auch etwas schief an, wie einen entlaufenen Vagabunden, man gab ihm aber doch was zu essen und ein Bett, wonach er am Meisten verlangte.

Den andern Morgen zog er sein reinstes Hemde an, um sich Arbeit zu suchen. Die gehoffte Stelle bei Bradford war schon besetzt, dagegen gab ihm ein neuer Drucker, Namens Keimer, der sich erst kürzlich in Philadelphia etablirt hatte, nach wenigen Tagen Beschäftigung. Und damit hatte er Alles, was er vor der Hand wünschte. Er brachte Keimers Druckerei in bessere Ordnung und zeigte bald, daß er sein Handwerk besser verstand, als Keimer und Bradford zusammen genommen, die beide ziemlich traurige Stümper waren. Seine strenge Mäßigkeit brachte ihn schnell in bessere Verhältnisse.

Er zog in Herrn Reads Haus, dessen liebenswürdiges Töchterchen nun an dem neuen Ankömmling viel mehr Gefallen hatte, und erwarb sich durch sein ansprechendes Wesen in kurzer Zeit einen neuen Kreis von Freunden und Bekannten.

Mittlerweile hatte er an Boston wenig gedacht, und man wußte daselbst von seinem neuen Aufenthaltsort noch nichts. Endlich kam zufällig ein Schwager von ihm, Namens Holmes, in die Nähe von Philadelphia. Sobald dieser gehört, daß unser Benjamin dort sei, schrieb er ihm einen Brief voll bitterer Vorwürfe über sein Benehmen gegen seinen Bruder. Die Sorgen der Aeltern blieben dabei nicht unberührt, und sofortige Rückkehr wurde als das einzige Mittel der Versöhnung dringend anempfohlen. Unser Benjamin ließ aber keine Zeile unbeantwortet und vertheidigte sich auf das Beste.

Diese Vertheidigung kam an seinen Schwager, als er grade mit Sir William Keith, dem damaligen Gouvernör von Pennsylvanien, in Gesellschaft war. Dieser bekam den Brief zu lesen, und als er das Alter des Schreibers erfahren, interessirte er sich auf das Lebhafteste für den vielversprechenden Jüngling und beschloß, ihm zu helfen, ein eigenes Geschäft anzufangen. Wenige Tage darauf kam er mit einem andern vornehmen Herrn in die Druckerei. Keimer denkt, der Besuch gelte ihm und läuft voll Freude hinunter, ihnen entgegen. Aber der Gouvernör fragt nach seinem Gesellen Benjamin Franklin, geht auf ihn zu, giebt ihm die Hand, sagt ihm die schmeichelhaftesten Komplimente, spricht den lebhaftesten Wunsch aus, seine Bekanntschaft zu machen und bittet ihn, ein wenig mitzukommen in ein benachbartes Wirthshaus, um ein Glas ausgezeichneten Madera zu probiren. Der alte Keimer weiß sich vor Erstaunen nicht zu fassen, während Franklin sich anschickt, der Einladung zu folgen.

Als sie nun beim Madera zusammen saßen, redete der Gouvernör unserm Freunde auf das Eifrigste zu, ein eigenes Geschäft aufzusetzen. Er versprach ihm seinen ganzen Einfluß, um ihm den Druck für die Regierung zu sichern, und als Franklin sein Bedenken aussprach, ob sein Vater sich auch würde bereitwillig finden lassen, ihm mit den nöthigen Geldmitteln beizustehen, wurde sofort beschlossen, er solle mit dem nächsten Schiffe selbst nach Boston reisen mit einem Brief vom Gouvernör, der seinen Vater gewiß bewegen würde, Alles zu thun, was er wünsche. Der Plan blieb indeß ein Geheimniß, und als bald darauf ein Schiff nach Boston ging, segelte unser

Freund frohen Muthes ab, und Keimer glaubte, es sei nur, um seine Verwandten zu besuchen.

Seine Aeltern und Geschwister wunderten sich sehr, ihn zu sehen, denn sie hatten bis dahin noch nichts von ihm gehört. Indeß nahmen ihn Alle freundlich auf, außer seinem Bruder, der ihm den Rücken zukehrte, als er auf seine Druckerei kam. Er aber ließ sich nicht stören, sprach mit den Arbeitern über sein Leben in Philadelphia, zeigte ihnen Pennsylvanische Silbermünzen, seine Uhr u. s. f., was sie sehr begierig machte, auch einmal dahin zu kommen. Sein Bruder aber war voll Gift und Galle und hätte ihn gern hinausgeworfen.

Das Geschäft mit dem Vater lief indeß anders ab, als er es gehofft hatte. Dieser freute sich sehr über die freundliche Protection, die der Gouvernör seinem Sohn zukommen ließ, hielt aber denselben für einen etwas unbesonnenen Mann, weil er einen so jungen Menschen, der noch so wenig von der Welt gesehen, schon zu einem unabhängigen Geschäftsmann machen wollte. Seine Antwort war äußerst höflich, aber abschlägig, und Benjamin erhielt den guten Rath, die alte Arbeit bei Keimer fortzusetzen, um sich mit der Zeit selbst so viel zu verdienen, als er zur Gründung eines eigenen Geschäfts brauchte.

Schon auf dem Rückwege nach Philadelphia sollte es sich ausweisen, daß der verständige Vater nicht so Unrecht gehabt. Zu Boston hatte Benjamin unter Andern auch seinen alten Freund Collins wiedergefunden, der von Allem, was er von Philadelphia hörte, so begeistert war, daß er sich entschloß, mit dahin zu gehen. Seine Ungeduld war so groß, daß er den Tag von Franklins Abreise nicht abwarten konnte und ihm bis New-York vorausreiste, wo sie sich treffen und dann zusammen weiter gehen wollten. In der frohen Hoffnung, nun bald in Philadelphia das alte Freundschaftsleben fortsetzen zu können, folgte unser Benjamin ihm nach. Unterwegs fand er auch Gelegenheit, seinen Bruder John zu besuchen. Dieser war äußerst erfreut, ihn zu sehen und gab ihm an einen Freund in Pennsylvanien einen Wechsel auf 35 Pfund Sterling mit, wofür er das Geld eincassiren und gelegentlich übersenden sollte.

Als er in New-York ankam, fand er in seinem alten Freunde nicht mehr den nüchternen fleißigen Jungen von ehedem, sondern einen completen Säufer. Schon in der letzten Zeit in Boston hatte derselbe sich nach und nach das Schnappstrinken angewöhnt, aber in

New-York, wo nichts ihn zurückhielt, trat diese Leidenschaft bei ihm mit einmal in ihrer ganzen Verderblichkeit hervor. Er war keinen einzigen Tag nüchtern und vertrank und verspielte Alles, was er hatte. Der arme Franklin mußte ihn aus seinem Wirthshause loskaufen, und da er ihm nicht allein für die Reise, sondern auch noch in Philadelphia auf dem Halse lag, so ging nicht allein Franklins eigen Geld darauf, sondern er ließ sich auch bereden, das Geld, welches er mittlerweile für seinen Bruder eingenommen, anzugreifen und dem heruntergekommenen Freunde zu leihen. Dieser aber vertrank Alles, und nebenbei brachte ihn seine Trunksucht um allen Credit, so daß ihn kein Geschäftsmann anstellen wollte. Zu guter Letzt benahm er sich auch noch gegen seinen Freund unverschämt. Dieser verachtete ihn, fütterte ihn aber dennoch nach wie vor. Endlich fand er eine Erzieherstelle in Barbadoes und reiste dahin ab. Beim Abschied versprach er hoch und theuer, von seinem ersten Gelde die geliehene Summe zurückzuzahlen. Franklin hörte seitdem nie wieder von ihm und brauchte mehrere Jahre, ehe er das verlorene Geld wieder einbringen und seinem Bruder übersenden konnte. Uebrigens machte dieser Vorfall auf ihn einen unauslöschlichen Eindruck und trug nicht wenig bei, ihn in seinen Grundsätzen der Nüchternheit und Sparsamkeit zu befestigen.

Der Gouvernör Keith war indeß mit der Ansicht von Franklins Vater keineswegs einverstanden und schien vielmehr entschlossen, ihn mit seinem eigenen Gelde zu etabliren. Als er den Kostenanschlag einer Druckerei, den er sich von Franklin hatte vorlegen lassen, übersehen, schlug er ihm vor, selbst nach England zu reisen, um die Sachen an Ort und Stelle zu kaufen und zugleich Bekanntschaften zu machen und buchhändlerische Verbindungen anzuknüpfen. Das ließ sich dieser nicht zweimal sagen, der Gedanke, London zu sehen, brachte seine ganze bewegliche Natur in Aufregung, und sein Entschluß war bald gefaßt. Er brachte seine Sachen in Ordnung, baute die schönsten Luftschlösser und hielt sich bereit, mit dem jährlichen *) Schiffe zwischen Philadelphia und London, das in einigen Monaten segeln sollte, die Reise zu unternehmen.

Indeß ließ er sich in seiner Arbeit bei Keimer nicht stören, im Gegentheil verdoppelte er seine Anstrengung und lebte in nüchterner

*) Es ging damals jedes Jahr nur Ein regelmäßiges Postschiff von Philadelphia nach England.

Zurückgezogenheit, wie immer. Der Gouvernör lud seinen Günstling oft zu sich zu Tisch, erzählte von seinen einflußreichen Verbindungen in England, versprach ihm die nöthigen Creditbriefe rc. Kurz, unser Franklin war seelenvergnügt. In kurzer Zeit hoffte er mit Presse und Typen in Philadelphia zurück zu sein, dann gedachte er sich ein eigenes Haus zu gründen, und Miß Read, der er damals heftig den Hof machte, sollte sein eheliches Weib werden.

Der Abschied war leicht, die Aussicht auf eine schönere Zukunft verklärte ihn. Miß Read namentlich hoffte er unter den trautesten Verhältnissen wiederzusehen, denn die jungen Herzen waren ganz sicher, daß sie sich ewig treu bleiben würden, und der Vorgeschmack künftiger Seligkeit mischte sich in ihren Scheidekuß. Von den Freunden ging einer der besten, Namens Ralph, mit ihm, und die Creditbriefe und Empfehlungen vom Gouvernör sollte er an Bord des Schiffes finden.

Als er den Capitän nach den Briefen vom Gouvernör fragte, erfuhr er, daß sie alle in den Briefsack geworfen waren. Doch wurde ihm versprochen, vor ihrer Ankunft in England den Sack durchsuchen und alle Briefe, die für ihn bestimmt seien, herausnehmen zu dürfen. So kam es denn, daß er erst im Angesicht der englischen Küste erfuhr, daß für ihn nichts da war. Vergebens suchte er nach den erwarteten Empfehlungen, vergebens nach den versprochenen Creditbriefen. Unter seinen Reisegefährten waren mehrere angesehene Leute, die sich gegen ihn sehr freundlich bewiesen hatten, namentlich Herr Denham, ein Quäker und Kaufmann aus Philadelphia. Diesem klagte er seine Noth, erfuhr aber nun zu spät, was für einen Charakter der Gouvernör habe, dem er sein ganzes Vertrauen geschenkt. Er hörte, daß er nicht der Erste war, den das Vertrauen auf Sir William Keith betrogen. Dieser Herr, der übrigens ein braver Mann und ein recht guter Gouvernör war, hatte das Unglück, ein freigebiges Herz und einen mageren Geldbeutel zu haben. Es war seine Leidenschaft, jungen aufstrebenden Männern seine Protection zu leihen, da ihm aber dazu die nöthigen Mittel fehlten, so legte er sich aufs Versprechen, ohne je daran denken zu können, seine Versprechungen zu erfüllen. Geld hatte er gar nicht und Credit eben so wenig. Das war nun freilich nicht sein Fehler, aber Leuten, die ihn nicht kannten, wußte er einen gar hohen Begriff von seinem Einfluß und Credit zu geben, und wer ihm glaubte, der war gewiß, seine hohe Gönnerschaft theuer bezahlen zu müssen. So ging es unserm

Franklin. Er kam indeß auf diese Weise nach England, und als er sich von seinem ersten Schrecken erholt und Arbeit gefunden hatte, überwand er seinen Aerger bald und vergab dem Gouvernör seinen Streich von Herzen gern.

Ralph blieb Franklins unzertrennlicher Freund. Er war von Philadelphia fortgegangen, vorzüglich um von seiner Frau loszukommen, mit der er sehr unglücklich lebte. Er bemühte sich nun um Beschäftigung in den verschiedensten Zweigen, zuerst als Schauspieler, dann als Redakteur, endlich als Copist, allein vergebens. So mußte denn Franklin, der bald in einer der größten Druckereien in London Arbeit fand, für ihn mitsorgen. Der ließ sich das aber nicht verdrießen und arbeitete mit unermüdlichem Fleiß. Er verdiente damit ein gutes Stück Geld, aber der Wochenlohn ging regelmäßig darauf, an Sparen war nicht zu denken. Sein Freund Ralph gebrauchte namentlich viel Geld, denn er ließ sich kein Vergnügen entgehen. Die Frau hatte er bald ganz vergessen, und Franklin dachte ebenfalls nicht sehr lange mehr an seine Verpflichtungen gegen Miß Read. Sie ergaben sich den Zerstreuungen des Augenblicks, führten in jeder Beziehung ein Leben, wie es die meisten jungen Leute in großen Städten zu führen pflegen, und wußten ihre Grundsätze so ziemlich danach einzurichten.

Endlich fand Ralph es bequemer, für sich zu wohnen. Er verliebte sich in eine Putzmacherin und bezog mit ihr ein Zimmer. Sie lebten eine Zeit lang zusammen, da aber Ralph noch immer keine Arbeit hatte und sein Mädchen nur wenig verdiente, so entschloß er sich, Schulmeister zu werden. Er hielt dieß freilich unter seiner Würde, indeß die Noth trieb ihn, ein Uebriges zu thun. Um seinem Namen aber für die Zukunft nicht zu schaden, nannte er sich in seiner Eigenschaft als Schulmeister Benjamin Franklin. Er hatte seine Schule auf dem Lande, nicht weit von London, machte daselbst ein langes episches Gedicht, das er in wöchentlichen Correspondenzen seinem Freunde mittheilte und überließ es diesem, sein Mädchen zu unterhalten, das durch den Umgang mit Ralph fast alle früheren Kunden und Freunde verloren hatte. Franklin übernahm diese Pflicht ohne Weigerung, da er aber damals ein ziemlich lockerer Zeisig war und das Mädchen für schlechter hielt, als es wirklich war, so nahm er sich bei einem seiner Besuche einige Freiheiten heraus, die das Mädchen sehr übel aufnahm und Ralph anzeigte. Dieser schrieb ihm darauf, daß er sich nunmehr aller Verpflichtungen gegen

ihn enthoben fühle, was Franklin vorzüglich auf die Schulden deutete, die Ralph bei ihm gemacht. Uebrigens wußte er sich christlich über den Bruch einer Freundschaft zu trösten, „die ihm so viel Geld gekostet," und ging nun mit neuem Ernst und neuer Freude an seine Arbeit.

Schon vor einiger Zeit war er durch einen Aufsatz über „Freiheit und Nothwendigkeit, Freude und Schmerz" mit mehreren Freidenkern in nähere Berührung gekommen, die seine Arbeit rühmten und ihn in ihre literarischen Kreise zogen. Namentlich führte ihn Mandeville, ein damals sehr bekannter Schriftsteller und Verfasser der Fabel von den Bienen in den Clubb seiner Freunde ein. So machte Franklin seine ersten literarischen Bekanntschaften in London, bei denen er sehr viel Anregung fand zu seiner weitern Entwicklung, besonders da mehrere ziemlich reichhaltige Bibliotheken seinem Gebrauch offen standen.

In der Werkstätte suchte er sich die härteste Arbeit, um tüchtige körperliche Uebung zu haben. Er trank dabei nur Wasser, während die andern Arbeiter, gegen 50 an der Zahl, alle mit einander große Biertrinker waren. Anfangs lachten sie ihn aus, nachher aber konnten sie sich nicht genug wundern, daß der „Wasseramerikaner" stärker war, als sie, trotzdem daß sie sich so oft mit „Strong Beer" stärkten. Das benutzte Franklin zu einem Feldzuge gegen das „Strong Beer". Er suchte den Arbeitern klar zu machen, daß in einem Pennybrod mehr Kraft stecke, als in einem Pint Bier, und daß ein Pint Wasser mit einem Pennybrod mehr Kraft gebe, als ein ganzes Quart Bier. Statt wie die Andern „Strong Beer" zum Frühstück zu trinken, ließ er sich aus der Nachbarschaft einen großen Topf voll kräftiger Suppe bringen, die er für dasselbe Geld hatte, wie ein Pint Bier. Das merkten sich dann auch Viele und folgten seinem Beispiele, wobei sie bald gewahr wurden, daß die Suppe ihnen viel besser bekam, als das Bier, und „daß namentlich ihre Köpfe heller blieben". Es schmerzte unsern Franklin in tiefster Seele, daß so viele sonst wackere Arbeiter durch das leidige Saufen in ewiger Abhängigkeit erhalten würden. Ja, er begriff es gar nicht, wie ein Mensch sein theuerstes Gut so elend verschlemmen könne. Er haßte von frühester Kindheit die Abhängigkeit wie den Tod und suchte darum zu retten, wen er konnte, aber wer sich einmal zum Sklaven einer viehischen Leidenschaft gemacht hat, fühlt sich sauwohl in seinem Schlamm und begreift gar nicht mehr, warum sich nicht alle

Welt da herumwälzt. Das erfuhr auch Franklin oft genug, und die abschreckenden Beispiele Anderer lehrten ihn den Werth eines streng mäßigen Lebens immer höher schätzen.

Den Plan, eine Schwimmschule zu eröffnen, der ihn eine Zeit lang beschäftigte, verdrängte Herr Denham, der ihm antrug, sein Buchführer zu werden, mit ihm nach Philadelphia zurückzukehren und dann für ihn Commissionsreisen nach Westindien zu unternehmen. Franklin nahm das Anerbieten an und segelte, nach einem Aufenthalt von 18 Monaten, am 23. Juli 1826 wieder von London ab. Unterwegs dachte er viel über sein vergangenes Leben nach, er vermißte darin eine bestimmte planmäßige Ordnung, und kam zu dem Entschluß, von nun an ein geregelteres Leben zu führen. Er schrieb daher einen Plan nieder, „dem er sein ganzes nachheriges Leben hindurch treu geblieben." Das Manuscript dieses Planes fehlt in dem Reisejournal, zu dem es gehört, indeß theilt Walsh in seinem Leben Franklins einen Zettel von Franklins Hand mit, der nach unserm Urtheil nichts Andres sein kann, als der in Frage stehende Plan selbst. Wenigstens muß der Inhalt desselben ganz ähnlicher Natur gewesen sein. Der berührte Zettel lautet, wie folgt:

„Diejenigen, welche von der Dichtkunst schreiben, unterweisen uns, falls wir etwas Lesenswerthes schreiben wollen, jedesmal, ehe wir beginnen, einen regelmäßigen Plan und Zweck von unserm Stück zu entwerfen; sonst kämen wir in Gefahr, uns in Widersprüche zu verwickeln. Ich bin geneigt zu denken, daß es ganz ebenso mit dem Leben ist. Bis jetzt habe ich mir noch nie einen regelmäßigen Plan für mein Leben vorgezeichnet, und eben darum ist es eine verwirrte Mannigfaltigkeit von verschiedenen Scenen gewesen. Ich stehe jetzt im Begriff, in eine neue einzutreten; ich will darum zu einem Entschluß kommen und mir eine bestimmte Regel für meine Thätigkeit bilden, damit ich fortan in allen Beziehungen lebe, wie ein vernünftiges Geschöpf.

1) Ist es für mich nothwendig, eine Zeit lang außerordentlich mäßig zu sein, bis ich bezahlt habe, was ich schuldig bin.

2) Muß ich mich bemühen, überall die Wahrheit zu sagen und Niemandem Erwartungen geben, die ich nicht mit Wahrscheinlichkeit erfüllen kann, sondern nach Aufrichtigkeit trachten in jedem Wort und in jeder Handlung; denn das ist die gewinnendste Auszeichnung an einem vernünftigen Wesen.

3) Muß ich jedes Geschäft, das ich ergreife, mit Fleiß betreiben

und mich nicht durch ein thörichtes Projekt, plötzlich reich zu werden, von meinem Geschäft abbringen lassen, denn Fleiß und Geduld sind die sichersten Mittel zum Wohlstand.

4) Beschließe ich, von keinem Menschen, welcher Art er auch sein mag, etwas Uebles zu reden, auch nicht im Falle strenger Wahrheit; sondern lieber auf die eine oder andere Weise die Fehler zu entschuldigen, deren ich Andere anklagen höre, und endlich bei geeigneten Gelegenheiten alles Gute zu sagen, was ich von Jemand weiß."

Franklins kaufmännische Thätigkeit war indeß von kurzer Dauer. Sein Principal starb wenige Monate nach ihrer Ankunft in Philadelphia, das Geschäft wurde geschlossen, und somit hatte auch seine Stelle ein Ende. Er bedachte sich aber nicht lange und kehrte zu seinem alten Geschäft zurück. Keimer übertrug ihm die oberste Leitung seiner Druckerei und bezahlte ihm einen sehr guten Lohn, weil er ohne ihn fast nichts machen konnte. Es war nämlich in der ganzen Druckerei kein Einziger, der etwas von seinem Geschäft verstand. Die Arbeiter waren alle zusammen zu ganz andern Geschäften aufgezogen. Sie bekamen natürlich einen erbärmlichen Lohn, und Franklin merkte sehr wohl, daß es Keimers Absicht war, sie von ihm ausbilden zu lassen, und nachher ihn selbst fortzuschicken oder auch auf niedrigen Lohn zu setzen. Er ließ sich aber nicht irre machen und that sein Möglichstes, die Druckerei in Ordnung zu bringen, benutzte die vorliegenden Kräfte auf's Beste, und bald waren die Arbeiter so weit unterrichtet, daß Alles ziemlich gut von Statten ging.

Je mehr sich aber die günstigen Folgen seiner Thätigkeit in der Druckerei entwickelten, desto mehr wurde Keimer des hohen Lohnes überdrüssig. Nach und nach glaubte derselbe auch ohne Franklin fertig werden zu können, er wurde darum immer unfreundlicher und machte endlich seinem Unmuth durch Grobheiten Luft. Franklin hatte aber nicht Lust, sich schimpfen zu lassen, ließ sich darum seinen rückständigen Lohn bezahlen und packte auf und ging.

Am Abend desselben Tages machte ihm einer seiner Mitarbeiter bei Keimer, Namens Meredith, den Vorschlag, mit ihm zusammen ein eigenes Geschäft aufzusetzen. Meredith wollte als ein Aequivalent gegen Franklins Geschicklichkeit das nöthige Capital dazu hergeben. Franklin sprach darüber mit Merediths Vater, der um so lieber auf den Plan einging, als er dadurch seinem Sohne sowohl in geschäft=

licher, als moralischer Beziehung eine feste Stellung zu sichern hoffte. Er hatte nämlich schon seit längerer Zeit beobachtet, daß Franklin einen guten Einfluß auf seinen Sohn übte, der dem Trunk ergeben war, in der letzten Zeit aber mit Franklins Hülfe dieser zerstörenden Leidenschaft fast ganz Herr geworden zu sein schien. Franklin war nun ebenfalls einverstanden, der alte Meredith schaffte das nöthige Geld herbei, und ein Kaufmann übernahm es, Presse und Typen von England kommen zu lassen. Der ganze Plan blieb aber vor der Hand strenges Geheimniß.

Mittlerweile merkte Keimer, daß er zu rasch verfahren war. Er sollte in New-Jersey Papiergeld drucken, was er ohne Franklin gar nicht unternehmen konnte, und fürchtete sich, diese Arbeit an den andern Drucker zu verlieren. Franklin wurde daher auf das Freundlichste eingeladen, wieder zu kommen. Er reiste sodann mit Keimer nach New-Jersey und erwarb daselbst viele einflußreiche Freunde, die ihm später von großem Nutzen waren.

Als er nach Philadelphia zurückkehrte, waren die erwarteten Sachen aus England schon angekommen. Er verließ daher mit Meredith das Keimer'sche Geschäft, und die haushälterischsten Vorkehrungen wurden getroffen, das eigene in den Gang zu bringen. Um an der Miethe zu sparen, nahmen sie eine Familie ins Haus, bei der sie in die Kost gingen. Kaum waren sie mit Aufstellung der Presse fertig, als ein Freund mit einem Landsmann von Franklin hereinkam, der bei den jungen Anfängern die erste Arbeit bestellte. „Da all' unser Geld für die erste Einrichtung darauf gegangen war", sagt Franklin in seinen Memoiren, „so machten mir die fünf Schillinge dieses Landsmanns, die unsere erste Einnahme waren und so gerade zur rechten Zeit kamen, mehr Freude, als mir je nachher eine Krone gemacht hat, und der Dank, den ich gegen unsern Freund fühlte, hat mich oft bereitwilliger gemacht, jungen Anfängern beizustehen *), als ich sonst gewesen sein würde."

Es gab freilich auch schon damals Leute genug, die immer Alles zurückgehen sehen, und die darum nicht begreifen, wie junge Leute noch den Muth haben können, etwas anzufangen. Diese thaten natürlich Alles, was sie nur konnten, die jungen Geschäftsleute zu entmuthigen, und ihnen Banquerut und Hunger und Noth vorzumalen, um sie von ihrem „thörichten Beginnen" abzubringen. Sie

*) S. Franklins Memoiren.

aber ließen sich nicht stören, wenn auch das Druckergeschäft damals allgemein für schlecht galt, und als sie eine größere Bestellung bekamen, arbeiteten sie Tag und Nacht, um sich beim Publikum Credit zu verschaffen. Dieß gelang ihnen denn auch bald. Der eiserne Fleiß Franklins schlug alle Zweifel zu Boden. Als sich in einer Gesellschaft einmal mehrfach die Ansicht vernehmen ließ, das neue Geschäft werde die Concurrenz mit den alten nicht aushalten können und müsse nothwendig in einem Banquerut enden, sprach ein Doktor Baird die entgegengesetzte Meinung aus, „denn", sagte er, „die Arbeitsamkeit von diesem Franklin übertrifft Alles, was ich der Art je gesehen habe; wenn ich aus dem Clubb komme, sehe ich ihn noch an der Arbeit, und ehe seine Nachbarn aus dem Bette sind, ist er schon wieder an der Arbeit." Es dauerte nicht lange, da wendete sich das allgemeine Vertrauen des Publikums dem neuen Geschäft zu, und der Grundstein zu Franklins späterer Lebensstellung war gelegt.

Bald entstand nun in Franklin die Idee, ein Blatt zu gründen. Es bestand freilich damals schon ein anderes in Philadelphia, das bei Bradford herauskam, er war aber der Ueberzeugung, dem Publikum etwas Besseres liefern zu können, und hoffte deßhalb, dabei gut zu bestehen. Unvorsichtiger Weise theilte er seinen Plan einem von Keimers Arbeitern mit, der bei ihm Beschäftigung suchte. So erfuhr Keimer davon, und der beschloß sofort, den Plan selbst auszuführen und Franklin zuvorzukommen.

Dieß kränkte Franklin auf das Aeußerste, er gab aber den Muth nicht auf und arbeitete darauf hin, Keimer mit seinem Unternehmen zu stürzen. Zu diesem Ende schrieb er zusammen mit seinem Freunde Breintnal unter der Unterschrift „Busy Body" eine Reihe von Artikeln in das Blatt von Bradford, den „Weekly Mercury." Es behandelten dieselben meistens Gegenstände des gesellschaftlichen Lebens. Das boshafte Lachen, das sich selbst für Witz hält, die Sauertöpfigkeit, die Trägheit, die Lästigkeit von zu oft wiederholten Besuchen ꝛc. wurden tüchtig gegeißelt, und die Heiterkeit, Bescheidenheit ꝛc. dagegen anempfohlen. Auf diese Weise wurde das ganze Interesse des Publikums auf das alte Blatt concentrirt, und Keimer, dessen Blatt nebenbei auch auf alle Weise lächerlich gemacht wurde, sah sich schon nach drei Vierteljahren gezwungen, aus Mangel an Geld und Abonnenten sein Unternehmen aufzugeben und sein Blatt an Franklin zu verkaufen.

Die ersten Blätter von der „Philadelphia Gazette" nach der Uebernahme Franklins machten einen entschieden günstigen Eindruck. Sie unterschieden sich sowohl durch ihren Inhalt, als durch Druck und Papier wesentlich von Allem, was man bisher in der Provinz gesehen. Besonders einige Bemerkungen über einen damals in Massachusetts obschwebenden politischen Streit fanden den lebhaftesten Anklang beim Volke und verschafften dem neuen Blatte viele Abonnenten. Es kam nämlich damals in Massachusetts zum ersten Mal die Frage zur Discussion, ob der Gehalt des Gouvernörs noch länger von der Assembly abhängig sein solle oder nicht. Der Gouvernör Burnet war von England aus instruirt, auf Festsetzung eines fixen Gehalts zu dringen, der fortan ohne Weiteres ihm und seinen Nachfolgern ausgezahlt werden solle. Die Assembly sah dagegen in ihrem Recht, den Gehalt des Gouvernörs zu bestimmen, ein Mittel zur Controlle seiner Verwaltung und wollte sich dieses Recht nicht nehmen lassen. Franklin trat in seinem Bericht in der „Pennsylvania Gazette" sehr unzweideutig auf die Seite der Assembly, so sehr er auch die Vertreter der entgegengesetzten Ansicht schonte. Es war dieß der erste eigentlich politische Artikel, den Franklin schrieb, und doch athmet er schon ganz denselben Geist, der seine späteren politischen Schriften auszeichnet. Er schließt, wie folgt: „Viel verdientes Lob ist dem Gouvernör gezollt worden, weil er trotz der großen Schwierigkeit und Opposition, der er begegnet, und trotz der starken Versuchungen, die ihm von Zeit zu Zeit geboten wurden, um ihn zu bewegen, seinen Standpunkt aufzugeben, so fest und ehrlich an seinen Instruktionen festgehalten. Und dennoch gebührt vielleicht auch den Mitgliedern der Assembly einige Anerkennung, weil sie mit solcher Entschlossenheit bei dem beharren, was sie für ihr Recht halten, und für das Recht des Volkes, das sie vertreten, trotz aller Künste und Drohungen eines Gouvernörs, der für seine Schlauheit und Politik berühmt ist, die Instruktionen von Haus (England) in seinem Rücken hat und mächtig unterstützt wird von dem großen Vortheil, den solch ein Beamter stets hat, die ersten Männer an seine Partei zu fesseln dadurch, daß er so viele Geld- und Ehrenämter übertragen kann, an wen es ihm gefällt. Ihr glückliches Mutterland wird daraus vielleicht mit Freuden sehen, daß wenn auch seine tapfern Hähne und unvergleichlichen Doggen von ihrem natürlichen Feuer und ihrer Unerschrockenheit verlieren, wenn man sie in ein fremdes Clima transportirt, doch seine Söhne auch in

dem entferntesten Theile der Erde und bis in das dritte und vierte Glied noch jenen glühenden Geist der Freiheit und jenen unerschrockenen Muth behalten, der die Britten und Engländer in allen Jahrhunderten so rühmlich vor allen übrigen Menschen ausgezeichnet hat."*)

Der bessere Druck bestimmte bald darauf die Assembly von Pennsylvanien, den Druck des Hauses, den bisher Bradford gehabt, Franklin zu übertragen. Im Jahre 1729 trennte er sich von seinem Compagnon Meredith, der sich den Trunk nicht abgewöhnen konnte und deßhalb seinem Fortkommen sehr im Wege stand. Meredith schloß sich einer Gesellschaft von Ansiedlern an, die nach Nordcarolina wanderten, und zwei gute Freunde setzten Franklin in den Stand, seine Verpflichtungen gegen ihn abzumachen.

Von nun an ging das Geschäft noch weit besser. Keimer machte bald Banquerut und zog mit seinen Habseligkeiten nach Barbadoes; ein neuer Concurrent, Namens Harry, der früher bei Franklin gelernt, ging bald denselben Weg, nachdem er sich dadurch ruinirt hatte, daß er lieber den Herrn, als den Arbeiter spielte. Unser Franklin hielt an seinen alten Grundsätzen der Mäßigkeit und Arbeitsamkeit. Er ging einfach gekleidet, besuchte keine Vergnügungsorte, und seine einzige Zerstreuung war das Lesen nützlicher Bücher, was indeß Niemand bemerkte. Um zu zeigen, daß er sich nicht über sein Geschäft erhaben dünkte, schob er das Papier, das er in den Läden gekauft, oft selbst auf einem Schubkarren durch die Straßen nach Haus.†) So galt er denn allgemein für einen fleißigen und ordentlichen jungen Mann, und als er sich einen Laden einrichtete, gaben ihm die Kaufleute alle mit Freuden Credit.

Wie unabhängig er gleich in der ersten Zeit als Zeitungsschreiber war, möge folgende Geschichte zeigen, die Sparks in seinem Leben Franklins anführt: „Bald nach der Gründung seines Blattes fand Franklin Veranlassung, mit einem gewissen Grade von Freimüthigkeit das öffentliche Leben von ein oder zwei Personen von hohem Rang in Philadelphia zu beleuchten. Dieß fand bei einigen von seinen Gönnern Mißbilligung, welche eine Gelegenheit suchten, ihm ihre Meinung darüber mitzutheilen, und sie als die Meinung seiner Freunde darstellten. Er hörte ihnen geduldig zu und antwortete mit

---

*) S. W. T. Franklins Leben Benjamin Franklins.

†) S. Franklins Memoiren.

der Bitte, sie möchten ihm die Gefälligkeit erweisen, ihn zum Abendessen mit ihrer Gesellschaft zu beehren und die andern Herren, welche sich mißbilligend ausgesprochen, mit sich zu bringen. Die Zeit kam, und die Gäste versammelten sich. Er empfing sie herzlich und hörte ihren freundlichen Tadel wegen seines schriftstellerischen Betragens wieder ganz ruhig an. Endlich wurde das Abendessen angekündigt; als die Gäste sich aber um den Tisch gesetzt hatten, waren sie erstaunt, Nichts vor sich zu sehen, als zwei Puddings von grobem Mehl, gewöhnlich Sägespänepudding genannt, und einen Steinkrug voll Wasser. Er bediente sie alle und wandte sich dann zu seinem eigenen Teller, sprach mit großem Appetit dem Gerichte zu, und bat seine Freunde, ein Gleiches zu thun. Diese spannten ihre Höflichkeit auf das Aeußerste, aber Alles vergebens, ihr Appetit verweigerte ihrem Willen den Gehorsam. Als er ihre schwierige Lage bemerkte, stand Franklin am Ende auf und sagte: „Meine Freunde, wer von Sägespänepudding und Wasser leben kann, wie ich, braucht keines Menschen Gönnerschaft.“ “

Um jene Zeit war ein großer Streit in Bezug auf das Papiergeld, das für die damaligen Verhältnisse nicht allein nützlich, sondern auch nothwendig war, da der ganze einheimische Verkehr sich darauf stützte. Franklin trat auf die Seite derer, die zu Gunsten einer Vermehrung des Papiergeldes waren und schrieb einen berühmt gewordenen Artikel über „die Natur und die Nothwendigkeit des Papiergeldes.“ Die Frage selbst wurde dadurch entschieden, und Franklins Rath, das Papiergeld ansehnlich zu vermehren, bald darauf Gesetz. Die Frage selbst in ihrer Allgemeinheit zu erörtern, ist hier nicht am Ort, aber gewiß ist, daß Franklin etwas ganz Anderes mit dem Papiergeld bezweckte, als dieß in neuerer Zeit zu geschehen pflegt. Als Anerkennung für seine Verdienste in dieser Sache übertrug ihm die Assembly den Druck der Noten, der für ihn sehr vortheilhaft war.

Indeß drangen seine Freunde in ihn, zur weiteren Verbesserung seines Geschäfts eine Frau zu nehmen. Franklin verlangte von den Aeltern eines Mädchens, auf das sein Auge fiel, als Heirathsgut so viel, als hinreichte, die restirenden Schulden der Druckerei zu decken, aber die Aeltern wollten die verlangte Summe nicht bezahlen, und das Geschäft zerschlug sich. Da aber nun einmal sein Sinn auf's Heirathen gerichtet war, sah er sich nach andern Bekanntschaften um, und als er sich überzeugt hatte, daß man das

Druckergeschäft noch allgemein für wenig einträglich hielt, gab er die Idee, mit einer Frau zugleich Geld zu bekommen, auf. „Indeß," erzählt er, „hatte jene schwer zu bewältigende Leidenschaft der Jugend mich häufig in Intriguen mit gemeinen Frauenzimmern verwickelt, die mir in den Weg kamen, und das war mit einigen Ausgaben und großen Unannehmlichkeiten verbunden, abgesehen von einer fortwährenden Gefahr vor gewissen Krankheiten, die ich von allen Dingen am Meisten fürchtete, obgleich ich ihnen mit sehr großem Glück entschlüpfte."*)

Seine alte Braut, Miß Read, war ihm nach seiner Abreise nach England nicht treuer gewesen, als er ihr. Sie hatte auf Zureden ihrer Aeltern, die an Franklins Rückkehr verzweifelten, einen Andern geheirathet. Sie lebte jedoch mit diesem sehr unglücklich, trennte sich bald von seinem Tisch und Bett und behielt ihren alten Namen. Ihr Mann, Namens Rogers, war ein guter Arbeiter, aber übrigens ein Taugenichts, er stürzte sich in Schulden und lief davon nach Westindien, wo er wenige Jahre darauf starb. Franklin hatte seit seiner Rückkehr mit Miß Read immer in den freundschaftlichsten Beziehungen gestanden, keins hatte dem andern viel vorzuwerfen, und so vergab man sich Alles. Endlich wurde die ganze alte Liebe wieder wach, und die Ehe wurde nun doch noch geschlossen. Uns Deutsche namentlich berührt die Weise, wie Franklin vor seiner Verheirathung die Ehe auffaßt, etwas fremdartig und kalt; aber wir müssen wohl bedenken, daß Franklin kein schwärmerischer Deutscher war, sondern ein kühler berechnender Amerikaner, bei dem der Kopf immer seine Oberherrschaft über alle anderen Organe behauptet, und darin auch das Herz sich zu fügen hat. In der That ist Franklins Verheirathung ächt amerikanischer Natur. Die nachherige Ehe war äußerst glücklich, Franklins Frau war verständig, aufgeklärt und rechtlich, wie ihr Mann, ging ihm in seinem Geschäft treu zur Hand, so lange er sich noch in kleinern Verhältnissen bewegte, und folgte nachher seinem Geiste mit derselben Kraft und Lebendigkeit in die höchsten Regionen der Humanität. Sie war mit Leib und Seele Franklins Weib. Zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen knüpften das eheliche Band noch fester.

Unterdeß war Franklin auch mit seinen Aeltern und Geschwistern wieder in die freundlichsten Beziehungen getreten. Vorzüglich mit

---

*) S. Franklins Memoiren.

einer Schwester, Namens Jane, nachher Jane Mecom, unterhielt er die eifrigste Correspondenz. Ein Brief vom 6. Januar 1727 bezeichnet sehr schön die bürgerliche Einfachheit, die stets ein Grundzug Franklins blieb. „—— Ich dachte darüber nach, was ich Dir wohl am Passendsten zum Geschenk machen könnte, da ich höre, daß Du eine berühmte Schönheit geworden. Beinah hätte ich mich zu einem Theetisch entschlossen, aber als ich bedachte, daß der Charakter einer guten Hausfrau dem einer glänzenden Staatsdame weit vorzuziehen sei, beschloß ich, dir ein Spinnrad zu schicken, und ich hoffe, Du wirst dasselbe als ein kleines Zeichen meiner aufrichtigen Liebe und Zuneigung freundlich aufnehmen. Leb wohl, liebe Schwester, und bedenke, daß Bescheidenheit die einfachste Jungfrau liebenswürdig und reizend macht, dagegen ohne sie die vollkommenste Schönheit unangenehm und ekelhaft wird. Aber wenn jene glänzendste von allen weiblichen Tugenden mit andern Vollkommenheiten des Leibes und der Seele verbunden ist, dann macht sie das Weib lieblicher, als einen Engel.“*)

Und nun wir Franklins Privatleben sich auf eine höhere Basis haben stellen sehen, begleiten wir ihn in die höheren Sphären des allgemeinen Lebens, darin jetzt bald seine ganze Thätigkeit aufgeht.

Schon zwei Jahre vor seiner Verheirathung hatte er die Junto gestiftet. Es war dieß eine Verbindung von strebsamen jungen Leuten, die es sich zur Aufgabe machten, einander zu bilden und moralisch zu vervollkommnen. Sie kamen zu diesem Zweck jede Woche einmal zusammen und debattirten unter Leitung eines Präsidenten. Ihre Sitzungen waren streng geheim, und der Kreis der Mitglieder ein kleiner, ausgewählter, der die Zahl 12 nicht übersteigen durfte. Sie wollten nicht glänzen, sie wollten sich belehren, veredeln. Nicht Disputirsucht, sondern das ernste Streben nach Wahrheit führte sie zusammen. Um aufbrausende Hitze zu vermeiden, waren alle Ausdrücke bestimmter Behauptung oder direkten Widerspruchs bei kleinen Geldstrafen verboten. So ging Alles in der größten parlamentarischen Ordnung vor sich. Alle Fragen von allgemeinem Interesse wurden gründlich durchdiskutirt, Aufsätze geschrieben und verlesen, öffentliche Charaktere besprochen 2c. 2c.

Vor der Einführung wurden dem Neuaufzunehmenden folgende Fragen vorgelegt: „1) Hast du irgend etwas gegen eins der anwe-

---

*) Siehe Franklins Privatcorrespondenz.

senden Mitglieder? 2) Kannst du mit Aufrichtigkeit erklären, daß du die Menschen im Allgemeinen liebst, von welcher Profession oder Religion sie auch sein mögen? (Antwort: Ja.) 3) Glaubst du, daß jemand bloß spekulativer Meinungen oder seines äußeren Gottesdienstes wegen an seinem Leibe, Namen oder Eigenthum gekränkt werden sollte? (Antwort: Nein.) 4) Liebst du die Wahrheit um der Wahrheit willen und willst du dich bemühen, sie unp selbst zu suchen und anzunehmen, so wie andern mitzutheilen wort: Ja.)"

Die weitere Organisation der Junto sieht man vorzüglich a genden Fragen, die unter andern an die Mitglieder gerichtet wu

„Hast du heute Morgen diese Fragen durchgelesen, um zu erw was du bezüglich einer von denselben der Junto könntest mitzuth haben?

1. Ist dir in dem Schriftsteller, den du zuletzt gelesen, irgend etw Bemerkenswerthes aufgestoßen, das sich für die Mittheilung an d Junto eignete, besonders in der Geschichte, Moral, Poesie, Physi Reisebeschreibung, Mechanik oder einem andern Zweige des Wissens?

2. Was für eine neue Anekdote hast du kürzlich gehört, die in der gesellschaftlichen Unterhaltung angenehm zu erzählen ist?

3. Hat deines Wissens kürzlich ein Bürger in seinem Geschäft Banquerut gemacht, und was hast du von der Ursache desselben gehört?

4. Hast du kürzlich von einem Bürger gehört, der gut fortkommt und durch welche Mittel?

5. Hast du kürzlich gehört, wie ein gegenwärtig reicher Mann hier oder dort sein Vermögen erwarb?

6. Weißt du von einem Mitbürger, der kürzlich eine würdige Handlung begangen hat, die Preis und Nacheiferung verdient, oder von einem andern, der kürzlich einen Irrthum begangen hat, geeignet, uns davor zu warnen?

7. Welche unglücklichen Wirkungen von der Unmäßigkeit hast du kürzlich gesehen oder gehört? oder von der Unvorsichtigkeit, der Leidenschaftlichkeit oder sonst einem Laster oder Thorheit?

8. Welche glückliche Wirkungen der Mäßigkeit, der Klugheit, der Mäßigung oder sonst einer andern Tugend?

9. Bist du oder einer von deiner Bekanntschaft kürzlich krank oder verwundet gewesen? Und wenn so, was für Heilmittel wurden angewandt, und was waren ihre Wirkungen?

10. Weißt du für den Augenblick etwas, worin die Junto der Menschheit, ihrem Vaterlande, ihren Freunden, oder sich selbst dienstbar sein könnte?

11. Ist seit unserer letzten Versammlung ein verdienter Fremder in der Stadt angekommen, von dem du weißt? Und was hast du von seinem Charakter oder seinen Verdiensten gehört oder beobachtet? Und denkst du, daß es in der Macht der Junto liegt, ihn zu verpflichten oder zu ermuthigen, wie er es verdient?

12. Weißt du von einem jungen Anfänger, der sich kürzlich etablirt hat, und den es in der Macht der Junto liegt, in irgend einer Weise zu ermuthigen?

13. Hast du kürzlich einen Fehler in den Gesetzen deines Landes bemerkt, in Bezug darauf es geeignet wäre, bei der Legislatur ein Amendement zu beantragen? Oder weißt du von einem wohlthätigen Gesetz, das fehlt?

14. Hast du kürzlich einen Eingriff in die Freiheiten und Rechte des Volks bemerkt?

15. Hat kürzlich Jemand deinen guten Namen angetastet, und was kann die Junto thun, ihn zu erhalten?

16. Bedarfst du der Freundschaft eines Mannes, welche die Junto oder ein Mitglied derselben dir verschaffen kann?

17. Hast du kürzlich den Charakter eines Mitglieds angreifen hören, und wie hast du ihn vertheidigt?

18. Hat dich Jemand beleidigt, von dem es in der Macht der Junto steht, Genugthuung zu fordern?

19. Auf welche Weise kann die Junto oder eins von ihren Mitgliedern dich in einem deiner achtbaren Zwecke unterstützen?

20. Hast du ein wichtiges Unternehmen vor, in dem der Rath der Junto dir von Nutzen sein könnte?

21. Welche Wohlthaten hast von irgend einem Menschen empfangen, der hier nicht anwesend ist?

22. Ist dir etwas unklar in Sachen der Meinung, des Rechts oder Unrechts, das du jetzt gern discutirt haben möchtest?

23. Siehst du etwas Verkehrtes in den gegenwärtigen Gebräuchen und Verhandlungen der Junto, dem sich abhelfen ließe?" —*)

Nichts hat vielleicht so viel beigetragen, den politischen Charakter Franklins zu entwickeln, als diese Junto. Hier gewöhnte er sich an

*) Aus den Papieren der Junto, zuerst mitgetheilt im Nekrolog von Smith.

jene Ruhe in der Discussion, die ihn nachher so sehr auszeichnet, hier lernte er zuerst mit den Augen des gesunden, praktischen Menschenverstandes alle Verhältnisse des Lebens und der Wissenschaft beschauen, hier erzeugten sich in ihm die ersten großen Freiheitsgedanken, hier gewann er Klarheit, Muth und Beharrlichkeit, kurz hier wurde er der Mann, der es nachher unternahm, dem Himmel seine Blitze und dem Tyrannen seinen Scepter zu entreißen.

Die ersten Mitglieder der Junto waren lauter wackere junge Leute, die von früh auf hatten lernen müssen, im Schweiß ihres Angesichts ihr Brod zu essen. Als die tüchtigsten hebt Franklin besonders Breintnal, Godfrey und Coleman hervor. Später wurde jedes Mitglied bevollmächtigt, eine neue Verbindung mit denselben Regeln zu stiften, wodurch ihre unmittelbare Wirksamkeit auf einen größeren Kreis ausgedehnt wurde, und endlich entwickelte sich aus diesem anfänglich so bescheidenen Arbeiterverein die philosophische Gesellschaft von Philadelphia, eines der berühmtesten wissenschaftlichen Institute des ganzen Landes.

Die Organisation der Junto fand nachher auch in Deutschland einen begeisterten Anhänger und Nacheiferer. Johann Gottfried Herder nahm sie in seinen Briefen zur Beförderung der Humanität zum Muster seines Bundes der Humanität, wodurch er auch in Deutschland einen Boden zu gewinnen strebte, auf dem Naturen, wie Franklin, gedeihen könnten. Allein Herder strebte für seine Zeit wenigstens vergebens, wie viele andere nach ihm. —

In die Zeit seiner Verheirathung fällt Franklins erste öffentliche Stiftung. Zur Belebung der Verhandlungen der Junto wurde nämlich zuerst vorgeschlagen, alle Privatbibliotheken der einzelnen Mitglieder an den Ort ihrer Versammlung zu bringen, um sie so gemeinschaftlich benutzen zu können. Der Vorschlag wurde mit Freuden angenommen, aber die Ausführung hatte manches Unangenehme. So kam denn Franklin auf den Gedanken, eine öffentliche Bibliothek auf Subscription zu stiften.*) Er ging von Haus zu

*) Bis hieher geht der erste Theil von Franklins Memoiren, der im Jahre 1771 in England geschrieben und noch bei seinen Lebzeiten gedruckt und in mehrere Sprachen übersetzt wurde. Die Revolution hinderte den Verfasser, seine Arbeit fortzusetzen. Von seinen Freunden gedrängt, machte er sich im Jahre 1784 in Passy bei Paris wieder an's Werk, dann später 1788 in Philadelphia, indeß geht das Ganze nicht weiter, als bis 1757. In Deutschland scheint nur noch der erste Theil dieser Memoiren bekannt zu sein, wenigstens beklagt man sich in der Ausgabe von G. Wigand, Leipzig 1839, noch über den Verlust der Fortsetzung, die schon im Jahre 1817 von Franklins Enkel, William Temple Franklin, dem Publikum übergeben wurde.

Haus, um Theilnehmer an diesem Unternehmen zu gewinnen, stellte sich selbst dabei jedoch ganz in den Hintergrund und bezeichnete den Plan als ausgehend von einer Anzahl Freunde, die ihn gebeten, herumzugehen und alle Lesefreunde dafür zu gewinnen. Deren aber waren damals in Philadelphia noch so wenig und die meisten von ihnen so arm, daß er trotz aller Anstrengungen nicht mehr als 50 zusammenbringen konnte, die mit 40 Schilling Eintrittsgeld und einem jährlichen Beitrag von 10 Schillingen dem Verein beitraten. Mit diesem Fond wurde zuerst begonnen, die Bücher wurden importirt, aber bald durch Schenkungen bedeutend vermehrt. Jede Woche einmal war die Bibliothek offen, wo an die Theilnehmer Bücher ausgegeben wurden. Die Nützlichkeit des Instituts sprang in die Augen und fand bald in vielen Städten Nachahmung, wodurch nicht wenig beigetragen wurde, Bildung und wissenschaftlichen Sinn in den Colonien zu verbreiten. Nach und nach wurden in allen Städten ähnliche Bibliotheken gestiftet, das Lesen wurde Mode, und man fand in Kurzem in Amerika das Volk im Allgemeinen besser unterrichtet, als irgendwo sonst.*) Die Philadelphier Bibliothek ist noch jetzt eine der besten in der Union, und an der Fronte ihres schönen Gebäudes steht die Statue ihres Stifters, der noch heute, wie sonst, dem Fleiß des redlichen Mannes zur Nacheiferung winkt.

Seitdem die Bibliothek in's Leben getreten war, hatte Franklin reiche Gelegenheit, seinem „einzigen Vergnügen," dem Lesen, nachzugehen und sich dadurch eine nützliche Kenntniß nach der andern anzueignen. Je ernster er sich aber seinem Geschäftsberufe und den Wissenschaften hingab, je glücklicher ihn an der Hand eines liebenden Weibes die stillen, unbemerkten Freuden des Hauses machten, desto weniger bekümmerte er sich um die theologischen Streitigkeiten in den verschiedenen christlichen Sekten. In die Kirche ging er nur sehr selten, weil er dort Nichts hörte, was gute B ü r g e r, sondern höchstens, was gute Presbyterianer, Episcopalen ꝛc. bilden konnte. Am Ende kriegte er das Kirchengehen ganz satt und verzweifelte daran, je eine gute Predigt zu hören. Er setzte sich darum seine eigenen Glaubensartikel auf und suchte sich auf seine eigene Hand zu erbauen.

Um jene Zeit faßte er auch den kühnen Gedanken, sich zu moralischer Vollkommenheit zu erheben. Zu diesem Zwecke machte er

*) S. Franklins Memoiren, Fortsetzung.

sich folgende Tabelle von Tugenden, die er sich eine nach der andern anzueignen strebte.

„1. Mäßigkeit. — Iß nicht bis zum Dummwerden; trink nicht bis zur Berauschtheit.

2. Schweigsamkeit. — Sprich nichts, als was dir oder Andern von Nutzen sein kann: vermeide unbedeutende Unterhaltung.

3. Ordnungsliebe. — Weise allen deinen Sachen ihren Platz an und weise jedem Theil deines Geschäfts seine Zeit an.

4. Entschlossenheit. — Entschließe dich, zu thun, was du thun solltest: thu ohne Fehl, wozu du dich entschlossen hast.

5. Sparsamkeit. — Mach' keine Ausgaben, als zu deinem oder Anderer Besten: d. h. verschleudere nichts.

6. Arbeitsamkeit. — Verliere keine Zeit: sei immer mit etwas Nützlichem beschäftigt: enthalte dich aller unnöthigen Handlungen.

7. Aufrichtigkeit. — Bleibe fern von verletzender Täuschung: denk unschuldig und gerecht: und wenn du sprichst, sprich ebenso.

8. Gerechtigkeit. — Thue Niemandem Unrecht dadurch, daß du ihm Schaden thust oder ihm die Wohlthaten entziehst, die deine Pflicht sind.

9. Mäßigung. — Vermeide Extreme: hüte dich, Beleidigungen zu rächen, wie du glaubst, daß sie es verdienen.

10. Reinlichkeit. — Dulde keine Unreinlichkeit an Körper, Kleidung oder Wohnung.

11. Ruhe. — Komme nicht außer dir über Kleinigkeiten, oder gewöhnliche und unvermeidliche Ereignisse.

12. Keuschheit. — Uebe selten den Beischlaf aus, nur zur Gesundheit oder Zeugung; nie bis zur Dummheit oder Schwäche oder zum Nachtheil deines eigenen oder eines Andern Friedens oder Namens.

13. Demuth. — Ahme Jesus und Sokrates nach."

Um sich diese Tugenden anzueignen, richtete er zuerst auf die erste sein ganzes Augenmerk, dann auf die zweite u. s. f. Alle Fehler, die er gegen eine derselben begangen, merkte er durch schwarze Punkte an, und er wurde nicht müde, dieß immer zu wiederholen, bis am Ende die Punkte so ziemlich verschwanden. Freilich mußte er die Hoffnung, den Zustand der Vollkommenheit zu erreichen, bald aufgeben, namentlich machten ihm seine Fehler gegen die Ordnung und

gegen die Demuth sehr viel zu schaffen, indeß näherte er sich dem vorgesteckten Ziele doch immer mehr und wurde dadurch ein Gegenstand der Bewunderung und Nacheiferung für alle guten Menschen, die je mit ihm in Berührung kamen.

Er schreibt darüber im Jahre 1784: „Vielleicht ist es gut für meine Nachkommen, zu erfahren, daß ihr Vorfahr nebst dem Segen Gottes diesem kleinen Kunststück das beständige Glück seines Lebens zu verdanken hat bis herunter in sein 79stes Jahr, wo dieß geschrieben ist — —. Der Mäßigkeit schreibt er seine lang fortgesetzte Gesundheit zu, und was ihm noch von einem guten Körperbau übrig geblieben. Der Arbeitsamkeit und Sparsamkeit die frühe Wohlhäbigkeit seiner Umstände und die Erwerbung seines Vermögens sammt aller der Kenntniß, die ihn befähigte, ein nützlicher Bürger zu sein, und ihm einen gewissen Ruf unter den Gelehrten sicherte. Der Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit das Vertrauen seines Landes und die ehrenvollen Aemter, die es ihm übertrug: und dem Gesammteinflusse der ganzen Masse der Tugenden selbst in dem unvollkommenen Grade, in dem er im Stande war, sie sich zu erwerben, alle jene Gleichmüthigkeit des Temperaments und jene Heiterkeit in der Unterhaltung, welche seine Gesellschaft noch gesucht und selbst für seine jungen Bekannten angenehm macht: ich hoffe darum, einige meiner Nachkommen werden meinem Beispiel folgen und die wohlthätigen Früchte davon erndten."

Er trug sich lange mit der Idee herum, ein Buch unter dem Titel „Kunst und Tugend" zu schreiben und dadurch seine eigenen Tugendübungen allgemein zu machen. Er wollte dasselbe zu dem Textbuch einer neuen Sekte machen, das nichts enthielte, woran irgend eine bestehende religiöse Sekte Anstoß nehmen könnte, das im Gegentheil die guten Menschen aus allen Sekten zu seinen Bekennern und Vertretern haben müßte*). Das Buch wurde aber nie geschrieben, so sehr auch noch in spätern Jahren viele Freunde, namentlich Lord Kames in Schottland, in Franklin drangen, es zu thun. Beim ersten Gedanken an die Bildung seiner Sekte entstanden folgende „Beobachtungen über die Geschichte, in der Bibliothek, den 9. Mai 1731:"

„Die großen Ereignisse der Welt, die Kriege, Revolutionen rc. werden von Parteien geleitet und hervorgerufen.

---

*) Bis hieher wurden die Memoiren in Passy fortgesetzt.

Der Zweck dieser Parteien ist ihr augenblickliches allgemeines Interesse, oder was sie dafür nehmen.

Während eine Partei einen allgemeinen Zweck verfolgt, hat jeder Mann in derselben sein besonderes Privatinteresse im Auge.

Sobald eine Partei ihr allgemeines Ziel erreicht hat, richtet sich jedes Mitglied auf sein besonderes Interesse, welches dadurch, daß es das Interesse Anderer kreuzt, die Partei in verschiedene Abtheilungen zerspaltet und größere Verwirrung veranlaßt.

Nur Wenige handeln in öffentlichen Angelegenheiten aus bloßem Interesse für ihres Vaterlandes Wohl, mögen sie sagen, was sie wollen; und wenn auch ihre Handlungen des Landes Wohl wirklich fördern, so haben die Männer in der Regel doch schon vorher erwogen, daß ihr eigenes und ihres Landes Wohl in Eins fallen, und handeln darum nicht aus einem Prinzip des Wohlwollens.

Noch weniger Menschen handeln in öffentlichen Angelegenheiten im Hinblick auf das Wohl der Menschheit.

Es scheint mir augenblicklich eine große Gelegenheit zu sein zur Erhebung einer Vereinigten Partei für die Tugend*), durch die Organisirung der tugendhaften und guten Menschen von allen Nationen zu einem geregelten Körper, regiert durch entsprechende gute und weise Regeln, denen die guten und weisen Menschen wahrscheinlich mit größerer Einmüthigkeit gehorchen würden, als gewöhnliche Leute gewöhnlichen Gesetzen.

Ich bin gegenwärtig der Meinung, daß wer immer dieß recht anfängt und dazu der geeignete Mann ist, nicht fehlen kann, Gott wohlgefällig zu sein und mit Erfolg gekrönt zu werden."

Die Sekte sollte heißen „Die Gesellschaft der Freien und Frohen" und sollte das, worin alle verschiedene religiösen Glaubensbekenntnisse einig wären, zu ihren einzigen Glaubensartikeln haben. Bei der ersten Bildung sollte sie geheim sein, bis sie stark genug wäre, allen Gefahren der Oeffentlichkeit zu trotzen. Jeder, der aufgenommen zu werden wünschte, sollte zuerst einen dreizehnwöchentlichen Cursus der Tugendübung durchmachen, wie er oben angedeutet ist, und nur wirklich gute und tugendhafte Menschen sollten dem Verein beigesellt werden. Der Plan wurde jedoch, wie schon bemerkt, nie ausgeführt, zuerst fehlte es Franklin dazu an den nöthigen Geldmitteln, nachher an Zeit. Die Geschichte rief ihn

*) Dies erinnert unwillkürlich an den später in Deutschland entstehenden „Tugendbund".

bald in andere Sphären ab. Uebrigens hielt er bis in sein höchstes Alter noch sehr viel von dem Plan, und empfiehlt ihn seinen Nachkommen zur Ausführung.

Vom Jahre 1732 an gab er unter dem Namen Richard Saunders einen Calender heraus. Dieser wurde 25 Jahre fortgesetzt und ist unter dem Titel: „Des armen Richards Almanach" weltbekannt. Dies war das Mittel, dadurch Franklin seine strengen Grundsätze der Mäßigkeit und Arbeitsamkeit unter das Volk zu bringen wußte. Es gelang ihm dabei so vortrefflich, das Nützliche mit dem Unterhaltenden zu verbinden, daß der Calender bald in Jedermanns Händen war. Es wurden jährlich gegen 10,000 Exemplare davon abgesetzt, und der nüchterne Sinn des armen Richard, seine stolze Einfachheit und seine heitere Unabhängigkeit blieben nicht ohne tiefe, nachhaltige Wirkungen auf sein Volk. Seine Kernsprüche gingen in ganz Amerika von Mund zu Mund, und als dieselben im Almanach von 1757 noch einmal gesammelt erschienen, wurden sie auch über ganz Europa verbreitet. Wir werden dieselben im nächsten Hefte dieser Arbeit mitzutheilen Gelegenheit finden.

Ebenso suchte Franklin auch sein Wochenblatt zu gemeinnützlichen Zwecken zu verwenden. Nie aber ließ er sich herab, es mit häßlichen Persönlichkeiten zu beflecken. Wenn ihm Jemand etwas der Art brachte und sich auf die Preßfreiheit berief, gab er ihm zur Antwort, er wolle es auf ein besonderes Blatt drucken und dem Verfasser so viele Exemplare abziehen, als er verlangte, er habe aber kein Recht, seine Abonnenten mit persönlichen Schimpfereien zu langweilen, da er ihnen versprochen, etwas Nützliches oder Unterhaltendes zu liefern.*) Ueberhaupt war ihm bis in sein hohes Alter nichts so sehr zuwider, als der Mißbrauch der Presse zur Verletzung des guten Namens von Personen, Parteien oder Nationen.

Im Jahre 1734 kam ein junger presbyterianischer Prediger, Namens Hemphill, nach Philadelphia, der sehr gut sprach und Franklin gefiel, weil in seinen Predigten mehr von gutem Wandel, als von dogmatischen Zänkereien die Rede war. Er wurde darum des jungen Predigers eifriger Vertheidiger, als die orthodoxen Priester über ihn herfielen. Leider ergab aber der Erfolg des Streits, daß Hemphill keine einzige von seinen Predigten selbst gemacht, sondern alle zusammen aus Büchern auswendig gelernt hatte.

---

*) S. Franklins Memoiren.

Dadurch ließ Franklin sich aber nicht abhalten, einige Jahre nachher der wärmste Freund von einem andern Prediger zu werden. Es war dieß Whitefield, der 1739 aus Irland kam, ein ausgezeichneter Redner, dem Alles zulief, ob er gleich bald von sämmtlichen Geistlichen verketzert wurde, und selbst kein Schmeichler der Menge war, vielmehr sie beständig ausschalt, indem er ihnen sagte, sie wären halb Thiere und halb Teufel. Der Einfluß seiner Beredtsamkeit war so groß, daß, als man ihm die andern Kirchen verschlossen, auf seinen Antrag eine große Kirche gebaut wurde für alle Prediger jeglichen Glaubens, die dem Volke von Philadelphia etwas zu sagen wünschten. Die Kirche war nicht für eine besondere Sekte, sondern für alle Einwohner der Stadt bestimmt und sollte den Mahomedanischen Missionären so gut offen stehen, wie allen andern.

Franklin war in manchen Dingen mit Whitefield nicht einverstanden, aber er ehrte ihn als einen Mann von Charakter und großem Nutzen für's Volk. Seine Beredtsamkeit war indeß so groß, daß er auch ihn oft hinriß, gegen seine eigenen Ansichten zu handeln. Er erzählt uns davon ein interessantes Beispiel. Whitefield wollte ein Waisenhaus in Georgien gründen und forderte darum von Stadt zu Stadt zu Beisteuern auf. Franklin war sehr für das Waisenhaus, aber gegen Georgien, das ihm dafür zu wenig bewohnt schien und schlug darum Philadelphia als den geeignetsten Platz vor. Als Whitefield auf Georgien bestand, weigerte er sich, beizusteuern. Nachher war er in einer seiner Predigten zugegen, und als er merkte, daß es am Ende auf eine Sammlung abgesehen war, beschloß er bei sich, nichts zu geben. „Ich hatte," fährt er hier fort, „eine Handvoll Kupfergeld in meiner Tasche, drei oder vier Dollars in Silber und 5 Pistolen in Gold; wie er in seiner Rede fortfuhr, begann ich, weicher zu werden, und entschloß mich, das Kupfer zu geben. Ein anderer Blitz seiner Redekraft beschämte mich, und ich beschloß, das Silber zu geben; er schloß aber so wunderbar schön, daß ich zuletzt meine ganze Tasche auf des Collectors Tisch ausleerte, das Gold und Alles!"

Wie Franklin und Whitefield zu einander standen, charakterisirt namentlich folgende Anekdote, die Franklin in seinen Memoiren erzählt. Whitefield fragt Franklin um Rath, wo er in Philadelphia logiren könne, da ein alter Freund, bei dem er früher gewohnt, gestorben. Franklin antwortet: „Sie kennen mein Haus, können Sie sich mit seinen spärlichen Bequemlichkeiten behelfen, so sind Sie willkommen." Jener erwiedert, wenn er dieses freundliche Anerbie-

ten um Christi willen mache, so würde ihm sein Lohn nicht entgehen. Franklin entgegnet: „Irren Sie nicht, es geschah nicht um Christi willen, sondern um Ihretwillen."

Vom Jahre 1733 an begann Franklin, Sprachen zu studiren. Er lernte Französisch, Spanisch und Italienisch und dann auch noch Lateinisch, was ihm zur Erweiterung seiner Kenntnisse von nicht geringem Nutzen war. Der einfache Drucker erwuchs ganz in der Stille zum Gelehrten ohne eine andere Anleitung, als die ihm sein eigener praktischer Verstand geben konnte.

Im Jahre 1736 wurde er zum Schreiber (Clerk) der gesetzgebenden Versammlung von Pennsylvanien ernannt und im Jahre darauf zum Postmeister von Philadelphia. Durch letztern Umstand gewann er namentlich den Vortheil, die Nachrichten für sein Blatt schneller und regelmäßiger beziehen zu können, da sein Vorgänger Bradford seine Stellung benutzt hatte, die Correspondenz der „Philadelphia Gazette" möglichst zu erschweren, um für sein eigenes Blatt Vortheile zu erringen. Franklin erwiederte indeß das unedle Verfahren seines Concurrenten nicht, dessen Blatt ohnehin sehr im Abnehmen begriffen war. Sein Geschäft vermehrte sich von Tag zu Tag, und er machte nun selbst die alte Erfahrung, daß, wenn man das erste Hundert Pfund gewonnen hat, das zweite viel leichter zu gewinnen ist. Er schickte viele von seinen Arbeitern unter der Bedingung einer Association von einer Reihe von Jahren mit Presse, Typen und Geld in fremde Plätze und gab ihnen dadurch Gelegenheit, nach Ablauf des Termins und Abtragung ihrer Schuld an ihn, selbstständige Geschäftsleute zu werden, während er selbst dabei eine ansehnliche Summe Geld machte. Nach und nach war seine materielle Unabhängigkeit fest begründet, und er war für eine höhere Thätigkeit frei geworden.

Seine öffentliche Wirksamkeit begann, jedoch mit kleinen Dingen. Sein erstes Augenmerk war die Stadtwache. Diese war nämlich bisher von den Constabeln der verschiedenen Wards versehen, die für die Nacht eine Anzahl Bürger zu ihrer Begleitung riefen. Wer sich aber von diesem Dienst loskaufen wollte, bezahlte jährlich 6 Schillinge an den Constabel. Dieser sorgte nun seinerseits natürlich dafür, daß er nicht so viel brauchte, und miethete sich für die Nachtwachen um ein paar Schillinge ein ganzes Corps so verdächtigen Gesindels, daß sich am Ende Niemand mehr sicher fühlte. Franklin wies zuerst seine Junto auf diesen Mißbrauch hin, so wie auf den

andern, daß die arme Wittwe für die Bewachung ihrer 50 Pfund Eigenthum eben so viel bezahlen müsse, als die reichen Herren für die Bewachung ihrer Tausende. Er schlug vor, bestimmte Leute für einen bestimmten Lohn zu den Nachtwachen anzustellen und die Kosten durch eine Verhältnißsteuer aufs Vermögen zu decken. Der Plan wurde in den verschiedenen Clubbs der Junto durchdiskutirt und von jedem als von ihm selbst ausgehend einstimmig angenommen. Einige Jahre später, als die Mitglieder der Junto mehr Einfluß gewonnen hatten, wurde dann derselbe Plan zum Gesetz erhoben.

Um dieselbe Zeit brachte Franklin die Gründung einer freiwilli- Feuercompagnie in Anregung, zuerst in der Junto, dann öffentlich. Bald fanden sich 30 junge Leute, die Organisation zu beginnen. Sie hielten jeden Monat eine öffentliche Versammlung zur Discussion über die besten Löschanstalten, versahen sich mit ledernen Eimern, starken Säcken, Körben rc. und gewannen bald das allgemeine Zutrauen. Die Nützlichkeit der Association leuchtete jedem ein, und es dauerte nicht lange, da beeiferten sich alle jungen Leute, ihr beizutreten, eine Compagnie nach der andern wurde gebildet, und in seinen letzten Jahren hatte Franklin das Vergnügen, seine „Union Fire Compagnie" noch bestehen und durch sie Philadelphia so gut gegen Feuersgefahr geschützt zu sehen, als irgend eine Stadt der Welt.

Zwei andere Gegenstände verdienten damals in Philadelphia besonders allgemeine Beachtung; weil für sie wenig oder nichts geschehen war, nämlich die höhere Erziehung der Jugend und die Vertheidigung des Landes. Man hatte daselbst in jener Zeit weder eine höhere Schule, noch eine Miliz. Franklin hatte den Fehler lange mit Bedauern bemerkt und trat nun vor, ihn zu bessern.

Im Jahre 1743 machte er den Vorschlag, eine Akademie zu gründen, allein er fand keinen geeigneten Mann, der Anstalt vorzustehen und ließ für den Augenblick den Plan fallen. Dagegen gelang es ihm, im folgenden Jahre eine philosophische Gesellschaft zu stiften, die vorzüglich von den Mitgliedern der Junto zusammengesetzt wurde.

In Bezug auf die Vertheidigung des Landes sah es wahrhaft traurig aus. Spanien und Frankreich führten Krieg mit England, und die Colonien kamen dadurch in die größte Gefahr. Während aber feindliche Indianerstämme über die Grenzen von Pennsylvanien gesetzt wurden, versuchte es der Gouvernör Thomas vergebens,

die gesetzgebende Versammlung, die zum größten Theil aus Quäkern bestand, zu bewegen, ein Milizgesetz zu passiren und für andere Mittel zum Widerstande zu sorgen. Die religiösen Scrupel der Quäker litten es nicht, auf irgend eine Weise einen Krieg zu unterstützen, sie mußten die Vertheidigung ihres Lebens ganz und gar dem lieben Gott überlassen. Da wandte sich Franklin unmittelbar an's Volk, um zu sehen, ob dieses nicht geneigt wäre, durch freiwillige Subscription seine Vertheidigung zu sichern. Er schrieb ein Pamphlet unter dem Titel „Reine Wahrheit", legte darin den schmachvollen Stand der Sache dar, mahnte das Volk mit Donnerworten an seine Pflicht und versprach in wenigen Tagen einen Plan zur gemeinschaftlichen Wehr vorzulegen. Das Pamphlet machte den erwünschten Effect, Alles war ergriffen, und Franklin wurde aufgefordert, den versprochenen Plan zu veröffentlichen. Dieser berief eine Volksversammlung, brachte den Plan gedruckt dahin, griff den Anwesenden noch einmal an's Herz und legte dann sofort seinen Plan zur Unterschrift vor. Als die Versammlung auseinanderging, hatten sich bereits 1200 unterschrieben, deren Zahl in einigen Wochen auf 10,000 heranstieg. Diese alle bewaffneten sich so schnell sie konnten, organisirten sich in Compagnieen und Regimenter, wählten ihre Officiere und kamen jede Woche zum Exerciren zusammen. Die Frauen stickten Fahnen und schenkten sie den Compagnieen. *) Um Kanonen wurde nach London geschrieben. Man bot Franklin den Oberbefehl an, dieser lehnte denselben jedoch ab und empfahl dazu einen Andern, der sich nach seinem Urtheil am Besten auf den Militärdienst verstand.

Nach und nach wußten sich auch die Quäker nach der Decke zu strecken, und wenn sie sich auch wohl hüteten, gegen den Buchstaben ihrer Glaubensartikel zu verstoßen, so bequemten sie sich doch, es wenigstens Andern zu gestatten, ihr Leben und Eigenthum vertheidigen zu helfen. Auch halfen sie sich durch allerlei politische Kniffe. Später blieben sie aus den Versammlungen der Legislatur ganz weg und ließen sich nicht wieder wählen, um nicht zwischen ihren irdischen und himmlischen Pflichten in Collision zu kommen.

Als der Frieden hergestellt war, schrieb Franklin seine „Vorschläge zur Erziehung der Jugend in Philadelphia" und brachte durch Subscription die Gründung einer Akademie zu Stande, die

---

*) Siehe Franklins Memoiren.

sich bald so ausdehnte, daß man dazu eines großen Gebäudes bedurfte. Durch Franklins Bemühen wurde die von Whitefields Zuhörern erbaute Kirche dazu eingeräumt. Bald nachher wurde die Akademie reich fondirt, erweiterte sich zur Universität von Pennsylvanien und war bei Franklins Ableben eine der glänzendsten Anstalten des Landes.

Um dieselbe Zeit fing Franklin auch an, durch seine Erfindungen zum Wohlthäter der Menschheit zu werden. Im Jahre 1742 construirte er einen Ofen zum Erwärmen der Zimmer und beschrieb ihn öffentlich, damit er sogleich eingeführt werden könne, und wenige Jahre später setzte sein Blitzableiter die ganze Welt in Erstaunen.

Im Jahre 1745 hörte er zum ersten Mal von Elektricität und sah den ersten elektrischen Apparat, den sein Freund Collinson in London an die Philadelphier Bibliothek schickte. Er machte die beschriebenen Experimente nach, kam auf neue, und sein scharfer Natursinn witterte bald eine Aehnlichkeit zwischen diesen elektrischen Erscheinungen und den Erscheinungen des Gewitters. Seine Beobachtungen führten ihn weiter und weiter, und endlich wurde es in ihm zur Gewißheit, der elektrische Funken und der Blitz seien eins und dasselbe. Und wenn dem so ist, sagte ihm dann sein praktischer Sinn weiter, so muß nach der Analogie vorliegender Experimente eine aufgerichtete Metallspitze entweder das elektrische Feuer aus den darüber hängenden Gewitterwolken ohne Schaden auf die Erde herunterziehen oder dieselben über die Schlagweite hinaustreiben. Daran schloß sich denn der Gedanke, Häuser, Schiffe rc. durch Eisenstangen gegen den Blitz zu schützen. Im Jahre 1749 theilt er diesen Gedanken zuerst der Oeffentlichkeit mit und bringt zugleich ein Experiment in Vorschlag, um die Wahrheit oder Unwahrheit seiner Theorie von der Identität des Blitzes mit dem elektrischen Funken zu erfahren. Er schlug nämlich vor, auf einem hohen Thurme eine Eisenstange zu erheben und sie durch einen Harzkuchen zu isoliren. Zeigte diese Eisenstange sich beim Gewitter elektrisch, so war seine Theorie richtig.

Franklin selbst fand keine Gelegenheit, das Experiment zu machen, aber im nächsten Jahre, 1752, kam er auf den Gedanken, mit einem gewöhnlichen Drachen dasselbe erreichen zu können. Er spannte also ein seidenes Tuch über zwei gekreuzte Holzstäbe und befestigte an dem aufrecht gerichteten eine Eisenspitze. Der Bindfaden, den er daran knüpfte, war von Hanf, und nur an dem untersten Ende

von Seide. Wo der hänfene Faden aufhörte, war ein Schlüssel befestigt. Mit diesem Apparat, der eben so einfach und billig als sinnreich war, ging er hinaus ins Gewitter. Er ließ den Drachen zu den Wolken aufflattern und erwartete in fiebrischer Spannung, was für Kunde er ihm bringen würde. Er war allein mit seinem Sohne, Niemand sonst wußte, was in dieser Stunde vorging. Schon fing er an zu zweifeln, da endlich kam der lang ersehnte Moment, die Fasern am Bindfaden sträubten sich seltsam in die Höhe, er hielt den Knöchel seines Zeigefingers an den Schlüssel, und ein glänzender Funken sprang über und sagte ihm, daß er nicht umsonst gehofft. Mehrere rasch nachfolgende Experimente zeigten ebenfalls alle Erscheinungen der Elektricität. Die Entdeckung, auf die sich der Blitzableiter stützte, war vollkommen bestätigt. Schon einen Monat vorher hatte ein Pariser Physiker das früher von Franklin vorgeschlagene Experiment gemacht und gleichfalls die schlagendsten Beweise von der Richtigkeit der aufgestellten Theorie gefunden. Bald darauf wurde der erste Blitzableiter construirt und damit der Beweis geliefert, daß auch auf ganz natürlichem Wege des Menschen Sohn Macht hat über das Gewitter.

Näheres über Franklins Entdeckungen auf dem Gebiete der Elektricität und der Naturwissenschaft überhaupt mitzutheilen, liegt nicht im Plane unseres Werkes. Wir fürchten schon durch dies Wenige manche unserer Leser ermüdet zu haben. Franklins Correspondenz und sein Leben von Dr. Stuber geben darüber hinreichenden Aufschluß. Wir bemerken nur noch im Allgemeinen, daß Franklin es auch war, der zuerst das Nordlicht als elektrische Erscheinung bezeichnete. Von seinen Theorien ist Manches veraltet und durch die neuere Physik berichtigt, aber die praktischen Resultate seiner Experimente sind und bleiben ewige Wohlthaten für die Menschheit.

Die Erfindung des Blitzableiters verbreitete Franklins Namen mit Blitzesschnelle durch die ganze civilisirte Welt und bahnte ihm in Europa die Wege für sein späteres politisches Wirken. Die Gelehrten staunten und waren gezwungen, ihn anzuerkennen, zuletzt auch die Londoner königliche Gesellschaft, so lange man sich daselbst auch anfangs sträubte. Die Völker aber jauchzten auf, und ein mächtiges Vertrauen auf die menschliche Kraft durchzuckte alle Lande. Es war das erste Schlaglicht der Freiheit aus der neuen Welt.

Indeß hoffte Franklin vergebens, sich ganz der Naturforschung er=

geben zu können. Das öffentliche Leben ließ ihm keine Ruhe. Der Gouvernör ernannte ihn in die Friedenscommission, die Stadt zum Alderman, und die Gesammtheit der Bürger zuletzt zum Repräsentanten in der Assembly (gesetzgebenden Versammlung). Das Amt eines Friedensrichters, das ihm ebenfalls übertragen wurde, bekleidete er nur kurze Zeit, da er sich nicht stark genug fühlte in der Kenntniß des gemeinen Rechts.

Im Repräsentantenhause nahm er bald eine bedeutende Stellung ein, er wurde in die wichtigsten Commissionen gewählt, deren eine einen Traktat mit den Indianern zu Carlisle abzuschließen hatte. Im Jahre 1751 unterstützte er die Bemühungen seines Freundes Bond, ein Hospital in Philadelphia zu gründen, durch den Antrag in der Assembly, „sobald die Sammlungen für besagtes Hospital 2000 Dollars ergeben hätten, andere 2000 Dollars von Seiten der Assembly für denselben Zweck zu bewilligen". Der Antrag ging durch, weil man eine Subscription von 2000 Dollars für unmöglich hielt, aber die Sammlungen brachten bald die festgesetzte Summe zusammen, und das Hospital wurde gebaut.

Ebenso sorgte Franklin dafür, daß die Straßen von Philadelphia gepflastert wurden, was bisher noch nicht geschehen war, und machte Pläne zur Beleuchtung und Reinigung der Stadt. Nichts war ihm zu klein, was für das Allgemeine von Nutzen war.

Im Jahre 1753 wurde er Generalpostmeister von Amerika, ein Amt, das er zum größten Nutzen der Colonien sowohl, wie der Krone bekleidete. Er machte Reisen durch das ganze Land, brachte die alten Postrouten in Ordnung, eröffnete neue ꝛc. Der Krone, die bisher aus der amerikanischen Post Nichts gezogen hatte, übersandte er bald darauf jedes Jahr drei Mal so viel reine Revenüen als die Post von Irland einbrachte. Auf seinen Reisen machten ihn mehrere hohe Schulen zum „Magister Artium."

Da man im Jahre 1754 wieder einen Krieg mit Frankreich fürchtete, schickten die verschiedenen Colonien einen Congreß von Delegaten nach Albany, um über gemeinschaftliche Vertheidigungsmittel zu berathen. Hier beantragte Franklin seinen berühmten Unionsplan, den ersten, davon in Amerika die Rede war. Nach einigen Debatten wurde er angenommen. Es sollte danach die Generalregierung von einem Präsidenten verwaltet werden, den die Krone ernennen und unterstützen sollte, und von einem großen Rath, bestehend aus Delegaten von den verschiedenen gesetzgebenden

Versammlungen. Der Plan wurde der Krone und den gesetzgebenden Versammlungen zur Bestätigung eingeschickt, aber von beiden verworfen. Der Krone war er zu demokratisch, und den gesetzgebenden Versammlungen zu monarchisch. So kam denn die Union nicht wieder zur Sprache, als bis sie sich gegen England richtete.

Der Krieg mit Frankreich kam aber herbei, und die englische Regierung schickte eine Armee unter General Braddock nach Amerika, um daselbst den Franzosen und ihren verbündeten Indianern entgegenzutreten. Der General landete in Maryland, ohne die Transportmittel des Landes im Mindesten zu kennen. Franklin ging ihm als Generalpostmeister entgegen, und grade zu der Zeit als, er bei ihm war, brachte der General in Erfahrung, daß in Maryland nur 25 Wagen aufzutreiben waren. Dieser war außer sich, aber Franklin übernahm es, ihm die nöthigen Wagen aus Pennsylvanien zu besorgen. Die Bedingungen für die Preise der Fuhrwerke wurden abgeschlossen, ein öffentlicher Aufruf erlassen, und da Franklin persönlich jede Garantie übernahm, fanden sich die Bauern gern bereit, ein außergewöhnliches Stück Geld zu verdienen. Zu derselben Zeit schrieb er an die Assembly um einige Privatzuschüsse für das Heer, welche ungefähr zu gleicher Zeit mit den verlangten Wagen eintrafen. Der General brach nun auf, um das Fort Duquesne zu nehmen, wurde aber auf seinem Marsch durch einen Wald von Indianern überfallen und zwei Drittel der Armee niedergemetzelt. Wagen, Proviant, Alles wurde zurückgelassen, und die übrig gebliebenen Soldaten retteten sich in wilder Flucht. Sobald die Nachricht von dieser Niederlage bekannt wurde, bestürmten alle die Eigenthümer der Wagen Franklin, ihnen ihre Verluste zu ersetzen. Er hatte eine saure Zeit, bis er von der englischen Regierung befreit wurde, die endlich den Betrag bezahlte.

Um diese Zeit begann der Streit mit den „Eigenthümern," der schon lange fortgedauert hatte, eine sehr ernste Farbe anzunehmen. Pennsylvanien hatte nämlich damals eine sogenannte „Eigenthümerverfassung." Bei der Gründung der Colonie war das ganze Gebiet Pennsylvanien an den Gründer William Penn abgetreten. Er erhielt durch einen königlichen Freibrief das Recht, unter der Oberhoheit der englischen Krone daselbst unter Beistimmung der Freimänner jenes Landes Gesetze einzuführen, die er zweckmäßig fände, und die von der Krone bestätigt würden. Die jetzigen Eigenthümer waren William Penns Söhne, und die von diesem gegebene

Verfassung legte die Administration für immer in die Hand der Eigenthümer und ihrer Vertreter. Eine gesetzgebende Versammlung hatte das Recht, Steuern aufzulegen und Gesetze zu geben, aber Alles, was sie verordnete, bedurfte zuerst der Bestätigung des von den Eigenthümern eingesetzten Gouvernörs, ehe es der endlichen Bestätigung von der Krone vorgelegt werden konnte. Natürlich empfing der Gouvernör, bevor er von den Eigenthümern eingesetzt war, seine Instruktionen. Unter diese gehörte besonders die, daß er kein Gesetz passiren lassen sollte, welches ihr Eigenthum besteuerte. Jede Besteuerung des Grundbesitzes darum, die passiren sollte, mußte die unermeßlichen Güter der Eigenthümer ausdrücklich ausnehmen.

Dieser kleinliche Geiz von Penns Söhnen, die in London von ihren Reichthümern zehrten, erbitterte namentlich jetzt das Volk und seine Repräsentanten auf's Aeußerste. Die Assembly wollte kein Geld bewilligen, ohne dafür die Eigenthümer zugleich mitzusteuern. Der Gouvernör dagegen beharrte bei seinen Instruktionen. Eben jetzt hatte die Assembly 60,000 Dollars bewilligt, von denen aber auch die Eigenthümer ihren verhältnißmäßigen Antheil tragen sollten. Der Gouvernör verweigerte seine Zustimmung. Indeß die Nachricht von der Niederlage Braddocks und das Geschrei der Freunde der Assembly in England gegen die Eigenthümer vermochten diese, 5000 Dollars zu den 60,000 zuzuschießen, was denn in der Noth des Augenblickes von der Assembly angenommen wurde.

Franklin brachte ein Gesetz zur Organisirung der Miliz durch die Assembly, regte durch den Druck eines Dialogs zum Eintritt in dieselbe an, und stand bald als Oberst an der Spitze eines stattlichen Corps. Er befestigte mehrere Forts an den Grenzen gegen die Indianer*) und übergab dann das Commando einem erfahrenen Officier, um wieder an den Verhandlungen der Assembly Theil nehmen zu können. Die Zänkereien mit dem Gouvernör brachen von Neuem wieder aus, und die Assembly war entschlossener, als je vorher. Ein neuer Gouvernör, Namens Denny, kam von London. Dieser malte Franklin goldene Berge, wenn er von seiner Opposition gegen die

*) Während er als Oberst der Miliz vorstand, klagte ihm der Feldprediger einmal über den schlechten Besuch des Gebets. Franklin machte ihn darauf aufmerksam, wie regelmäßig alle Soldaten herbeikämen, wenn Schnaps ausgetheilt würde: wenn er es darum nicht anstößig finde, unmittelbar nach dem Gebet den Schnaps austheilen zu lassen, so würden gewiß alle dabei zugegen sein. Der Pfarrer war vernünftig genug, auf den Rath einzugehen, und das Gebet wurde fortan auf das Beste besucht.

Eigenthümer abstehen wollte, Franklin strafte ihn aber mit Verachtung und erklärte ihm, seine Umstände seien der Art, daß er die Gunst der Eigenthümer nicht brauche.

Die Assembly sah endlich, daß mit Gouvernören, die so durch Instruktionen gefesselt waren, alle Unterhandlungen nutzlos seien, beschlossen eine Petition gegen die Eigenthümer an den König und ernannten Franklin zu ihrem Agenten in England. Dieser kam nach mancherlei Aufenthalt und einer gefährlichen Reise den 27. Juli 1757 in London an, begleitet von seinem Sohne William. Nach der Landung in Falmouth, schreibt er seiner Frau: „Wäre ich ein römischer Katholik, so würde ich vielleicht bei dieser Gelegenheit irgend einem Heiligen eine Kapelle zu bauen geloben; da ich das aber nicht bin, so würde ich, wollte ich überhaupt etwas geloben, einen Leuchtthurm zu bauen versprechen.“*) Eine nur durch Zufall vermiedene Scheiterung an einem vorspringenden Felsen hatte Franklin erinnert, daß ein Leuchtthurm zuweilen nothwendiger sein kann, als eine Kapelle.

Gleich beim ersten Umsehen in London überzeugte er sich, daß seiner Wirksamkeit große Hindernisse im Wege standen. Theils war damals das allgemeine Interesse auf den siebenjährigen Krieg in Deutschland gerichtet, so daß die Colonien überhaupt wenig Beachtung fanden, theils war die öffentliche Meinung durch lügenhafte Berichte, welche durch Vermittelung der Eigenthümer einer nach dem andern in den dortigen Blättern veröffentlicht wurden, in Bezug auf die Streitigkeiten in Pennsylvanien ganz irre geführt worden. Man warf allgemein die ganze Schuld auf die Assembly, die als ein unpatriotischer, von religiösen Vorurtheilen beherrschter Körper verschrieen war. Man verwünschte „diese Versammlung von Quäkern, die sich weigerten, die nöthigen Mittel zur Vertheidigung ihres Landes herbei zu schaffen.“ Von dem eigentlichen Grund der Finanzstreitigkeiten zwischen der Assembly und dem Gouvernör war wenig oder gar Nichts bekannt.

Franklin war freilich an den König von England geschickt, aber er kannte schon damals den Werth der öffentlichen Meinung und war entschlossen, sich zuerst vor allen Dingen an diese zu wenden. Gelang es ihm, das Volk über den wahren Stand der Dinge in

*) Mit dieser Landung in England schließt der letzte Theil von Franklins Memoiren.

Pennsylvanien aufzuklären, dann war es ihm viel leichter, auch beim Könige durchzudringen. Während er also seine ersten Unterhandlungen mit den Eigenthümern begann, um sie zu bewegen, ihre verderblichen Anmaßungen freiwillig aufzugeben, eröffnete er ganz in der Stille einen vernichtenden Federkrieg gegen dieselben. Einen heftigen Artikel voll giftiger Verleumdungen gegen die Assembly, der um diese Zeit im Allgemeinen Anzeiger erschien, beantwortete er unter dem Namen seines Sohnes durch eine schlichte Darstellung der wahren Sachlage, und die öffentliche Meinung, die schon bei dieser einfachen Erwiederung gestutzt hatte, wurde völlig gewonnen durch „die historische Revüe der Constitution und der Regierung von Pennsylvanien seit ihrem Ursprung 2c.“ Dieses Buch, das unter Franklins Leitung redigirt wurde,*) und mit einer Menge officieller Documente versehen war, stellte die Selbstsucht und Anmaßlichkeit der Eigenthümer in ein so schlagendes Licht, daß diese sich bald gezwungen sahen, andere Saiten aufzuziehen, besonders da um dieselbe Zeit ihr Gouvernör Denny der Noth der Zeit und der unerschütterlichen Festigkeit der Assembly, die sich jetzt auf ihren Agenten in England stützte, nachgegeben und trotz aller Instruktionen einem allgemeinen Besteuerungsgesetz mit Einschluß der Güter der Eigenthümer seine Zustimmung gegeben hatte. Freilich wehrten sie sich, so lange sie konnten, suchten auch noch das von ihrem eigenen Gouvernör unterzeichnete Gesetz durch Erwirkung eines königlichen Vetos zu stürzen, allein die Wahrheit lag so klar am Tage, daß alle ihre Bemühungen und die ihrer mächtigen Freunde nutzlos blieben. Die Eigenthümer mußten sich am Ende bequemen, mit dem anfangs ziemlich verächtlich behandelten Agenten der Assembly einen Vergleich einzugehen, worin das Princip der allgemeinen und gleichmäßigen Besteuerung vollständig anerkannt ward. Dies war der erste große politische Sieg, der durch Franklin vermittelt wurde.

In derselben Zeit wurde er auch die Ursache der Eroberung Canadas. Dies gehörte nämlich damals den Franzosen und sicherte ihnen den brittischen Colonien gegenüber namentlich einen bedeutenden Einfluß auf die Indianer. Franklin sprach mit mehreren einflußreichen Staatsmännern über die Nutzlosigkeit des deutschen Krieges und wies auf Canada hin als die empfindlichste Stelle zum Angriff

*) Früher wurde es allgemein als ein Werk Franklins betrachtet, aber ein von Sparks zuerst herausgegebener Brief Franklins an David Hume beweist, daß diese Meinung irrig war.

gegen die französische Macht. William Pitt, nachmals Graf Chatham, hörte davon, überzeugte sich durch eine Berathung mit Franklin von der Zweckmäßigkeit des Unternehmens und stellte dann den General Wolfe an die Spitze desselben, der mit überraschender Schnelligkeit Canada überrumpelte und für die brittische Krone eroberte. Trotzdem gab es aber nachher noch viele Gegner dieser Eroberung, die darauf drangen, beim Frieden statt Canadas Guadeloupe zu behaupten, das um dieselbe Zeit den brittischen Waffen übergeben war. Es kam darüber zu einer heftigen Discussion in der Presse. Da schrieb Franklin sein sogenanntes Canadapamphlet, und die Ansicht für die Behauptung Canadas siegte. Im Frieden von 1762 trat Frankreich Canada an England ab.

Als Mann der Wissenschaft fand er die verdiente Anerkennung. Alle berühmten Physiker der Welt buhlten um seine Freundschaft, Engländer und Deutsche, Franzosen und Italiäner. Drei englische Universitäten beeilten sich, ihn mit der Doctorwürde zu bekleiden, und fast sämmtliche wissenschaftlichen Gesellschaften von Europa machten ihn zu ihrem Ehrenmitgliede. Nun war er auf der ganzen Erde zu Hause, überall erwarteten ihn Freunde, er war der populärste Mann in der ganzen Welt geworden.

Im Sommer 1762 kehrte Franklin nach Philadelphia zurück und erhielt nebst einer entsprechenden finanziellen Entschädigung einen öffentlichen Dank von der Assembly sowohl für „seine treue Pflichterfüllung in Bezug auf Pennsylvanien, als für seine vielen und wichtigen Dienste für Amerika im Allgemeinen.“

Kurze Zeit nach seiner Rückkehr erfüllten gräßliche Mordscenen, bekannt unter dem Namen „Parton Murders,“ alle menschenfreundliche Bürger von Pennsyvanien mit Schaudern. Die Grausamkeiten feindlicher Indianerstämme hatten die Wuth der weißen Bevölkerung bis zum Wahnsinn gesteigert, und sie beschlossen, alle Rothhäute ohne Unterschied abzuschlachten. Auch ein friedlicher Stamm, der schon lange Jahre zwischen den Weißen gelebt und stets mit ihnen in den freundnachbarlichsten Verhältnissen gestanden hatte, sollte ein Opfer blinder Rache fallen. Die Indianer wurden benachrichtigt, hielten jedoch die Nachrichten für falsch, da sie ja ihre weißen Brüder als die besten Freunde kannten, und fühlten sich ganz sicher. Aber ein wilder Haufen stürzte sich bald auf den alten wehrlosen Häuptling und die Weiber und Kinder, die allein zu Hause waren und metzelten sie alle nach der Reihe nieder. Die Uebrigen stellten

sich unter den Schutz der Polizei der nächsten Stadt. Aber auch dahin drang man ihnen nach, das Haus, darin man sie verborgen, wurde gewaltsam erbrochen, und erst, als er gewiß war, den ganzen Stamm ausgerottet zu haben, ging der barbarische Haufen befriedigt aus einander.

Der Gouvernör wollte Untersuchungen einleiten lassen, war aber selbst kaum seines Lebens sicher. Alles war im Fieber, da schrieb Franklin ein Pamphlet, in dem sein heißes Herzblut strömt, und es gelang ihm, die frechen Mörder zum Stillschweigen zu bringen und die öffentliche Ruhe wieder herzustellen.

Die Streitigkeiten zwischen dem Gouvernör und der Assembly fingen indeß von Neuem an. Die Anmaßungen der Eigenthümer und ihres Gouvernörs, die sich über die gemachten Zugeständnisse ärgerten, schienen jetzt nur noch größer werden zu wollen. Endlich wurde ein Antrag in die Assembly gebracht und angenommen, eine Petition an den König zu entwerfen, um die bisherige Eigenthümerverfassung von Pennsylvanien in eine königliche zu verwandeln, d. h. die Regierungsgewalt der Eigenthümer ganz aufzuheben und die Administration der Provinz Pennsylvanien unter die *direkte* Oberhoheit der Krone zu bringen. Bei der nächsten Wahl zur Assembly brachten es die Intriguen der Anhänger des Gouvernörs dahin, daß Franklin nicht wieder gewählt wurde, wobei sie sich nicht entblödeten, sich seines Pamphlet gegen die Mörder der Indianer zu bedienen. So verlor er denn eine Stelle, zu der er selbst während seiner Abwesenheit in England jedes Mal wieder gewählt war. Der Triumph seiner Gegner war aber von sehr kurzer Dauer; denn kaum war die Assembly zusammen getreten, so wurde er von derselben mit großer Majorität auf's Neue zum Agenten in England ernannt, um daselbst die bezweckte Veränderung der Constitution zu bewirken.

Als Franklin diese zweite Sendung nach England antrat, kam es ihm nicht im Entferntesten in den Sinn, welche ungeheure welthistorische Krise sie herbeiführen helfen sollte. Aber kaum war er angelangt, so traten die Sonderinteressen seiner Provinz ganz in den Hintergrund, und er stand als Repräsentant des Gesammtinteresses der Colonien vor der brittischen Nation.

Die Colonien nämlich, die in der Zeit der Armuth und der ersten Kämpfe ihrer Bewohner nur geringes Interesse in England erregt hatten, wurden jetzt, da sie anfingen, die ersten Früchte ihrer sauren

Arbeit zu erndten, ein Gegenstand des Neides und der Habsucht. Bis dahin war das „Mutterland" in Amerika ein Land der Sehnsucht und der allgemeinen Verehrung, der König, dessen Schwächen man nicht merkte, weil man sie nicht fühlte, hatte nirgends treuere Anhänger, als dort. Wenn er an den Patriotismus der gesetzgebenden Versammlungen appellirte und sie um Unterstützung anging zur Bezahlung seiner Kriege, bewilligten sie ihm mehr, als er verlangte, und jubelten vor Freude, daß sie damit ihre treue Anhänglichkeit an die „Heimath" beweisen konnten. Denn England war in ihren Herzen noch immer ihre Heimath, und wenn davon die Rede war, sprach man von „zu Hause," und Aller Augen funkelten vor Liebe und Stolz, auch wenn sie England nie gesehen hatten. Uebrigens waren die Amerikaner auch in jeder Beziehung ganze Britten geblieben, und nicht allein an ihre alten Pflichten fühlten sie sich auf dem fremden Boden gebunden, auch das Bewußtsein ihrer alten Rechte hatten sie nicht verloren, und es wurzelte nur tiefer und fester, seitdem sie von Altengland und seiner Corruption geschieden waren.

Franklin war der umfassendste Vertreter des damaligen Volksbewußtseins in den Colonien, der aufgefunden werden konnte. Auch er dachte nur mit der innigsten Begeisterung an die „Brüder zu Hause," namentlich seit er daselbst viele wackere Freunde gefunden, auch er hatte die tiefste Hochachtung vor der brittischen Freiheit und Gerechtigkeit, auch er hegte die heiligste Liebe zum Könige. Aber wie sein Volk, war auch er eifersüchtig auf die eingebornen Rechte jedes Britten, und ohne diese Rechte war ihm das Leben Nichts, als ein elendes Sklavenjoch. Und von dem Augenblick an, wo frevelnde Tyrannenhände zuerst in diese heiligen Rechte eingriffen, wurde er ihr kühner Vorkämpfer und Rächer. Und wie er kämpfte, concentrirte er in sich den Geist und die Energie des ganzen amerikanischen Volkes, und wie er Schritt vor Schritt vorwärts drang, entwickelte sein Volk sich in ihm und mit ihm.

Unter den „eingebornen Rechten des Britten" war das Recht, sich selbst zu besteuern, eins der wichtigsten. Dies wurde aber damals zuerst vom Ministerium Grenville frech verletzt. Freilich hatte das Parlament schon früher unter dem Namen „Handelsregulationen" manche gehässige Last auf die Colonien gewälzt, aber direkt in das Recht der eigenen freiwilligen Besteuerung einzugreifen hatte man bisher noch nicht gewagt. Die Nachricht, Grenville beabsichtige durch Ein=

führung einer Stempelsteuer eine Revenüe aus den Colonien zu erheben, kam schon nach Amerika, ehe Franklin von dort abreiste. Die energischste Opposition in den gesetzgebenden Versammlungen aller Colonien war davon die unmittelbare Folge gewesen, und auch Franklin brachte darauf bezügliche Resolutionen von der Assembly von Pennsylvanien mit sich nach England. Alle erklärten sich indeß bereit, „auf constitutionellem Wege" stets nach Kräften beisteuern zu wollen. Franklin überreichte seine Beschlüsse, allein vergebens. Lord Grenville war zu anmaßend, um Rath anzunehmen, und die berüchtigte Stempelakte kam kurze Zeit darauf zu Tage.

Das Schicksal dieser Akte, danach Niemand heirathen, noch sonst einen bürgerlichen Contrakt abschließen konnte, ohne eine erzwungene Steuer zu bezahlen, war höchst kläglich. In allen Colonien erfuhr sie die Aufnahme, die sie verdiente. Die Stempelpapiere wurden verbrannt, die Beamten verhöhnt, und alle Repräsentantenhäuser verwahrten sich mit der größten Energie gegen die Anmaßung des brittischen Parlaments, ihnen erzwungene Steuern auflegen zu wollen. Die Beschlüsse von Massachusetts und Virginien erregten namentlich die größte Aufmerksamkeit, und Männer, wie Hancock, Samuel Adams und Patrick Henry traten zum ersten Mal vor die Welt.

Franklin war thätiger, als je, und setzte seinerseits alle Mittel in Bewegung, um die Aufhebung der verhaßten Stempelakte durchzusetzen. Schon verzweifelte er, das ganze Ziel auf einmal zu erreichen, da wurde er plötzlich am 3. Februar 1766 ins Parlament beschieden, um über den Stand der Dinge öffentlich befragt zu werden. Sein Auftreten im Parlament, seine hervorragende Sachkenntniß, seine unerschrockene Freimüthigkeit erregten die Bewunderung des Parlaments, des englischen Volks, der Welt. Der Agent der Colonien erschien hier plötzlich so riesengroß, und die stolzen Minister ihm gegenüber so klein, daß das Schicksal ihrer tyrannischen Maßregeln nicht länger unentschieden bleiben konnte. Hier wurde es den stolzen Repräsentanten Altenglands mit dürren Worten gesagt, daß sie weder das Recht, noch die Macht hätten, den Colonien Steuern aufzuzwingen, welcher Art sie auch sein mögen, und daß die Amerikaner sich eher bis auf den letzten Mann niedermetzeln, als es sich gefallen lassen würden, ihres Rechtes, über ihr eigenes Geld selbst zu verfügen, beraubt zu werden.*) Wenige Tage darauf wurde die Stem-

*) Die ewig denkwürdigen Verhandlungen dieser Parlamentssitzung hat Franklin selbst für die Nachwelt aufgezeichnet. Siehe dessen Werke.

pelakte aufgehoben, und wenn auch das Parlament dadurch seine Ehre zu retten suchte, daß es seinem Beschluß eine Erklärung anhängte, darin es sich für alle Zukunft das Recht vorbehielt, den Colonien Steuern aufzulegen, so war die Schlappe doch deutlich genug. Der kühne Sinn der Unabhängigkeit, der sich in den Amerikanern offenbart, und vor dem das brittische Parlament sich hatte demüthigen müssen, erregte das Erstaunen der Welt, und Franklin, den man schon lange als Bändiger des Gewitters verehrt hatte, wurde jetzt der Abgott aller Volksmänner und der Schrecken der Tyrannen.

Von Amerika aus empfing er die wärmste Anerkennung, New-Jersey, Georgien und Massachusetts machten ihn zu ihrem Agenten. Und als er im folgenden Jahre Holland und Deutschland und etwas später Frankreich bereiste, wurden viele seiner Bewunderer seine persönlichen Freunde, überall sah man in ihm den Abgesandten einer besseren Welt und erhob und kräftigte sich an seinem Beispiele. Alles liebte ihn, Alles suchte ihm Freude zu machen, Alles strebte seiner würdig zu werden.

Wie sehr aber Franklin damals noch englischer Patriot war, geht aus folgender Briefstelle vom 28. Aug. 1767 hervor: „De Guerchy, der französische Gesandte, ist nach Haus gegangen und Herr Durand ist als bevollmächtigter Minister zurück geblieben. Er ist außerordentlich begierig, sich über die Angelegenheiten von Amerika zu unterrichten; giebt vor, eine große Achtung vor mir zu haben bezüglich der Fähigkeiten, die ich in meiner Examination vor dem Parlament gezeigt; lud mich ein, bei ihm zu essen, fragte sehr viel, behandelte mich mit großer Höflichkeit, macht mir Besuche 2c. Ich vermuthe, jene intriguante Nation möchte bei dieser Gelegenheit sich gern einmischen und das Feuer zwischen Großbritannien und ihren Colonien anblasen; aber ich hoffe, wir werden ihr keine Gelegenheit geben."

Er war Britte mit Leib und Seele, aber er wollte jedem Theil des großen Reiches gleiche Rechte gewahrt wissen. Er betrachtete Großbritannien als den Kopf und Rumpf, die Colonien als die Glieder, und das Ganze als den herrlichsten Organismus, den die Welt je gesehen. Das Parlament vertrat nach seiner Ansicht bloß Großbritannien, da die Colonien darin gar nicht repräsentirt waren, und die gesetzgebenden Versammlungen der verschiedenen Colonien waren für diese ganz dasselbe, was das Parlament für Großbritannien. Beide hatten aber einen gemeinschaftlichen König und wur-

den außerdem durch gleiche Sprache, gleiche Religion und gleiche Interessen zusammengehalten.

In diesem Sinne sprach er sich vielfach vor dem Publikum aus, während das Ministerium Hillsborough im Einverständniß mit dem Parlament durch neue Gewaltmaßregeln die Oberherrschaft über die Colonien geltend zu machen suchte. Die „Ursachen der Amerikanischen Mißverständnisse bis 1768", „die Antwort auf die Fragen von Herrn Strahan", „das Preußische Edict", „der Weg, ein großes Reich in ein kleines zu verwandeln", nebst vielen andern populären Darstellungen sollten dahin wirken, das Volk und die Regierung von England aufzuklären. Allein vergebens, das Ministerium Hillsborough ging seinen despotischen Gang fort, und sein Nachfolger Dartmouth hatte nicht den Muth, umzukehren.

Die nähere Darstellung dieser Geschichte, namentlich die Entwicklung der Revolution in Boston, behalten wir uns für eine andere Gelegenheit vor und berühren sie hier nur in so weit, als Franklin damit in unmittelbare Berührung kam. Die Minister ließen kein Mittel unversucht, ihr Lieblingsproject, die Besteuerung der Colonien vom Parlament, durchzusetzen. List und Gewalt gingen Hand in Hand, aber Alles scheiterte. Im Jahre 1770 wurde bei dem sogenannten „Boston Massacre" vom englischen Militär das erste amerikanische Bürgerblut vergossen. Die Gemüther erhitzten sich auf beiden Seiten, und bald war der Bruch unvermeidlich.

Während aber die Erbitterung in Amerika immer höher und höher stieg und die englischen Minister nicht müde wurden, ihre tyrannischen Maßregeln, Eingangssteuern 2c. durchzusetzen, war Franklin unabläßig thätig, eine endliche Versöhnung herbeizuführen. Man brachte ihm ein Packet Briefe vom Gouvernör und Vicegouvernör von Massachusetts an ein kürzlich verstorbenes Mitglied des Ministeriums, in denen diese hochgestellten Herren, Hutchinson und Oliver, Alles gethan hatten, um die englische Regierung gegen das Volk von Massachusetts aufzubringen. Er schickte sie sofort an den Präsidenten der gesetzgebenden Versammlung daselbst in der Absicht, dadurch die Opposition gegen die englische Regierung zu mildern und auf die eigentlichen Feinde des Volkes zurückzuwerfen. Die Briefe wurden veröffentlicht, und eine Petition um Absetzung Hutchinsons und Olivers an den König wurde Franklin zur Besorgung überschickt.

Da aber sollte Franklin den ganzen kleinlichen Haß des Ministe-

riums erfahren. Man konnte es ihm nicht vergeben, daß er so groß war. Man hatte ihm Aemter, Ehren, Alles vorgehalten, und er hatte nicht gewankt, man hatte ihm gedroht, und es hatte ihn nicht gerührt, jetzt wollte man ihn öffentlich infamiren, um ihn unschädlich zu machen. Eine besondere Veranlassung bot dazu noch ein Duell, das in Folge der Veröffentlichung der Hutchinsonschen Briefe zwischen zwei Herren stattgefunden hatte, die sich einander vorgeworfen, bei der Versendung derselben die Hände mit im Spiel gehabt zu haben. Franklin hatte erst nach geschehenem Duell von ihrem Streit erfahren und dann eine Anzeige veröffentlicht, die beide von dem vorliegenden Verdacht befreite. Er erklärte, daß er die Briefe versandt in seiner Eigenschaft als Agent von Massachussetts. Von wem er die Documente erhalten, ist nie bekannt geworden, da er darüber tiefes Stillschweigen gelobt hatte.

Wenige Tage darauf wurde er in eine Sitzung des Staatsraths beschieden, um in Bezug auf die Anklagen gegen Hutchinson und Oliver nähere Auskunft zu geben. Als aber der Anwalt von diesen, Herr Wedderburn, nachmals Lord Lougborough, gleich beim Anfang der Verhandlungen den vorliegenden politischen Proceß in eine Anklage gegen Franklin wegen Entwendung der Briefe umzukehren suchte, bat dieser sich einen späteren Termin aus, um ebenfalls von einem Advokaten unterstützt die Anklage abweisen zu können, auf die er heute nicht vorbereitet gewesen. Die Sitzung wurde darauf vertagt.

Zur festgesetzten Zeit erschien Franklin wieder mit zwei der ausgezeichnetsten Advokaten von London im Staatsrath. Sie vertheidigten ihn nach allen Seiten hin und stellten dagegen für jeden vorurtheilslosen Menschen die Verrätherei der obersten Beamten von Massachusetts in das schlagendste Licht. Bei jedem vernünftigen Staatsrath hätte sich ihre Absetzung ganz von selbst verstanden. Hier aber war es anders. Kaum hatten jene geendigt, da trat Herr Wedderburn vor und überhäufte Franklin mit einer Fluth von Schimpfworten und Gemeinheiten. Er nannte ihn unter Anderem einen niederträchtigen Verräther, einen frechen Verletzer des heiligen Briefgeheimnisses, einen elenden Betrüger, einen feigen Dieb, einen grausam kalten Mörder ꝛc. Und je mehr er schimpfte, desto mehr klatschten und jubelten die hohen Lords, die in Masse zusammen geladen waren, um dem erhabenen Schauspiel von Franklins Entehrung zuzusehen. Sie waren der Meinung, man brauche ihn nur zu

schimpfen, um ihn in den Augen der ganzen Welt zu schänden, sie schwelgten in der süßen Hoffnung, es genüge, ihn auf diese Weise an den Pranger gestellt zu haben, um ihm seinen ganzen Einfluß für immer zu nehmen. Aber die erhabene Ruhe Franklins hätte ihnen schon andeuten können, daß sie sich verrechnet hatten. Dieser sah nämlich bei dem ganzen Vorfall so ruhig drein, als ginge das Alles ihn Nichts an, seine Mienen blieben unverändert, als wären sie „von Holz" gewesen, und mit derselben bescheidenen Würde, mit der er gekommen war, ging er auch mitten durch die Reihen der edlen Lords wieder nach Hause.

Man wollte Franklins Charakter vernichten, und man hob ihn höher als je. Die Infamie, mit der zu zeichnen man ihn beabsichtigt, fiel auf die elenden Höflinge selbst zurück. Der schmachvoll besudelte Franklin erschien aber nie glänzend reiner, als jetzt, die Weltgeschichte stellte ihn unmittelbar neben Sokrates, der mit seinem gewöhnlichen humanen Lächeln mitten im Theater stand, als Aristophanes ihn auf der Bühne lächerlich zu machen suchte, und neben Christus, der Nichts von seiner angebornen Milde verlor, als die Knechte der Gewalt ihm ins Angesicht spieen.

Freilich fand das englische Cabinett Wedderburns Rede wunderschön und das verblendete Volk ebenfalls, freilich wurde der gekrönte Schmähredner für seine „wichtigen Dienste" allgemein gefeiert und fürstlich belohnt, freilich hatte dieser das hohe Glück, für einige Zeit als der Gott des Tages durch die Straßen von London zu stolziren. Freilich glaubte auch der König, nunmehr „seinen gefährlichsten Feind" los zu sein und gab mit leichtem Herzen der Assembly von Massachusetts die schnödeste Antwort. Freilich nahm er Franklin auch seine Stelle als Generalpostmeister, um ihn zugleich materiell zu Boden zu drücken. Aber an Eins hatte man nicht gedacht, die Rache der Weltgeschichte stand vor der Thüre, eine große Revolution hatte man eingeleitet. In demselben einfachen Anzuge, den er bei jener Schmachscene im englischen Staatsrath trug, unterzeichnete Franklin drei Jahre später ein Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich für die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten.

Lange hatte er mit unverbrüchlicher Treue an der englischen Krone gehalten, lange war die Einheit Großbritanniens und der Colonien sein schönster Traum gewesen, lange hatte er auf eine Versöhnung gehofft und mit unermüdlicher Thätigkeit dafür gearbeitet; aber seine eigene Behandlung als Repräsentant der Colonien öffnete ihm

die Augen, er sah jetzt, was für eine Behandlung der Freiheitssinn seiner amerikanischen Brüder von England aus zu erwarten habe, und erkannte, daß sie auf anderem Wege ihr Heil zu suchen hätten.

Schon früher hatte er in seinen Correspondenzen nach Amerika ohne Unterlaß auf Constituirung eines allgemeinen Congresses gedrungen. Jetzt war der berühmte Congreß von 1774 berufen, und er erwartete von demselben eine Erklärung der Rechte als die einzige Bedingung der ferneren Unterwerfung unter die brittische Krone.

Noch einmal hatte er eine letzte schwache Hoffnung auf Versöhnung. Graf Chatham, der seit langer Zeit durch Krankheit verhindert war, an den öffentlichen Geschäften Theil zu nehmen, machte plötzlich seine letzte ewig denkwürdige Anstrengung, die Rechte der Colonien im Parlament zur Anerkennung zu bringen. Er ließ Franklin zu sich kommen, hielt mit ihm eine vertrauliche Conferenz über die amerikanischen Angelegenheiten und zeigte sich mit ihm in den meisten wesentlichen Punkten vollkommen einverstanden. Franklin verlangte als erstes Ausführungsmittel die Entfernung aller brittischen Truppen aus Amerika. Chatham stutzte und schwieg. Franklin versicherte, man habe in Amerika nie nach Unabhängigkeit gestrebt und thue es noch jetzt nicht, sprach dann mit Begeisterung von der Ausdehnung der Colonien im Westen und von der Mission des großen brittischen Reichs. Chatham war ergriffen und sank in tiefes Nachdenken. Kurze Zeit darauf kamen die Verhandlungen des Congresses nach England. Die ruhige Haltung desselben und die staatsrechtliche Einsicht, die von ihm entwickelt war, machten einen Achtung gebietenden Eindruck.

Die Petition an den König, die eine gedrängte Aufzählung der Beschwerden enthielt und in der Sprache von Männern gehalten war, die ihre Rechte kennen und zu vertreten wissen, war Franklin zur Besorgung überschickt.

Als die Verhandlungen des Congresses dem Grafen Chatham zu Gesicht kamen, ergriff ihn die lebhafteste Begeisterung, und er sagte, dieser Congreß habe mit solchem Takt, mit solcher Mäßigung und mit solcher Weisheit gehandelt, daß er ihn für die ehrenwertheste Versammlung von Staatsmännern halte seit denen der alten Griechen und Römer in ihren tugendhaftesten Zeiten.

Kurz nach Eröffnung des Parlaments brachte Graf Chatham die Motion ein, die Truppen aus Boston zu entfernen und begleitete dieselbe mit einer Rede, die unserm Franklin aus der Seele gespro-

chen war. Lord Camden und mehrere andere berühmte Redner unterstützten die Motion, aber alle ihre Worte waren in den Wind gesprochen, die Motion wurde mit großer Majorität verworfen. Nach einiger Zeit brachte Chatham einen vollständigen Versöhnungsplan vor das Parlament, nachdem er denselben vorher mit Franklin durchgesprochen hatte. Dieser war freilich nicht ganz einverstanden, wußte aber zum Voraus, daß die erblichen Gesetzgeber Nichts davon annehmen würden und beruhigte sich deßhalb leicht. Es kam, wie er vorausgesehen, der Plan fand keine Berücksichtigung. Während der Debatte nahm Lord Sandwich Gelegenheit, zu insinuiren, der Plan sei zu unpatriotisch, zu gemein, um von einem brittischen Lord herzustammen, er halte ihn für das Machwerk eines Amerikaners, den er im Auge zu haben glaube, „eines der bittersten und verderblichsten Feinde, die sein Vaterland je gesehen". Franklin lehnte über die Schranken, verzog aber keine Miene. Chatham ließ diese Insinuation nicht unerwiedert, erklärte, der Plan sei ganz sein eigener, „übrigens nehme er keinen Anstand zu erklären, daß wäre er erster Minister dieses Landes und hätte dieses wichtige Geschäft zu besorgen, er sich nicht schämen würde, einen Mann öffentlich zu seinem Beistand zu rufen, der so vollkommen mit der ganzen amerikanischen Angelegenheit vertraut sei, einen Mann, den ganz Europa in hohen Ehren halte für seine Kenntnisse und seine Weisheit und mit Boyle und Newton in Einen Rang stelle, einen Mann, der eine Ehre sei nicht allein für die englische Nation, sondern auch für die menschliche Natur". Franklin fand es schwerer, hiebei ruhig zu bleiben, als bei den vorhergehenden Ausfällen gegen ihn. *)

Nachdem er das klägliche Schicksal von Chathams Bemühungen für Amerika angesehen hatte, war es ihm zur Gewißheit geworden, daß ein totaler Bruch unvermeidlich sei. Freilich bemühten sich noch viele wohlwollende Männer, durch seine Vermittlung eine Aussöhnung zu Wege zu bringen; freilich wurden frühere Freundschaften, seine Geselligkeit, seine Liebe zum Schachspiel, seine Freude an der Unterhaltung mit geistreichen Frauen, Alles in Bewegung gesetzt, um von ihm im Namen der Colonien Concessionen zu erhalten; freilich wurde ihm wegen seiner Behandlung im Staatsrath alle nur mögliche Genugthuung geboten, freilich wurde ihm geschmeichelt,

---

*) Siehe Franklins Brief an seinen Sohn an Bord des Pa. Packet im März 1775.

freilich wurden ihm auch einmal wieder goldene Berge vorgehalten, was auf ihn ungefähr den Eindruck machte, „als wenn ihm Jemand in die Suppe spuckte“, freilich appellirte man an seine Humanität, an seine bekannte Liebe zum Frieden; aber Alles vergebens, der Repräsentant der Colonien wurde immer stolzer, immer unbeweglicher. Von Seiten Amerika's versprach er jeden Ersatz, den man billiger Weise von ihm fordern könne, ja er verbürgte sich selbst für den Ersatz des bei Boston versenkten Thee's, aber er verlangte dafür auch die Abhülfe sämmtlicher Beschwerden der Colonien und die volle Anerkennung aller ihrer Rechte, ohne das konnte er auf keine Unterhandlung eingehen. Endlich schüttelte er den Staub von seinen Füßen und schiffte sich ein nach Philadelphia.

Noch kurz vor seiner Abreise hatte ihn die Nachricht von dem Tode seiner Gattin getroffen, und eine tiefe melancholische Sehnsucht nach ihrem Grabe begleitete ihn über den Ocean.

Seine alten Mitbürger empfingen ihn auf das Herzlichste, und überhäuften ihn mit allen Zeichen ihrer Achtung und Verehrung. Den Tag nach seiner Ankunft wählte die Legislatur von Pennsylvanien ihn zum Delegaten im Congreß. Er fand Manches verändert, seit dem ersten Scharmützel zwischen den englischen Soldaten und amerikanischen Bürgern bei Lexington am 19. April 1775 war eine ungeheuere Kluft zwischen England und Amerika entstanden, und derselbe feste Sinn der Unabhängigkeit, der sich im Angesicht des englischen Hofes in Franklin entwickelt, hatte sich während seiner Abwesenheit eines großen Theils des amerikanischen Volkes bemeistert.

So fand er sich denn bald ganz zu Hause und arbeitete mit der alten unablässigen Energie für das Wohl seines Landes. Ein Brief aus dieser Zeit bemerkt unter Anderm: „Meine Zeit war nie mehr in Anspruch genommen, als jetzt. Morgens um sechs bin ich im Sicherheitsausschuß, von der Assembly ernannt, um die Provinz in Vertheidigungszustand zu setzen; die Sitzung desselben dauert bis neun, und von da an bin ich im Congreß, der bis vier Uhr Nachmittags sitzt. Beide Körper verfahren mit der größten Einstimmigkeit, und ihre Versammlungen werden regelmäßig besucht. Man wird es in England kaum glauben, daß Männer bei uns aus Eifer für das öffentliche Wohl so fleißig sein können, als bei Euch für Tausende von jährlichem Gehalt. Das ist der Unterschied zwischen neuen unverdorbenen Staaten und alten verdorbenen“

Nur mit Mühe gelang es, einen letzten formellen Versuch zur Aussöhnung mit Großbritannien zu machen. Eine letzte Petition an den König und eine Addresse an das Volk von England wurden beschlossen. Um dieselbe Zeit addressirte Franklin folgenden Brief an einen früheren Freund:

Philadelphia, 5. Juli 1775.

Herr Strahan,

Sie sind Mitglied des Parlaments und einer von der Majorität, die mein Vaterland zur Vernichtung verurtheilt hat — — Ihr habt begonnen, unsere Städte zu verbrennen und unser Volk zu morden — Blickt auf Eure Hände! Sie sind befleckt mit dem Blute Eurer Verwandten. Sie und ich waren lang Freunde, jetzt sind Sie mein Feind und

ich bin

der Ihrige.

Benjamin Franklin.

Eine Sendung nach Canada, um dort eine gleiche Bewegung gegen England zu erzeugen, blieb ohne Erfolg. Dagegen waren Franklins Bemühungen zur Begeisterung für die Unabhängigkeit der vereinigten Colonien desto erfolgreicher. Er lernte Thomas Paine kennen, setzte ihn für die Republik in Flammen, lieferte ihm Material, und dieser schrieb seinen berühmten „Common Sense" (Gesunden Menschenverstand), wodurch die letzte Anhänglichkeit an England und ans Königthum überhaupt aus der Masse des Volks verbannt wurde. Im folgenden Jahre, am 4. Juli 1776, erschien die Unabhängigkeitserklärung. Franklin gehörte zu der Committee, der die Entwerfung dieses welthistorischen Documents anvertraut war. Sie bestand aus Thomas Jefferson, John Adams, Benjamin Franklin, Roger Sherman und R. R. Livingston. Franklin war voll Begeisterung für den ursprünglichen Entwurf Jeffersons und wurde äußerst unruhig, als der Congreß daran zu streichen anfing. Er fürchtete, es möge am Ende Nichts stehen bleiben, indeß ging es doch gnädiger ab, als er glaubte.

Lord Howe, ein früherer Freund von Franklin, kam herüber von England, um eine nachträgliche Versöhnung herbeizuführen, d. h. Verzeihung gegen Unterwerfung anzubieten. Aber die Unabhängigkeitserklärung hatte einen derben Strich durch seine Rechnung gemacht und hatte nun schon feste Wurzeln geschlagen im ganzen amerikanischen Volke. Eine parlamentarische Unterredung mit Lord

Howe schloß Franklin mit den Worten: „Nehmen Sie mich für Alles, was Sie wollen, nur nicht für einen brittischen Unterthan.“

Gleich nach Publicirung der Unabhängigkeitserklärung empfahl der Congreß den einzelnen Staaten, sich eine derselben entsprechende Verfassung zu geben. So wurde denn auch die alte Eigenthümerverfassung von Pennsylvanien über den Haufen geworfen, und eine neue demokratische Constitution geschaffen, die man fast ganz als das Werk Franklins betrachten kann. Dieselbe zeichnete sich besonders durch ihre Einfachheit aus und legte die ganze gesetzgebende Gewalt in einen einzigen Körper. Nachher organisirte sich die französische Nationalversammlung nach demselben Princip. In Pennsylvanien ließ man aber bei einer kurz nach Franklins Tode erfolgenden Revision der Verfassung die Idee eines einzigen gesetzgebenden Körpers wieder fallen und kehrte zum alten Zweikammersystem zurück.

Indeß führte der Krieg mit England finanzielle Verlegenheiten herbei, und der Congreß mußte sich nach fremden Hilfsquellen umsehen, um seinen Credit zu erhalten. Nach kurzer Berathung kam man überein, sich an Frankreich wenden zu wollen, und Franklin erschien Allen als der geeignetste Mann, die nöthigen Schritte dazu beim französischen Hofe persönlich einzuleiten. Dieser ließ sich von seinem hohen Alter nicht zurückschrecken, sondern trat mit den ausgedehntesten Vollmachten versehen am 26. October 1776 seine wichtige Mission an.

Als er in Frankreich ankam, wurde er überall mit dem größten Jubel empfangen. Das Volk schien ihn als direct an sich gesendet zu betrachten und beeiferte sich, ihm durch den lautesten Enthusiasmus kund zu thun, daß er nicht umsonst gekommen sei. Gleich in Nancy bereitete man ihm Feste, und Alles drängte sich herzu, dem Hohenpriester der Aufklärung seine Huldigung darzubringen und dem Abgesandten der Freiheit das Leben zum Opfer zu bieten. Die einfache Hoheit seines Wesens riß vollends Alles hin, und man hing an ihm mit Liebe und Bewunderung, wie an dem Vorboten einer besseren Zeit.

Am 15. December kam er nach Paris. Der Minister Vergennes empfing ihn mit vieler Höflichkeit und Hochachtung, indeß so sehr auch der französische Hof danach verlangte, mit Amerika in Handelsverbindungen zu treten, und durch die Abtrennung der Colonien vom Mutterlande das brittische Reich zu schwächen, so traute er doch dem

Stande der Dinge in Amerika noch zu wenig, um sich vor der Hand auf einen anderen als geheimen Beistand einzulassen. Der unglückliche Feldzug von 1776 hatte in Europa die Meinung verbreitet, der Krieg sei zu Ende und die Colonien der Gnade Englands überlassen. Die Freunde der amerikanischen Sache verzweifelten, und ihre Feinde höhnten und jubelten. Als Franklin sich einmal wegen Auswechselung von Gefangenen an Lord Stormont wandte, antwortete derselbe: „er empfange keine Briefe von Rebellen, außer wenn sie um Sr. Majestät Gnade flehten."

Indeß gab die Gefangennehmung der brittischen Armee unter General Bourgoyne durch die Amerikaner unter General Gates (bei Saratoga den 17. October 1777) der Sache plötzlich eine ganz andere Wendung. Am 6. Februar 1778 wurde zwischen dem König von Frankreich und den 13 vereinigten Staaten von Nordamerika ein Freundschafts- und Handelsvertrag und für die Dauer des Krieges eine Allianz zur Vertheidigung der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten abgeschlossen und von den respectiven Bevollmächtigten gezeichnet.

Zu derselben Zeit sollten von Seiten Englands Abgeordnete nach Amerika geschickt werden, um Friedensunterhandlungen zu beginnen. Der französische Hof erfuhr davon und instruirte seinen Gesandten in London, die englische Regierung von seinem Vertrag mit den Vereinigten Staaten in Kenntniß zu setzen, obgleich die Ratification vom Congreß noch nicht angekommen war. In Folge dessen begannen die offenen Feindseligkeiten zwischen Frankreich und England. Indeß gingen die englischen Commissäre zur Anknüpfung von Unterhandlungen dennoch nach Amerika, und sie bedienten sich aller Art von diplomatischen Kniffen und Lügen, um ihren Zweck zu erreichen, namentlich das Bündniß mit Frankreich unpopulär zu machen. Ja, sie gingen in ihrer Frechheit so weit, zu behaupten, Franklin habe zu den Vorschlägen, die sie mit sich gebracht hätten, seine Zustimmung gegeben, die schamloseste Lüge, die erdacht werden konnte. Aber alle Kniffe und alle Lügen halfen nichts, das Bündniß mit Frankreich wurde unter allgemeinem Jubel ratificirt, und die Herren Diplomaten mußten unverrichteter Sache wieder abziehen.

Dagegen ging Herr Gerard als französischer Gesandter nach den Vereinigten Staaten, und die amerikanischen Commissäre, Franklin und Deane, wurden officiell beim französischen Hofe eingeführt. Als Franklin in seiner einfachen bürgerlichen Tracht, mit seinen schnee-

weißen Locken und seinem edlen unabhängigen Blick durch die Reihen der französischen Höflinge schritt mit ihren krummen Rücken und glatten Gesichtern und gepuderten Perücken und goldgestickten Uniformen, da bemächtigte sich Aller eine unwiderstehliche menschliche Regung, und selbst der verschrobenste Hofcavalier fühlte sich gedrängt, der reinen ungeschminkten Menschennatur in ihrer ursprünglichen Würde und Hoheit seine volle Bewunderung zu zollen. Alles fühlte sich Mensch und war entzückt, einen Menschen zu sehen. Ein ununterbrochener Jubel und Beifallsruf begleitete Franklin bis an die Stufen des Throns. Selbst der junge König konnte seine innere Bewegung nicht zurückhalten und vergaß in seiner Anrede an Franklin die hergebrachte Steifheit der Etiquette. Als aber das Hofceremoniell zu Ende war und der Gesandte der Freiheit zurückkehrte in die freie Luft, da empfing ihn wärmer und erfrischender die wogende Masse des Volkes, die ihn an des Schlosses Thoren erwartete und unter stürmischem Freudejauchzen wie seinen Heiland feierte.

Ueberhaupt genoß Franklin der ungetheiltesten Hochachtung in allen Classen des französischen Volkes. Den Diplomaten zwang seine ehrliche Offenheit und bescheidene Würde Ehrfurcht ab, die Männer der Wissenschaft verehrten ihn wie ihre höchste Zierde, und das Volk sah in ihm den ersten Repräsentanten der Menschenrechte und einen Propheten der Zukunft. Alles aber hing mit rückhaltloser Bewunderung und Liebe an der unaussprechlichen Humanität seines Wesens. Als nachher Thomas Jefferson nach Paris kam, schrieb er an Dr. William Smith in Philadelphia: „Ich kann bezeugen, daß sich nach meiner Ansicht in Frankreich an den Namen Dr. Franklins mehr Hochachtung und Verehrung knüpfte, als an den irgend eines andern Menschen in demselben Lande, fremd oder eingeboren."

Viele fürstliche Personen, welche der Zufall zu hoch gestellt, um glücklich sein zu können, schlichen sich incognito in Franklins heimische Zelle, um sich für einige Stunden Mensch fühlen zu können. Auch der Kaiser Joseph von Deutschland hatte sich einmal die Freude versprochen, ganz in der Stille und unter fremdem Namen sich an Franklins Gesellschaft zu weiden. Ein Rendezvous beim Abbé Niccoli war verabredet, der Zufall hinderte aber ihr Zusammentreffen.

Natürlich verfehlte Franklins Charakter auch beim französischen Hofe seine Wirkung nicht. Seiner unermüdlichen Thätigkeit, und seiner über allen Zweifel erhabenen Redlichkeit gelang es, vom fran-

zösischen Hofe alle Hülfsmittel zu erhalten, die derselbe geben konnte. Der junge König schien sich mit der Unterstützung Amerikas die Liebe seines Volkes und eine Strahlenkrone für die Zukunft erwerben zu wollen, und die allgemeine Ehrfurcht vor Franklins Persönlichkeit erlaubte es ohnedieß nicht, ein Gesuch von ihm abzuschlagen. Die freien Gaben der französischen Regierung kann man fast ganz als Huldigungen an seinen Charakter ansehen. Ueberhaupt gab derselbe der amerikanischen Sache in Europa nicht wenig Credit, ein Volk, das solch einen Repräsentanten hatte, verdiente in der That allgemeines Vertrauen. Ohne ihn wäre auch eine Anleihe in Holland schwerlich gelungen.

Seine Thätigkeit in Frankreich war außerordentlich. Denn nicht genug, daß er alle Geldgeschäfte in Europa zu besorgen hatte, mußte er auch die Direction der französisch-amerikanischen Kaperschiffe übernehmen, ihre Streitigkeiten schlichten 2c., und was die meiste Mühe machte, war die Durchsicht der Congreßacten, die in damaliger Zeit in England zu ungeheuren Quantitäten nachgemacht wurden. Dabei umlagerten ihn fortwährend aller Art Leute mit ihren Gesuchen, und wenn er endlich glaubte, ein ruhiges Stündchen gewonnen zu haben, quälten ihn die Gefährten seines hohen Alters, die Gicht und der Stein.

Aber unermüdlich führte er während des Krieges die Sache seines Vaterlandes zwischen allen Geldklippen durch, unermüdlich war er darauf bedacht, die Lage der amerikanischen Gefangenen in England zu erleichtern und ihre Auswechselung zu vermitteln, unermüdlich zeigte er sich, die Rechte seines Volkes bei neutralen Mächten zu vertreten, unermüdlich arbeitete er an der Einleitung von Handels- und Freundschaftsverträgen mit verschiedenen europäischen Höfen, nur als ihm die Nachricht zukam, daß man im Congreß gegen ihn intriguire und auf Grund persönlichen Neides und persönlicher Eifersucht seine Abberufung von Paris zu bewirken suche, wurde ihm eine Zeitlang das Leben zur Last, und er kam selbst beim Congreß um seine Abberufung ein. Als aber dieser unter der rühmendsten Anerkennung seiner Verdienste sein Gesuch abwies und ihn bat, zur Ehre und zum Nutzen seines Vaterlandes auch ferner noch seinen schwierigen Posten zu behaupten, willigte er gern darein und unterzog sich wieder mit der alten Liebe und Freudigkeit den vielen unsäglichen Plackereien seines Amtes.

Endlich war mit der Gefangennehmung des Lord Cornwallis und

seiner Armee den stolzen Britten die Lust vergangen, noch länger mit den Amerikanern zu kämpfen. Der Krieg hatte ungeheure Summen Geldes gekostet, und immerwährende Schlappen für den Ruf der Unüberwindlichkeit der brittischen Armeen waren sein einziges Resultat gewesen. Mochte es ihnen auch einmal gelungen sein, einen amerikanischen General, Arnold, zum Verräther der heiligsten Interessen seines Landes zu machen, ihre Intriguen führten zu Nichts, als zu ihrem eigenen Schimpf und Schande. Der saubere Plan auf West Point und das Leben Washingtons wurde glücklicher Weise noch zur rechten Zeit entdeckt, und der Heldenmuth der amerikanischen Armee ließ sich nachher diese verrätherischen Complotte theuer bezahlen. Außerdem war Englands Handel ganz ins Stocken gerathen, denn nicht allein fehlte ihm nun die sonst so vortheilhafte Verbindung mit den Colonien; die französisch-amerikanischen Kaper, an deren Spitze Männer wie Paul Jones standen, ließen ihm auch sonst keine Ruhe, und nur wenig Schiffe kamen nach England durch. Endlich fing man überall an, die Sache Amerikas als die Sache der Menschheit zu betrachten und ihre Feinde als die Feinde der Menschheit. Altenglands moralische Macht war gebrochen. Da brach denn auch am Ende im Parlament der Unwille gegen den Krieg durch, das kriegerische Ministerium wurde gestürzt, und eine Resolution gefaßt, danach Jeder als ein Feind des Vaterlandes betrachtet werden sollte, der noch für die Fortsetzung des Krieges spräche. Die Herren waren sehr weich geworden.

Schon vor einiger Zeit waren vom Congreß Benjamin Franklin, John Jay, John Adams und Laurens zur Anknüpfung von Friedensunterhandlungen bevollmächtigt. Aber ehe die englische Regierung sich bequemte, die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten anzuerkennen, versuchte sie noch eine lange Reihe von Intriguen, um sich von dieser bitteren Nothwendigkeit zu befreien.

Zuerst versuchte man Franklin und Adams zu beschwatzen. Von ersterem hatte man gehört, er gehe unbedingt für jeden Frieden, und hoffte daher leichtes Spiel mit ihm zu haben. Aber man hatte sich wieder einmal in ihm geirrt, er ging kein Haarbreit von den gerechten Forderungen seines Landes ab. John Adams war eine stolze englische Natur, man wußte, daß er durch sein barsches herausforderndes Auftreten beim französischen Minister Vergennes angestoßen, und daß er sich mißbilligend über die humane Verfahrungsweise, womit Franklin Alles erreicht hatte, ausgesprochen. Man

hoffte daher, Adams bereden zu können, das Bündniß mit dem französischen Hofe außer Acht zu lassen und auf einen Separatfrieden einzugehen, in welchem man Alles zugestehen wollte außer der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten. Allein man irrte sich auch in ihm, ohne Anerkennung der Unabhängigkeit konnte namentlich bei ihm von gar keiner Unterhandlung die Rede sein. Auch erkannte er so gut, wie Franklin, die Falle, die man ihnen zu legen gedachte. Man wollte sie von ihren treuen Verbündeten abreißen, um nachher mit ihnen desto leichteres Spiel zu haben. Aehnliche Intriguen hatte man zu gleicher Zeit auch beim französischen Hofe anzuspinnen gesucht, aber Frankreich und Amerika hielten treu zusammen, bis sie einen Frieden durchgesetzt hatten, wie sie ihn wollten. Denn die Sendung eines englischen Commissärs, Herrn Jones, nach Amerika fruchtete eben so wenig, es half Nichts, die gedemüthigten Lords mußten in den sauren Apfel beißen. Der einzige englische Minister, der sich gleich von vorn herein für eine unbedingte Anerkennung der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten aussprach, war Fox, aber er wurde nicht gehört, und schied daher aus dem Zirkel seiner intriguanten Collegen, Shelburne rc. wieder aus.

Endlich kam der Frieden zu Stande. Die englischen Minister wehrten sich freilich Schritt für Schritt, zuletzt bis auf die Formalien, die amerikanischen Commissäre gaben aber Nichts nach, und so ließen sie sich denn am Ende das bittere Wort: „Vereinigte Staaten von Nordamerika" gefallen und erkannten ihre Unabhängigkeit stillschweigend an. Die Grenzbestimmungen gaben wenig zu thun. Die freiwillige Uebergabe von Canada, auf die Franklin als ein Mittel zur Versöhnung hindeutete, wurde nicht gewährt. Die Forderung einer Entschädigung der emigrirten Royalisten, deren Güter von den einzelnen Staaten von Amerika confiscirt waren, gab man auf der Seite Englands schnell auf, als Franklin eine Gegenrechnung von dem durch sie angestifteten Schaden einzureichen versprach. England schien nicht Lust zu haben, sich auf die Zahlung einer sich etwa ergebenden Balanz einzulassen. Am 3. September 1783 wurden die Friedensartikel von den bevollmächtigten Commissären der verschiedenen Mächte gezeichnet.*) Kurze Zeit darauf wurde Franklins Bitte um Berücksichtigung seines hohen Alters vom Congreß erhört, und Thomas Jefferson statt seiner als Gesand-

*) Siehe die Details der Friedensunterhandlungen in Franklins und Jay's Journalen.

ter nach Paris geschickt, der daselbst in jeder Beziehung in seine Fußtapfen trat.

So konnte sich denn Franklin mit frohem Muthe zu seiner Rückreise nach Amerika anschicken, um in seinem geliebten Vaterlande sein vielbewegtes Leben zu enden. Der Abschied von Paris wurde ihm schwer, es war ihm zur zweiten Heimath geworden. Die allgemeine Liebe und Verehrung, die er daselbst genoß, war ihm unvergeßlich. Viele große Herzen und Köpfe waren seine innigsten Freunde geworden, Männer wie Mirabeau, Rochefoucauld, Lafayette, Chamfort, d'Alambert, Brissot, Condorcet &c. waren sein täglicher Umgang. Das Haus der Madame Helvetius, in dem sich alle guten Köpfe von Frankreich zusammen fanden, war seine Familienstube. Alle Zeit, die er erübrigen konnte, wandte er an, die geistreichen Scherze jenes Zirkels zu vermehren,*) es war dies die reizendste Erholung von Staatsgeschäften, die er je genossen hatte. Auch dem greisen Voltaire begegnete er einmal in jener Zeit, und die beiden Patriarchen verlebten erhebende Augenblicke zusammen. Die Naturwissenschaften lagen ihm fort und fort nicht weniger am Herzen, noch im Jahre 1784 untersuchte er Mesmers Experimente über den thierischen Magnetismus und bekämpfte seine Theorie. Ja, auf der letzten Seereise machte er noch mit demselben Eifer seine gewohnten Beobachtungen über die Wärme des Golfstroms und sann für das Wohl der Seefahrer.

Ehe er von Paris abreiste, schloß er noch einen Vertrag mit Friedrich II. von Preußen, darin er folgenden humanen Artikel anbrachte: „Sollte zwischen den contrahirenden Mächten Krieg entstehen, so soll es den Kaufleuten beider Länder, die zu der Zeit in dem andern wohnen, erlaubt sein, neun Monate daselbst zu bleiben, ihre Ausstände zu sammeln und ihre Geschäfte zu ordnen, und dann frei abzuziehen und ohne Belästigung oder Hinderniß alle ihre Effekten mitzunehmen. Deßgleichen sollen alle Frauen und Kinder, die Gelehrten aller Facultäten, die Bebauer der Erde, die Künstler, Handwerker und Fischer, die keine Waffen tragen und unbefestigte Städte, Dörfer und Flecken bewohnen, überhaupt Alle, die für den gemeinschaftlichen Lebensunterhalt und das Wohl der Menschheit beschäftigt sind, unbehindert ihre respektiven Geschäfte fortführen dürfen und an ihren Personen keinerlei Belästigung erfahren: noch

*) Wir theilen in einem nachfolgenden Hefte Proben davon mit.

auch sollen ihre Häuser verbrannt oder sonst zerstört, noch ihre Felder verwüstet werden von der bewaffneten Macht des Feindes, in dessen Gewalt sie durch die Zufälle des Krieges fallen mögen: sondern, wenn es nothwendig ist, für den Gebrauch solcher bewaffneten Macht etwas von ihnen zu nehmen, so soll ein angemessener Preis dafür bezahlt werden. Und alle Handelsschiffe, die mit dem Austausch der Produkte verschiedener Plätze beschäftigt sind und dadurch die Anschaffung der Bedürfnisse, Einrichtungen und Annehmlichkeiten des Menschen erleichtern und verallgemeinern, sollen frei und unbelästigt passiren dürfen; und keine der contrahirenden Mächte soll Commissionen an Kaperschiffe ausgeben, dadurch sie bevollmächtigt werden, solche Handelsschiffe zu zerstören und solchen Verkehr zu unterbrechen."

Dieser Artikel, durch den Franklin ein großes humanes Princip in das Völkerrecht zu bringen hoffte, und der bei dem alten Philosophen von Sanssouci die freudigste Anerkennung fand, wurde einige Jahre später, als die ehrwürdigen Greise beide im Grabe ruhten, aus dem Vertrage mit Preußen wieder gestrichen. Es geschah dieß am 11. Juli 1799, unter der Präsidentschaft von John Adams und durch Vermittelung seines Sohnes John Quincy Adams, des nachmaligen Präsidenten.*)

Am 21. Juli 1785 verließ Franklin Paris, und das ganze französische Volk vom König bis zum ärmsten Bettler war bei seinem Scheiden tief bewegt. In der Sänfte der Königin wurde sein gebrechlicher Körper weich und schonend bis an's Meeresufer getragen. An der Küste von England begrüßte er noch einmal seine ihm vom Tode übrig gelassenen alten Freunde und kam dann nach einer schönen Reise am 14. September in Philadelphia an.

Hier empfing ihn Alt und Jung, wie seinen Vater. Sein Einzug in die Stadt glich einem Triumphzuge. Die Assembly von Pennsylvanien, die philosophische Gesellschaft, die Universität 2c. überreichten ihm beglückwünschende Addressen, und Alles jauchzte, seinen alten Wohlthäter noch einmal vor sich zu sehen. Auch das übrige Land blieb nicht unbewegt, Washington und alle andern Männer des Volks hießen ihn in seinem Namen freudig willkommen. Nur der Congreß schien sich seiner Dienste nicht zu erinnern. Eine Partei, die weniger Sympathien mit den Menschenrechten

---

*) Siehe William Temple Franklins Leben Franklins.

hatte, als mit dem Geldinteresse, und die sich lieber an Altengland und sein hergebrachtes System, als an Frankreich und die übrige Menschheit anlehnte, hatte sich in jener Zeit zu bilden angefangen, und da dieselbe einen natürlichen Widerwillen gegen Franklin und seine großartige Stellung zur Entwicklung der ganzen Menschheit empfand, konnte sie denselben nicht verbergen. Der Congreß, in dem sie damals die Majorität hatte, bewies sich gegen Franklin äußerst karg und ließ sogar seine Bitte, seinen Enkel William Temple Franklin für viele geleistete Dienste zu belohnen, unberücksichtigt. Dies kränkte ihn um so mehr, als es die erste persönliche Bitte seines ganzen politischen Lebens gewesen war.

Seine Privatverhältnisse waren die angenehmsten, die er sich wünschen konnte. In der Familie seiner Tochter, der Frau Bache, genoß sein Alter alle die zarte, liebende Pflege, deren es bedurfte. Er schreibt darüber unter Anderm an den Bischof Assaph am 21. Sept. 1785: „Ich bin nun in dem Busen meiner Familie und finde vier neue kleine Schwätzer, die sich an die Kniee ihres Großpapas hängen und mir großes Vergnügen machen." Ebenso an den Abbé Morellet am 22. April 1787: „Obgleich ich nicht ohne Schmerz jene theure Nation verlassen konnte, so hatte ich doch gewiß Recht, in die Heimath zurückzukehren. Ich bin hier in meinem eigenen Hause in dem Busen meiner Familie, meine Tochter und Enkel alle um mich, unter meinen alten Freunden oder den Söhnen meiner Freunde, die mich gleich hochachten, und die alle dieselbe Sprache mit mir sprechen und verstehen; und Sie wissen, wenn ein Mann durch die Ausübung seiner geistigen Fähigkeiten nützlich zu sein strebt, da verliert er seine halbe Kraft in einem fremden Lande, wo er sich nur in einer Sprache ausdrücken kann, mit der er nicht gut bekannt ist. Kurz, ich genieße jede Gelegenheit, Gutes zu thun, und Alles sonst, was ich wünsche, außer Ruhe, die ich nun auch bald erwarten kann 2c." Aehnliche Ausdrücke inneren Wohlbehagens im Kreise der Seinen finden sich in vielen seiner Briefe aus jener Zeit.*)

In Pennsylvanien wurde er kurze Zeit nach seiner Ankunft zum Präsidenten des Staats gewählt, welche Stellung er so lange bekleidete, als die von ihm selbst entworfene Constitution es erlaubte, nämlich drei Jahre. Im Jahre 1787 wurde er in den großen Nationalconvent gewählt, dem die Abfassung der Constitution

*) S. Franklins Privatcorrespondenz.

der Vereinigten Staaten übertragen war. Hier kämpfte er mit der letzten Kraft seines Lebens für die Rechte des Menschen als solchen gegen die Einführung einer Geldaristokratie. Ebenso zeigte er sich als einen Erbfeind von hohen Gehältern und verlangte, die Beamten der Republik sollten nicht mehr Gehalt bekommen, als sie zu ihrem Lebensunterhalt brauchten. Ferner stritt er wieder für seine Lieblingsidee, Einen gesetzlichen Körper einzuführen, und verglich unter Anderm das Zweikammersystem mit einer Schlange mit zwei Köpfen, die vor einem Bäumchen liegen blieb und verhungerte, weil der eine Kopf an der einen, der andere an der andern Seite vorbeiwollte. Merkwürdig ist noch, daß er auch einen Antrag einbrachte, die Sitzungen des Convents jedes Mal mit Gebet zu eröffnen. Die Form dieses Antrags zeigt, daß er damit bezweckte, das Volk durch einen religiösen Glauben an die Constitution zu fesseln. Es sollte von dem Gedanken durchdrungen werden, daß seine Delegaten unter dem unmittelbaren Einfluß der Vorsehung gearbeitet. Nur drei Mitglieder des ganzen Convents stimmten dafür, alle andern hielten das Beten für unnöthig. Als der Convent sein Werk im Einzelnen beendigt und die schließliche Abstimmung über das Ganze erfolgen sollte, ermahnte Franklin alle diejenigen Mitglieder, die, wie er selbst, in manchen Punkten mit dem Entwurf nicht übereingestimmt hatten, nun alle abweichenden Meinungen zu unterdrücken und dem Werke ihre allgemeine herzliche Zustimmung zu geben. Dieß erfolgte, und Franklin hatte noch die Freude, kurz vor seinem Tode die Constitution in Kraft treten und George Washington als den ersten Präsidenten an die Spitze der Republik gestellt zu sehen.

Als es ihm endlich gegönnt ward, vom öffentlichen Dienst zurückzutreten, ließen ihm die Gicht und der Stein nur noch wenig Zeit, seines Lebens froh zu werden. Die letzten zwei Jahre konnte er nur hin und wieder eine Stunde außer dem Bette zubringen. Aber wo ihm dies gelang, da war er sogleich wieder thätig. Er führte dann seine Correspondenz, schrieb an seinen Memoiren und kleineren Aufsätzen und benutzte überhaupt alle Kraft, die er noch hatte, seinen Mitmenschen zu nützen und ihnen Freude zu machen. Noch für mehrere Gesellschaften mit großen humanen Zwecken wurde er ein thätiges Mitglied. Seine letzte öffentliche That war die Zeichnung einer Petition an den Congreß für das Verbot des Sklavenhandels als Präsident des ersten Abolitionistenvereins in Philadelphia. Er starb

ruhig und mit vollem Bewußtsein am 17. April 1790 im 84sten Jahre seines Lebens.

Die Nachricht von seinem Tode verbreitete tiefe Trauer über die ganze Erde. Fast alle Bewohner der Stadt Philadelphia folgten seiner Leiche zum Grabe. Der Congreß ordnete auf den Antrag Madisons ein monatliches Trauern an „als ein Zeichen schuldiger Verehrung für das Andenken des Bürgers, dessen angeborenes Genie eben so sehr eine Zierde war für die menschliche Natur, als seine verschiedenen Arbeiten unschätzbar gewesen sind für die Wissenschaft, die Freiheit und sein Vaterland.“ Das ganze Land trauerte mit. In Frankreich sprach Mirabeau in der Sitzung der Nationalversammlung vom 11. Juni 1790 folgende Worte:

„Franklin ist todt!

(Ein tiefes Stillschweigen herrscht durch die Halle.)

„Der Genius, der Amerika Freiheit gab und Ströme von Licht über Europa ausstrahlte, ist an den Busen der Gottheit zurückgekehrt.

„Der Weise, den zwei Welttheile den ihrigen nennen; der Mann, um den die Geschichte der Wissenschaften und die Geschichte der Staaten sich streiten, nimmt ohne allen Zweifel einen hohen Rang im menschlichen Geschlecht ein.

„Nur zu lange haben politische Cabinette von dem Tode derer Kenntniß genommen, die niemals groß waren, als in der Leichenpredigt; zu lange hat die Etiquette der Höfe erheuchelte Trauer sanctionirt. Nationen sollten nur um ihre Wohlthäter trauern; die Repräsentanten von freien Männern sollten nie andere, als die Heroen der Menschheit ihrer Huldigung empfehlen.

„Der Congreß hat um Franklins Tod ein allgemeines Trauern für einen Monat durch die vierzehn Bundesstaaten angeordnet, und Amerika hat so seinen Tribut der Bewunderung für einen der Väter seiner Constitution bezahlt.

„Gesetzgeber, wäre es nicht Eurer würdig, Euch diesem religiösen Akt anzuschließen, um im Angesicht des Universums Theil zu nehmen an dieser Huldigung, dargebracht den Menschenrechten und dem Philosophen, der so viel gethan hat für ihre Eroberung durch die Welt?

„Das Alterthum würde Altäre errichtet haben für den Sterblichen, der zum Nutzen des Menschengeschlechts beide, Himmel und Erde, in seiner großen Seele umfaßt und es verstanden hätte, den Blitz und die Tyrannei zu bändigen!

„Erleuchtet und frei schuldet Europa wenigstens sein Andenken und seinen Schmerz einem der größten Menschen, die je der Sache der Philosophie und Freiheit gedient haben.

„Ich schlage vor, daß jetzt ein Beschluß gefaßt werde, daß die Nationalversammlung drei Tage Trauer anlegen soll für Benjamin Franklin.“

Der Antrag wurde von Rochefoucauld und Lafayette unterstützt und unter donnerndem Beifall angenommen. Eine große Volksversammlung in Paris war von demselben Geiste bewegt. Deßgleichen feierten Männer wie Brissot und Condorcet in Schrift und Rede sein Andenken. In Deutschland konnten die Freunde der Humanität freilich nur einsam klagen, aber Herder und die Seinen betrauerten den unersetzlichen Verlust darum nicht minder tief, als die großen Franzosen.

Franklins Grab ist neben dem seiner Frau auf dem Kirchhofe der Christuskirche in Philadelphia.

Er selbst schrieb vor, beide Gräber mit einem einfachen Marmorsteine zu bedecken, darauf die Namen

BENJAMIN } FRANKLIN.
DEBORAH }

Schon in seinem 21sten Jahre hatte er sich folgende Grabschrift geschrieben:

HIER LIEGT
DER LEIB
VON
BENJAMIN FRANKLIN,
DRUCKER,

FUTTER FÜR WÜRMER,
GLEICH DEM DECKEL EINES ALTEN BUCHS,
DES INHALTS BERAUBT,
OHNE TITEL UND VERGOLDUNG.

DOCH DAS WERK IST NICHT VERLOREN,
DENN ES WIRD (SO GLAUBTE ER) NOCH EINMAL ERSCHEINEN
IN EINER NEUEN UND SCHÖNEREN AUSGABE,

DURCHGESEHEN UND VERBESSERT
VOM
VERFASSER.

Sein Testament war, wie sein ganzes Leben, der Ausdruck der reinsten Humanität. Seine erste Schule in Boston und das Hospital von Philadelphia waren besonders darin bedacht. Ueber sein Begräbniß äußerte er nur: „Ich möchte meinen Körper mit so wenig Ausgaben und Ceremonien beerdigt haben, als nur immer möglich.“ Noch kurz vor seinem Tode machte er dazu einen Nachtrag, den wir uns nicht versagen können, hier ganz mitzutheilen.

Codicill.

„Ich Benjamin Franklin, genannt in vorhergehendem oder angeheftetem letzten Willen und Testament, finde es nach weiterer Erwägung desselben angemessen, folgendes Codicill oder Zusatz beifügen und bekannt machen zu lassen.

Da es seit langer Zeit eine feste politische Meinung von mir gewesen ist, daß es in einem demokratischen Staat keine gewinnbringenden Aemter geben sollte aus Gründen, die ich in einem von mir entworfenen Artikel unserer Constitution *) niedergelegt habe, so war es schon damals, als ich das Amt des Präsidenten annahm, meine Absicht, den ganzen mir bestimmten Gehalt zum öffentlichen Nutzen zu verwenden. Darum hatte ich, schon ehe ich mein Testament vom vorigen Juli machte, große Summen davon an Gymnasien, Volksschulen, Kirchen ꝛc. gegeben und vermachte außerdem in jenem Testament noch 2000 Pfund dem Staate zum Zweck der Schiffbarmachung des Schuylkill. Seitdem habe ich aber erfahren, daß diese Summe nur wenig helfen würde, ein solches Werk zu Stande zu bringen, und daß der Plan wahrscheinlich in vielen Jahren noch nicht zur Ausführung kommen wird. Darum ist mir eine andere Idee eingefallen, die, wie ich hoffe, von mehr ausgedehnten Nutzen sein wird. Deßhalb widerrufe und annullire ich hiemit besagtes Vermächtniß und verordne, die Anweisungen, die ich noch auf Rückstände von jenem Gehalt habe, gegen Zahlung von 2000 Pfd. Strl. zu verkaufen, um sie zu verwenden, wie ich jetzt anordnen werde.

Es ist eine alte Ansicht, daß derjenige, welcher von seinen Vorfahren ein Vermögen überkömmt, eine Art Verpflichtung hat, dasselbe seinen Nachkommen wieder zu hinterlassen. Diese Verpflichtung habe ich nicht, da ich nie von einem Vorfahren oder Verwandten einen Schilling erbte. Ich werde aber trotzdem, wenn es nicht durch irgend einen Zufall noch vor meinem Tode vermindert wird, meinen Nachkommen und Verwandten ein beträchtliches Vermögen hinterlassen. Dies

*) S. Art. 36 der damaligen Constitution von Pennsylvanien.

bemerke ich blos als eine Art Vertheidigung gegen meine Familie, weil ich Vermächtnisse mache, die keine unmittelbare Verbindung mit ihrem Vortheil haben.

Ich wurde geboren in Boston, New-England, und verdanke meinen ersten Unterricht in der Litteratur der freien lateinischen Schule daselbst: ich habe darum diese Schule schon in meinem Testament bedacht. Aber ich bin auch dem Staat Massachusetts verpflichtet, weil er mich früher unaufgefordert zu seinem Agenten in England ernannte mit einem hübschen Gehalt, den ich mehrere Jahre zog, und wenn ich auch durch Uebersendung von Hutchinsons Briefen im Dienste dieses Staates zufällig weit mehr verlor, als er mir gab, so denke ich doch nicht, daß dies auch nur im Geringsten meinen Dank schmälern sollte. Ich habe beobachtet, daß unter Handwerkern gute Lehrlinge diejenigen sind, welche am wahrscheinlichsten gute Bürger werden, und da ich selbst in meiner Vaterstadt zu einem Handwerk, der Buchdruckerkunst, aufgezogen und nachher in Philadelphia durch gütige Geldanleihen von zwei Freunden daselbst unterstützt bin, mein Geschäft aufzusetzen, welches die Grundlage meines Vermögens und alles des Nutzens war, den man meinem Leben zuschreiben kann, so wünsche ich wo möglich auch nach meinem Tode noch nützlich zu werden durch die Bildung und Förderung anderer jungen Männer, die in diesen beiden Städten ihrem Vaterlande von Diensten sein können. — Zu diesem Ende bestimme ich zweitausend Pfd. Sterling, von denen ich das eine Tausend den Einwohnern der Stadt Boston in Massachusetts und das andere Tausend den Einwohnern der Stadt Philadelphia zur Verwaltung gebe, zu und für den Gebrauch und die Absichten und Zwecke, welche in Folgendem erwähnt und erklärt werden. — Wird die besagte Summe von 1000 Pfund von den Einwohnern der Stadt Boston angenommen, so soll sie unter der Leitung der „Select Men" in Verbindung mit den ältesten bischöflichen congregationellen und presbyterianischen Kirchen in jener Stadt verwaltet werden, welche dieselbe zu 5 pCt. jährlicher Interessen an solche junge verheirathete Handwerker unter 25 Jahren verleihen sollen, die in besagter Stadt in die Lehre gegangen sind und ihre Pflichten treu erfüllt haben, so daß wenigstens zwei geachtete Bürger ihnen ein gutes moralisches Zeugniß geben und willens sind, für die Rückzahlung der ihnen so geliehenen Gelder sammt den Zinsen zu haften. In den Bürgschaften ist zu bestimmen, daß die Rückzahlung in gemünzten spanischen Thalern oder in currenten

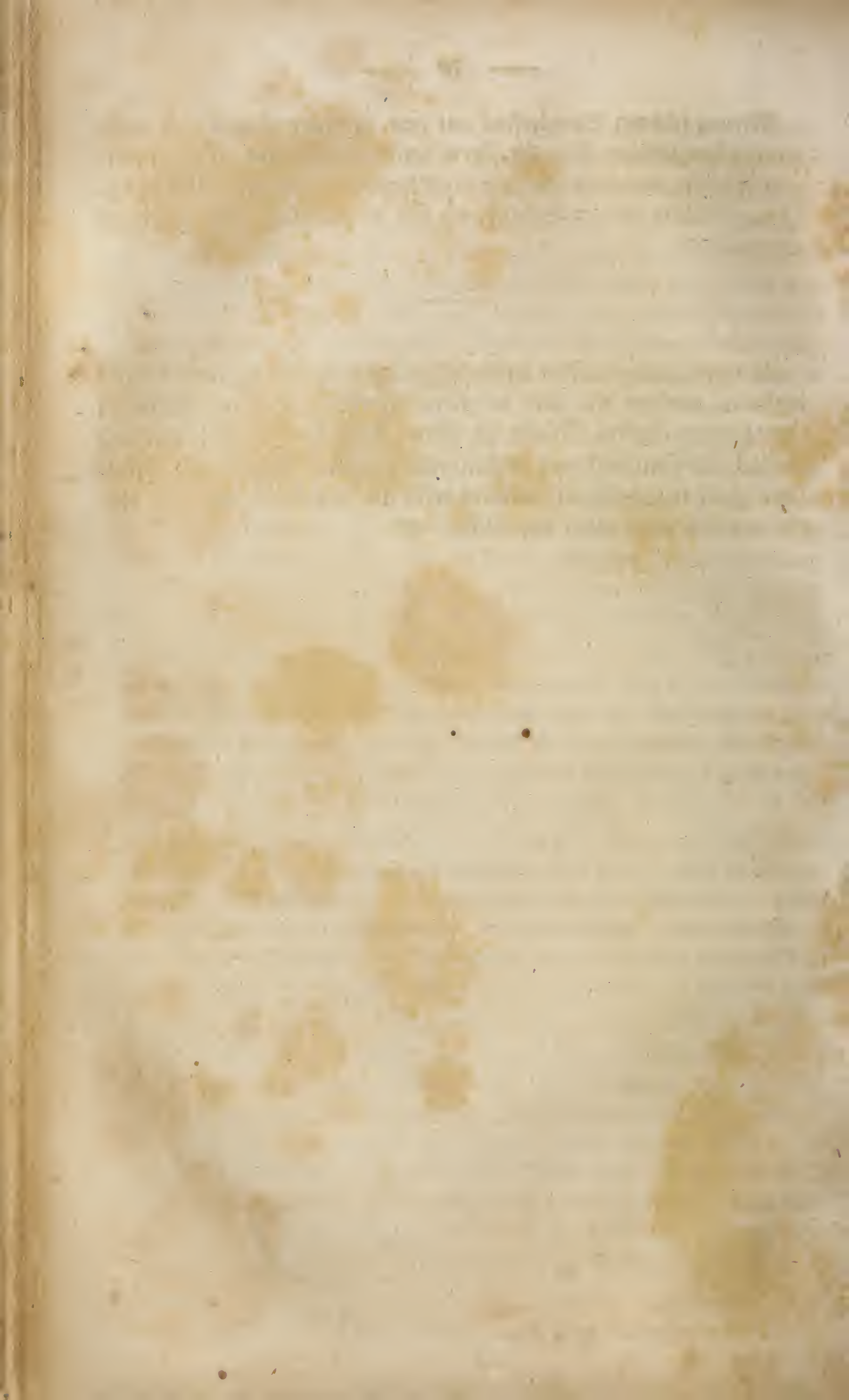
Goldmünzen geschehen soll. Der Verwalter hat ein oder mehrere Bücher zu führen, worin die Namen derjenigen, welche sich an sie wenden und an den Wohlthaten der Anstalt Theil nehmen, und die Namen ihrer Bürgen sammt den geliehenen Summen, den Daten und andern nothwendigen und zweckmäßigen Bemerkungen bezüglich der Geschäfte und Angelegenheiten dieser Anstalt aufzuzeichnen sind.

Da diese Anlehen den Zweck haben, jungen Handwerkern zu helfen, eigene Geschäfte aufzusetzen, so sind sie nach dem Gutdünken der Verwalter verhältnißmäßig auszutheilen, so jedoch, daß keiner mehr als 60 Pfund und keiner weniger als 15 Pfund erhält. Sollte die Zahl der so berechtigten Applicanten so groß werden, daß die Summe nicht hinreichen würde, jedem so viel zu geben, als sonst wohl angemessen wäre, so sollen Alle verhältnißmäßig so wenig bekommen, daß jedem wenigstens einige Hülfe zu Theil wird. Diese Hülfsgelder können deßwegen zuerst gering sein; sobald aber das Capital sich vergrößert, werden sie bedeutender werden. Und um so vielen als möglich zu dienen, und um die Rückzahlung des geborgten Capitals leichter zu machen, soll jeder Anleiher verpflichtet sein, mit den jährlichen Zinsen den zehnten Theil des Capitals abzuzahlen; was aber auf diese Weise eingezahlt wird, soll wieder an neue Anleiher abgelassen werden. — Und da vorausgesetzt werden darf, daß sich in Boston immer einige tugendhafte und wohlwollende Bürger finden werden, die mit Freuden einen Theil ihrer Zeit opfern, um durch unentgeltliche Beaufsichtigung und Verwaltung dieser Anstalt etwas Gutes zu thun für die kommende Generation, so läßt sich hoffen, daß auch nie der geringste Theil des Geldes todt daliegen oder für andere Zwecke verstreut werden, sondern sich fortwährend durch die Zinsen vermehren wird. In diesem Falle aber kann es mit der Zeit mehr werden, als in Boston erfordert wird, und dann läßt sich etwas ersparen für die Nachbarstadt oder andere Städte von besagtem Staat Massachusetts, welche es zu haben wünschen und sich verpflichten, die Zinsen und verhältnißmäßigen Theile vom Capital jedes Jahr pünktlich an die Einwohner von Boston zurückzuzahlen. Wird dieser Plan ausgeführt und gelingt nach Wunsch hundert Jahre ohne Unterbrechung, so wird die Summe auf 131,000 Pfund steigen, wovon ich dann 100,000 Pfund den Verwaltern für die Schenkungen der Stadt Boston überweise, um sie nach ihrem Gutdünken für öffentliche Werke zu verwenden, welche dann für die nützlichsten gehalten werden mögen, als da sind Befestigun-

gen, Brücken, Wasserleitungen, öffentliche Gebäude, Bäder, Pflaster, oder was immer das Leben in der Stadt für ihre Bevölkerung bequemer und für Fremde, die zur Gesundheit oder zu zeitweiligem Aufenthalt dahin kommen, angenehmer machen kann. — Die übrigen 31,000 Pfnnd bestimme ich wie vorher auf andere 100 Jahre zum Verleihen, da ich hoffe, daß man sich bis dahin wird überzeugt haben, daß die Anstalt eine gute Wirkung auf das Betragen der Jugend gehabt hat und manchen würdigen Charaktern und nützlichen Bürgern von Diensten gewesen ist. Am Ende dieses zweiten Termins wird, wenn kein Unglücksfall den Fortgang verhindert hat, die Summe auf 4 Millionen und 61 tausend Pfund gestiegen sein, von denen ich eine Million und 61 tausend Pfund den Einwohnern der Stadt Boston und 3 Millionen der Staatsregierung zur freien Disposition lasse, da ich nicht daran denke, meine Blicke weiter zu richten. Alle Anweisungen, die ich hierin bezüglich der Verwendung und Verwaltung der Schenkung an die Einwohner von Boston gegeben habe, möchte ich auch in Bezug auf die Schenkung der Einwohner von Philadelphia beobachtet haben. Nur in so fern Philadelphia incorporirt ist, bitte ich die Corporation jener Stadt, die Verwaltung in Einklang mit besagten Anweisungen zu übernehmen, und ich bekleide sie hiermit zu dem Zwecke mit genügender Vollmacht. Da ich in Erfahrung gebracht habe, daß die Bedeckung der Grundfläche mit Gebäuden und Pflastern den Regen verhindert, in die Erde zu dringen und die Quellen zu erneuern und zu reinigen, wovon das Wasser nach und nach schlechter und mit der Zeit unbrauchbar wird, so empfehle ich, daß am Ende der ersten 100 Jahre, wenn es nicht schon vorher geschehen ist, die Corporation einen Theil von den 100,000 Pfund dazu verwende, durch Röhren das Wasser aus dem Wissahiccon-Fluß in die Stadt zu leiten, um die Einwohner damit zu versehen. Dieß kann nach meiner Meinung ohne große Schwierigkeit geschehen, da jener Fluß viel höher liegt, als die Stadt und durch einen Damm noch höher gemacht werden kann. Ich empfehle auch die vollständige Schiffbarmachung des Schuylkill. Am Ende der zweiten 100 Jahre möchte ich die Disposition über die 4 Millionen und 61 tausend Pfund unter die Bewohner der Stadt Philadelphia und der Regierung von Pennsylvanien vertheilt haben und zwar ebenso, wie es hierin in Bezug auf die Bewohner von Boston und die Regierung von Massachusetts angeordnet ist.— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Meinen schönen Spazierstock mit dem goldenen Knopf, der merkwürdig ausgeführt ist in der Form der Freiheitsmütze, gebe ich meinem Freunde und dem Freunde der Menschheit, General Washington. — Wäre es ein Szepter, er hat es verdient, und würde es zieren. —"

Und nun wir Franklin durch die äußeren Umstände seines Lebens begleitet, wenden wir uns an seine Schriften, um gewissermaßen aus seinem eigenen Munde zu hören, was er über Religion und Politik, Wissenschaft und Leben gedacht hat. Dort in der heimischen Zelle seines Studirzimmers wird sich das Bild, das wir bisher von ihm gewonnen, vervollständigen.



Benjamin Franklins Schriften.

Allgemeine Einleitung.

Die Schriften Franklins sind nicht die Produkte eines professionirten Litteraten, sondern eines einfachen praktischen Menschen und die treusten Zeugnisse von seinem Leben und Charakter. Denn nirgends wohl finden wir eine größere Einheit zwischen dem äußeren und inneren Leben, zwischen Wort und That, als bei Franklin. Wie sein Leben sich nicht in Sprüngen fort bewegt, sondern ruhig und besonnen von den Verhältnissen weiter geleitet wird, so bieten auch seine Schriften kein buntes Durcheinander von grellen Gegensätzen und wilden Extremen, sondern lauter freie heitere Blicke in das Leben und seine Entwicklung. Wie sein Leben, so greifen auch seine Schriften in alle Sphären der Wissenschaft und des gesellschaftlichen Lebens ein. Sie beleuchten die mannichfaltigsten Gegenstände, aber immer mit demselben reinen Licht.

An eine bestimmte systematische Ordnung derselben ist nicht zu denken. Franklins Schriften sind so fern von aller Steifheit und Pedanterie, als sein Leben von dem eines deutschen Professors abweicht. Es ist daher unmöglich, sie in ein System einzuzwängen. Um aber die Uebersicht über das Ganze zu erleichtern, theilen wir sie hier in der Ordnung mit, wie Sparks, der neueste Herausgeber von Franklins Werken, sie zusammen stellt. Dieser vertheilt nämlich das Ganze unter folgende Rubriken:

1. Franklins Leben, von ihm selbst.
2. Aufsätze über religiöse und moralische Gegenstände und die Oekonomie des Lebens.
3. Bagatellen.
4. Aufsätze über allgemeine Politik, Verkehr und Nationalökonomie.
5. Politische Papiere vor der Revolution.
6. Politische Papiere während und nach der Revolution.
7. Briefe über Elektricität und andere naturwissenschaftliche Gegenstände.
8. Officielle politische Correspondenz.
9. Privatcorrespondenz.

Franklins Lebensbeschreibung von ihm selbst hatten wir schon öfter zu berühren Gelegenheit. Leider geht sie nur bis zum Jahre 1757, oder bis in sein 51. Lebensjahr. Sie ist und bleibt eins der belehrendsten Aktenstücke, die je geschrieben sind.

Unter die zweite Rubrik bringt Sparks namentlich die ersten Aufsätze, die Franklin schrieb. Sie erschienen zuerst in dem „Weekly Mercury" von Bradford, in seiner eigenen Zeitung, der „Pennsylvania Gazette," in „des armen Richards Almanach" oder in einzelnen Flugblättern. Manche blieben auch ungedruckt, bis sie in den Gesammtausgaben von seinen Werken veröffentlicht wurden. Wir finden darunter besonders Franklins Glaubensbekenntniß, die Regeln für die Junto, mehrere Aufsätze und Gespräche über Tugend und wahres Glück, die Briefe des „Busy Body," den Weg zum Reichthum, und Bemerkungen über Schulen und sonstige öffentliche Anstalten.

Unter die Bagatellen rechnet Sparks alle Aufsätze scherzhaften Inhalts, namentlich alle diejenigen, die zur Erheiterung und unbefangenen Belehrung des Gesellschaftscirkels der Madame Helvetius in Paris geschrieben wurden.

Zu den Aufsätzen über allgemeine Politik, Handel und Nationalökonomie gehören seine Bemerkungen über Regierung, Papiergeld, den Zustand Amerikas und besonders seine Handelsprincipien, darin er die Grundzüge der späteren Nationalökonomie von Adam Smith und der andern Advokaten des freien Handels liefert.

Die politischen Papiere vor der Revolution enthalten seinen Unionsplan vom ersten Congreß in Albany, seine Vorschläge und Aufforderungen zur Organisation einer Miliz, einen Aufsatz über die Ansiedelung der westlichen Colonien und besonders die Geschichte von Pennsylvanien, die Franklin freilich nicht selbst geschrieben, wozu er aber das wichtigste Material geliefert hat; ferner die Aktenstücke seiner politischen Kämpfe in London, sein Canadapamphlet, seine Examination vor dem Parlament, die Vorgänge bezüglich der Briefe von Hutchinson, endlich seine Darstellungen der damaligen Sachlage in Amerika, wie „die Ursachen der Unzufriedenheit in Amerika vor 1768," das preußische Edikt und die andern Aufsätze ähnlichen Inhalts.

Die folgende Rubrik umfaßt besonders seine letzten Versuche, eine Versöhnung mit England herbei zu führen, mehrere humoristische Zurechtweisungen des englischen Parlaments und seine Reden in der Föderal-Convention.

Die Briefe über Electricität und andere philosophische Gegenstände sind vorzüglich an seine Freunde in London gerichtet.

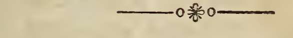
Seine officielle politische Correspondenz richtet sich an die gesetzgebenden Versammlungen in Massachusetts und Pennsylvanien, und nachher an den Congreß und den correspondirenden Minister der Centralregierung. Die Briefe an die ersteren schrieb er als Agent jener Staaten in London, die an die letzteren als bevollmächtigter Minister der Vereinigten Staaten in Paris.

Seine Privatcorrespondenz ist an die verschiedensten Personen gerichtet und bespricht demnach auch die verschiedensten Gegenstände. Aus ihr erkennt man namentlich, daß Franklin ein ganzer Mensch war, der sich für Alles interessiren kann, was menschlich ist. Hier sehen wir ihn lebendig vor uns in seinen Verhältnissen

zu seiner Familie und seinen Freunden und Freundinnen, mit denen ihn bald die Wissenschaft, bald die Politik und höhere Humanität, bald auch das reine unmittelbare Gefallen an der Natur und der heitern geselligen Unterhaltung verbindet. Hier sehen wir, daß Franklin finster und drohend sein konnte, wie Gewitter und doch auch weich und schmiegsam, wie ein Weib, daß er sein ganzes Wesen auf einen Punkt concentriren konnte, wo es galt einer Wahrheit nachzuforschen, und dann doch auch wieder unbekümmert lächeln und spielen, wie ein Kind.

Leider ist unser Raum so beschränkt, daß wir nur eine sehr kleine Auswahl aus Franklins Werken liefern können. Das vorliegende Material ist so reichhaltig, daß es uns oft schwer wurde, uns für das Eine oder Andere zu entscheiden. Wir ließen uns überall von dem Gedanken leiten, unsern Lesern ein lebendiges Bild von Franklins Persönlichkeit und seiner Stellung zur Welt zu geben, und wählten darum dasjenige aus, was uns diesem Zwecke besonders zu entsprechen schien. Von den nachfolgenden Heften enthält das erste eine Sammlung von kleinen Aufsätzen mehr allgemeinen Inhalts, das zweite dagegen rein politische Sachen. Das erste wird beitragen, Franklins Persönlichkeit und Standpunkt im Allgemeinen, das zweite die Kämpfe seiner Zeit und sein besonderes Verhalten zu denselben zu charakterisiren. Aus seiner Correspondenz, namentlich der naturwissenschaftlichen, werden wir nur sehr spärliche Auszüge liefern können.

Wir bieten wenig, aber hoffentlich doch genug, um hie und da einen angehenden Bürger für Franklins Grundsätze empfänglich zu machen und ihn zur Nacheiferung anzuspornen.



Der Emsige (Busy Body).

Wir hatten schon zu erwähnen Gelegenheit, daß Franklin unter vorstehendem Titel eine Reihe von Aufsätzen in dem „Weekly Mercury" von Bradford veröffentlichte, um die Aufmerksamkeit des Publikums von einem neuen Blatte, das einen Plan von ihm selbst kreuzen sollte, abzuziehen. Es sind dies die ältesten schriftstellerischen Versuche, die uns von Franklin übrig geblieben sind. Im Ganzen erschienen 32 Nummern, von denen die ersten 5 und die achte von Franklin, die andern ganz oder zum Theil von seinem Freunde Breintnal geschrieben wurden. Nachfolgende Proben sind lebendige Beweise für die damalige Geistesrichtung Franklins.

Nr. 2.

Herr von Rochefoucauld erzählt uns irgendwo in seinen Memoiren, der Prinz Condé habe große Freude am Spott gehabt und sich häufig mit einem Günstling halbe Tage in seinem Zimmer eingeschlossen, um sich den Spaß zu machen, die schwachen und lächer-

lichen Seiten aller bekannten Personen am Hofe durchzuhecheln. Derselbe Herr sagte nachher einmal in einer Gesellschaft, es komme ihm nichts lächerlicher vor, als diese Laune des Prinzen. Der allgemeine Hang unter uns nach diesem Kitzel, welcher, fürchte ich, meinen guten Landsleuten nur zu oft als Witz aufgehängt wird, und der Beifall, der ihm von einer kommenden Generation gezollt wird, erfüllen mich oft mit banger Sorge um den künftigen Ruf meines Vaterlandes. Ein junger Mann von Bescheidenheit (welche das sicherste Zeichen von großen Fähigkeiten ist) wird dadurch von jedem Versuch zurückgeschreckt, irgend eine Rolle im Leben zu spielen. Die Furcht, ausgelacht zu werden, zwingt ihn, in einer ängstlichen Verborgenheit zu bleiben, und da hat er gar keine Gelegenheit, seinen eigenen Werth kennen zu lernen oder ihn der Welt zu offenbaren, denn er wagt es nicht, sich an einem Orte geltend zu machen, wo ein Wortspiel oder ein Stich für Witz, Lärm für Vernunft gilt, und wo man die Stärke der Beweisführung nach der der Lungen beurtheilt.

Laßt uns unter diesen witzigen Herren einen in's Auge fassen, z. B. den Ridentius. Was für eine verächtliche Rolle spielt er sammt dem ganzen Zuge seiner armseligen Bewunderer! Dieser Wicht kann sich eine Stunde lang damit amüsiren, über die Krämpe von eines Mannes Hut, über die Absätze von seinen Schuhen, einen unbewachten Ausdruck in seinem Gespräch oder auch über einen körperlichen Fehler zu schwatzen. Das höchste Streben seines niedrigen Ehrgeizes ist es aber, irgend Einen in der Gesellschaft zum Erröthen zu bringen. Macht solch ein Kerl das Lachen zum einzigen Endzweck seines Lebens, ist es nothwendig für seine Gesundheit, oder hat er ein großes Verlangen, plötzlich fett zu werden, laßt ihn essen. Laßt ihm öffentlich bekannt machen, wo einige dumme Schufte einen Cent verdienen können, wenn sie Gelächter erregen. Aber es ist höchst roh und unschön, wenn Freunde zusammenkommen, um sich zu unterhalten und auf eine schickliche Art vom Geschäft zu erholen, dann Einen zur Zielscheibe der Späße der Gesellschaft zu machen und vier Leute auf Kosten des fünften zu amüsiren.

Wie verschieden von diesem Charakter ist der des gutherzigen, heitern Eugen, der noch nie sprach, als mit der Absicht, zu ergötzen und zu erfreuen. Eugen hat mehr Freude daran, den Witz seiner Freunde zu beleben, als selbst bewundert zu werden. Und ist einer von der Gesellschaft so unglücklich, sich getroffen zu fühlen, dann wendet er immer einen geistreichen Kunstgriff an, um die Schärfe

des Spottes anderswohin zu kehren. Denn lieber macht er sich selbst zum Gegenstande eines öffentlichen Scherzes, als daß er das peinliche Gefühl erträgt, seinen Freund in Verwirrung zu sehen.

Unter die Sippschaft der Lacher zähle ich auch die winzigen Herren, welche Pasquille schreiben und sie in ihren Taschen mit herum schleppen, um sie in jeder Gesellschaft vorzulesen, in welche sie gerathen. Dabei suchen sie von dem schlechten Geschmack in der Stadt zu profitiren, um sich mit einem Pack armseligen, gemeinen Unsinns berühmt zu machen, wofür sie eher Fußtritte, als Bewunderung verdienen von Allen, welche auch nur den geringsten Anstrich von Feinheit haben. Diese halte ich für die unverbesserlichsten von allen meinen Lesern; ja, sie werden selbst den „Busy Body" nicht mit ihren Sticheleien verschonen. Die einzige Gunst aber, die er sich ausbittet, ist diese: Wenn sie ihren übertriebenen Hang zum Scribeln gar nicht bemeistern können, so mögen sie ihn in unverstellten beißenden Knittelversen angreifen, denn er fürchtet kein Pasquill so sehr, als einen Anlauf zum Lobgesang.

Aus Nr. 3.

— — — — Die Tugend allein kann einen Mann groß, herrlich und glücklich machen. Wer, wie ich, mit Cato bekannt ist, kann nicht umhin, zu denken, wie ich jetzt thue, und wird anerkennen, daß er den Namen verdient, ohne dadurch geehrt zu werden.

Cato ist ein Mann, den das Geschick in den dunkelsten Theil des Landes versetzt hat. Seine Umstände sind der Art, daß sie ihn über den Mangel am Nothwendigen erheben, ohne ihm großen Ueberfluß zu gewähren. Doch wer ist größer, als Cato? Erst gestern war ich in einem Hause in der Stadt, wo unter Andern die angesehensten Männer des Ortes zusammenkamen. Cato hatte mit einigen von ihnen Geschäfte und klopfte an die Thür. Die unbedeutendsten Handlungen eines Mannes, und die kleinsten Züge und Linien seines Gesichts geben dem feinen Beobachter schon einen Begriff von seinem Geiste. Mich dünkte, er pochte in einer Manier, die auszudrücken schien: hier ist einer, der es so gut verdient, als verlangt, eingelassen zu werden. Er erschien in der einfachsten Bauerntracht. Sein großer Mantel war grob und sah alt und abgetragen aus. Seine Leinewand war Hausgespinnst, sein Bart vielleicht acht Tage alt, seine Schuhe dick und schwer, und jeder Theil seines Anzuges dem entsprechend. Warum nun wurde dieser Mann mit so allge=

meiner Hochachtung von jeder Person im Zimmer empfangen, selbst von denen, die ihn nie gesehen hatten? Es war kein glänzendes Aeußere, was uns zur Bewunderung hinriß.

Ich glaube, lange Tugendübungen haben eine merkliche Wirkung auf das Gesicht. Es lag etwas in dem Ausdruck seiner Gesichtszüge, das offenbarte die wahre Größe seiner Seele, die auf gleiche Weise aus Allem hervorleuchtete, was er sagte, und bei jeder Wendung uns zwang, ihn mit einer Art Verehrung zu betrachten. Sein Antlitz ist von Humanität und Wohlwollen verklärt und zugleich mit Entschlossenheit gewaffnet, eben so frei von blöder Schüchternheit, als von unziemlicher Dreistigkeit. Das Bewußtsein seines angeborenen Werths und seiner unerschütterlichen Redlichkeit macht ihn ruhig und unerschrocken selbst in der Gegenwart der Größten und Mächtigsten, so wie bei den außerordentlichsten Gelegenheiten. Seine strenge Gerechtigkeit und bekannte Unpartheilichkeit machen ihn zum Schiedsrichter und Schlichter aller Streitigkeiten, die viele Meilen in der Runde entstehen, wodurch seine Nachbaren vor den Kosten, den Plackereien und Unzuverlässigkeiten von Prozessen bewahrt werden. Er spricht immer, wie er's meint, und fürchtet oder schämt sich nie, es zu thun, weil er weiß, daß er es immer gut meint. Deßhalb kann er auch nie in den Fall kommen, erröthen zu müssen und die Beschämung zu fühlen, sich auf einer niedrigen Falschheit ertappt zu sehen. Er hat nie etwas Uebles gegen seine Nachbaren im Sinn, und man sieht ihn darum nie mit einem lauernden, verdächtigen Blick. Eine Mischung von Unschuld und Weisheit giebt ihm einen heitern Ernst. Seine freigebige Gastfreundschaft gegen Fremde, seine Güte, seine Barmherzigkeit, sein Muth in der Sache der Unterdrückten, seine Treue in der Freundschaft, seine Anspruchslosigkeit, seine Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit, seine Mäßigung und seine Loyalität gegen die Regierung, seine Frömmigkeit, seine Mäßigkeit, seine Liebe zur Menschheit, seine Hochherzigkeit, sein Gemeingeist, kurz die Summe seiner Tugenden erwerben ihm mit Recht das Verdienst, für den Ruhm und die Zierde seines Vaterlandes zu gelten.*)

O Cretico, du saurer Philosoph! Du verschlagener Staatsmann! Du bist schlau, aber weit entfernt, für weise gehalten zu werden. Wo wirst du geschätzt, geachtet und geliebt, wie Cato? Wann findest

*) Solch ein Mann war das Ideal des jungen Franklin, und solch ein Mann war er selbst in seinem Alter.

du unter deinen Creaturen jene ungeheuchelte Hochachtung und warme Zuneigung, die alle Menschen gegen ihn haben? Wirst du denn nie begreifen, daß das gemeine, kriechende, knechtische Betragen deiner Untergebenen gleich der Anbetung, welche die Indianer dem Teufel zollen, mehr aus der Furcht vor dem Bösen stammt, das du ihnen thun könntest, als aus Dankgefühl für Wohlthaten, die sie von dir empfangen haben? Du bist nicht ganz ohne Tugend, du hast viele gute Eigenschaften, und manche gute Handlungen werden dir nacherzählt. Drum höre den Rath deines Freundes: Wirf diese verschimmelten Autoren bei Seite; laß sie bestauben und vergilben auf ihren Brettern, und lege du dich auf ein viel vortheilhafteres Studium, das Studium der Menschheit und deiner selbst.

Aus Nr. 4.*)

„Wenn Ihr in der Türkei einen Mann von Stande besucht," erzählte mir ein Freund, „und habt Euer Geschäft mit ihm durchgesprochen, oder was Euch sonst zu ihm gebracht hat, so giebt er ein Zeichen, eine Erfrischung aufzutragen. Diese besteht gewöhnlich aus Zuckerwerk, Sorbet und Kaffee. Das Alles wird sofort von den Dienern hereingebracht und mit der größten Sorgfalt und Aengstlichkeit allen Gästen nach der Reihe präsentirt. Zuletzt kommt der Schluß Eurer Bewirthung, welcher darin besteht, die Bärte der Gesellschaft zu parfümiren. Diese Ceremonie wird folgendermaßen vollzogen. Sie haben zu diesem Zweck ein kleines silbernes Kohlenbecken, das mit einem durchlöcherten Deckel zugedeckt und auf eine schöne Platte befestigt ist. Da hinein bringen sie einige frische Kohlen und darauf ein Stück „Lignum Aloes." Sofort steigt der duftende Rauch durch die Löcher des Deckels. Dieser Rauch wird dann unter Jedermanns Kinn gehalten und wie ein Opfer für den Bart dargebracht. Der borstige Abgott nimmt die gebotene Verehrung bald auf und saugt den klebrigen Dampf so gierig ein, daß er den Duft davon behält und noch nachher eine gute Weile als Nasenschmaus dient.

Diese Ceremonie sieht auf den ersten Blick vielleicht lächerlich aus, aber unter den Türken gilt sie für einen hohen Genuß. Und zu ihrer Rechtfertigung will ich anführen, daß ihr Zweck sehr weise und nützlich ist. Denn sie heißt so viel, als eine feine Entlassung für die Besuchenden. Es wird ihnen damit angezeigt, daß der Herr des

*) Diese ganze Nummer ist gegen die lästigen Besuche gerichtet.

Hauses Geschäfte oder sonst etwas zu thun hat, und hiemit ihnen die Erlaubniß giebt, sobald fortzugehen, als es ihnen gefällt, und je schneller nach dieser Ceremonie, desto besser. Auf diese Weise kann man sich ohne Anstoß zu jeder Zeit davor retten, durch langweilige Besuche von Geschäften abgehalten zu werden, und sich gezwungen zu sehen, jenes Stück Heuchelei anzuwenden, das so gewöhnlich ist in der Welt, nämlich diejenigen zu bitten, noch länger bei einem zu bleiben, die man in seinem Herzen vielleicht weit weg wünscht, statt daß sie einen schon so lange gestört haben."

So weit mein Freund. Ich für mein Theil habe an diesem türkischen Gebrauch so viel Gefallen, daß ich für die Zukunft bei mir selbst etwas Aehnliches einführen will. Ich habe mir dazu eine Flasche ächten französischen Brandy für die Männer und Citronenwasser für die Damen angeschafft. Wenn ich sie nun mit einem Schluck tractirt und ihnen eine Prise von meinem besten Schnupftaback präsentirt habe, erwarte ich, daß die ganze Gesellschaft sich zurückzieht und mich meinen Studien für das Wohl des Publikums überläßt.

Aus Nr. 8.*)

Es liegt etwas Beherendes in dem Jagen nach Minen von Gold und Silber und anderer werthvollen Metalle, und Viele sind dadurch schon ruinirt worden. Ein Schiffscapitän von meiner Bekanntschaft tadelte es an den Engländern, daß sie Spanien um seine Silberminen beneideten und die Vortheile ihrer eigenen Industrie und Manufacturen gering schätzten und übersähen. „Ich für mein Theil," sagte er, „halte die New-Foundland-Bank für eine werthvollere Besitzung, als die Berge von Potosi. Wenn ich dort war zum Fischen, sah ich immer in jedem Seefisch, der auf das Schiff gezogen wurde, eine gewisse Quantität Silbererz, welches blos in den nächsten spanischen Hafen gebracht zu werden brauchte, um gemünzt zu werden; — nicht zu erwähnen den nationalen Vortheil, den die Ausrüstung und Beschäftigung einer solchen Menge von Schiffen und Seeleuten mit sich bringt."

Hierüber möge der ehrliche Buckram, der lange Zeit ohne Erfolg nach verborgenen Schätzen gesucht hat, einmal ernstlich nachdenken, damit er von jener unverantwortlichen Thorheit zurück kommt.

*) Diese Nummer ist gegen das Graben nach verborgenen Schätzen und den damit verbundenen Aberglauben gerichtet.

Möge er bedenken, daß er mit jedem Stich, den er auf seinem Werktisch macht, ein Stück von einem Goldkörnchen aufpickt, was in wenigen Tagen eine Pistole ausmacht. Und möge Faber ebenso denken von jedem Nagel, den er einschlägt oder von jedem Ansatz seines Hobels. Solche Gedanken machen fleißig und in Folge dessen mit der Zeit auch reich. Aber wie absurd ist es, einen gewissen Profit für so einen albernen Spuk liegen zu lassen! Ganze Tage beim George zu verschwenden in der Gesellschaft eines albernen feinwollenden Sterndeuters und Pläne auszubrüten, um zu finden, was nie verborgen wurde! Und dabei zu vergessen, daß unterdeß zu Hause in ihrer Abwesenheit das Geschäft vernachlässigt wird! Wie thöricht, mitten in der Nacht ihre Weiber und ein warmes Bett zu verlassen, (einerlei, ob es regnet, hagelt, schneit oder stürmt, wenn nur die kritische Stunde da ist) und sich müde zu arbeiten beim Graben nach dem, was sie nimmer finden werden! Dabei sich vielleicht noch eine Erkältung zu holen, die ihnen das Leben kosten kann, oder wenigstens ihre Gesundheit so zerrütten, daß sie mehrere Tage lang zu keiner Arbeit fähig sind! Wahrlich, das ist nichts Geringeres, als die ausgemachteste Thorheit und Tollheit.

Ich schließe mit den Worten meines verständigen Freundes Agricola in Chester County, die er seinem Sohne sagte, als er ihm eine schöne Pflanzung übergab. „Mein Sohn," sprach er, „ich gebe dir jetzt ein werthvolles Stück Land; ich kann dich versichern, ich habe eine beträchtliche Summe Gold gefunden, so lange ich darin grub; du kannst dasselbe Glück haben, aber du mußt dabei sorgfältig Acht geben, daß du nie tiefer gräbst, als eine Pflugschaar Breite."

Das schöne und das häßliche Bein.

Es giebt zwei Arten Menschen in der Welt, welche bei gleichen Graden von Gesundheit, Wohlstand und der andern Annehmlichkeiten des Lebens, die Einen glücklich, die Andern unglücklich werden. Dies kömmt sehr häufig von den verschiedenen Gesichtspunkten, unter welchen Beide die Dinge, Personen und Ereignisse betrachten, und von der Wirkung, welche diese verschiedenen Gesichtspunkte auf ihr Gemüth haben.

In welche Lage ein Mensch auch geräth, er kann darin Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten finden; in jedweder Gesellschaft

kann er die Personen und Unterhaltung mehr oder weniger angenehm finden; an jedweder Tafel kann er Speisen und Getränke von besserem und schlechterem Geschmack, besser und schlechter zubereitete Gerichte treffen; in jedwedem Clima wird er gutes und schlechtes Wetter finden; in jedwedem Staate kann er gute und schlechte Gesetze und eine gute und schlechte Verwaltung dieser Gesetze finden; in jedwedem Gedicht oder Kunstwerk kann er Fehler und Schönheiten sehen; in fast jedem Gesicht und fast jeder Person kann er schöne Züge und Mängel, gute und schlechte Eigenschaften entdecken.

Unter diesen Umständen richten obenerwähnte zwei Arten Menschen ihre Aufmerksamkeit nach verschiedenen Seiten. Diejenigen, welche die Anlage haben, glücklich zu sein, merken auf die Annehmlichkeiten der Dinge, auf die angenehmen Theile der Unterhaltung, die wohlzubereiteten Gerichte, die Güte der Weine, das schöne Wetter rc. und genießen das alles mit heiterem Sinn. Diejenigen aber, welche die Anlage haben, unglücklich zu sein, denken und sprechen nur vom Gegentheil. Darum sind sie selbst beständig mißvergnügt, und versauern mit ihren Bemerkungen die Freuden der Gesellschaft, beleidigen viele Menschen persönlich und machen sich überall verhaßt. Wäre diese Geistesrichtung in ihrer Natur begründet, so wären solche unglückliche Personen um so mehr zu bedauern. Nun aber ist die Neigung, zu kritteln und sich zu ekeln, bei ihnen vielleicht ursprünglich bloß durch Nachahmung entstanden und dann unvermerkt zu einer Gewohnheit geworden, welche, so stark sie auch im Augenblick ist, doch noch geheilt werden kann, wenn diejenigen, welche sie an sich haben, sich von ihren schlechten Wirkungen auf ihre Glückseligkeit überzeugen lassen. Ich hoffe daher, diese kleine Ermahnung wird ihnen von Diensten sein und sie bewegen, eine Gewohnheit abzustellen, welche, wenn auch in der Ausübung vorzüglich ein Akt der Einbildung, dennoch im Leben ernste Folgen hat und wirklichen Kummer und Unglück hervorbringt; denn, da viele von dieser Art Menschen verletzt werden, und keiner sie liebt, so erweist ihnen Niemand mehr als die allergewöhnlichste Höflichkeit und Rücksicht, und das kaum. Dadurch gerathen sie aber häufig in böse Laune und werden in Zank und Streit gezogen. Erstreben sie Vortheile in Rang und Vermögen, so wünscht ihnen Niemand Erfolg oder denkt auch nur daran, einen Schritt zu thun oder ein Wort zu sprechen, um ihre Bestrebungen zu unterstützen. Werden sie öffentlich ange-

griffen oder entehrt, so findet sich Niemand, sie zu vertheidigen oder zu entschuldigen, und viele vereinigen sich, ihr Mißverhalten zu vergrößern und sie vollständig verhaßt zu machen. Wollen dergleichen Leute diese schlechte Gewohnheit nicht daran geben und sich herablassen, sich zu freuen über das, was erfreulich ist, ohne sich selbst und Andere mit dem Gegentheil zu ärgern, dann ist es für die Andern gut, ihre Bekanntschaft zu meiden, denn dieselbe ist stets unangenehm und zuweilen sehr lästig, namentlich wenn man sich in ihre Zänkereien verwickelt sieht.

Ein alter philosophischer Freund von mir war aus Erfahrung in diesem Punkte sehr vorsichtig geworden und vermied sorgfältig alle nähere Bekanntschaft mit der Art Leuten. Er hatte, wie andere Philosophen, ein Thermometer, um daran die Wärme des Wetters zu beobachten und ein Barometer, um zu erfahren, wann es wahrscheinlich gut oder schlecht werden würde; aber da noch kein Instrument erfunden war, daran man auf den ersten Blick diese Neigung zum Mißvergnügen in einer Person erkennen konnte, gebrauchte er dazu seine Beine, von denen das eine auffallend schön, das andere durch einen Zufall entstellt und verkrüppelt war. Wenn ein Fremder bei der ersten Zusammenkunft sein häßliches Bein genauer betrachtete, als sein schönes, wurde er ihm verdächtig. Wenn er aber davon sprach und von dem schönen Bein gar keine Notiz nahm, so reichte das hin, meinen Philosophen zu bestimmen, keine weitere Bekanntschaft mit ihm zu haben. Jeder Mann hat nun freilich nicht dies zweibeinige Instrument; aber Jeder kann mit ein wenig Aufmerksamkeit Zeichen von dieser mäkelnden, fehlerfindenden Disposition beobachten und denselben Entschluß fassen, die Bekanntschaft derer zu meiden, die damit behaftet sind. Ich rathe darum diesen krittelnden, klagsüchtigen, mißlaunigen, unglücklichen Menschen, wenn sie wünschen, von andern geachtet und geliebt und in sich selbst glücklich zu werden, das Spähen nach dem häßlichen Bein daran zu geben.

Der Weg zum Reichthum.

(Aus des armen Richards Almanach.)

Keins von allen schriftstellerischen Producten Franklins hat eine so ungeheuere Verbreitung gefunden, wie dieses. Franklin selbst bemerkt darüber in seinen Memoiren Folgendes: „Ich sammelte die Sprichwörter, welche die Weisheit vieler Nationen und Jahrhunderte enthielten, stellte sie zusammen und brachte sie in den

Almanach von 1757 als die Rede eines alten weisen Mannes an Leute, die zu einer Auktion gekommen waren. So drängte ich alle diese einzelnen Rathschläge in einen Punkt zusammen, um dadurch einen größeren Eindruck hervorzubringen. Das Stück fand allgemeinen Beifall, wurde von allen Zeitungen auf dem amerikanischen Continent copirt und in England auf einen großen Bogen gedruckt zum Aufhängen in den Häusern. In Frankreich wurden zwei Uebersetzungen davon gemacht und in großen Massen vom Adel und der Geistlichkeit aufgekauft, um sie umsonst zu vertheilen unter ihren armen Gemeindegliedern und Pächtern. Und insofern es den nutzlosen Ausgaben für fremde Luxusartikel entgegentrat, dachten in Pennsylvanien viele Leute, es habe nicht wenig beigetragen, den zunehmenden Reichthum an Geld hervorzurufen, der daselbst nach der Veröffentlichung desselben mehrere Jahre hintereinander zu bemerken war."

Wir können noch hinzusetzen, daß dieser Aufsatz bis in die neueste Zeit noch Nichts von seiner Popularität verloren hat. Er ist fast in alle Sprachen der Welt übersetzt und unter den mannichfaltigsten Titeln und Formen, als Roman, als Gespräch, als Gedicht ꝛc. dem Publikum in den verschiedenen Theilen der Erde zugänglich gemacht. Noch vor wenigen Jahren ist davon eine Uebersetzung in's Neugriechische erschienen. Der überfliegerische Idealist wird freilich Nichts darin finden, als platte Gemeinheiten, der unbefangene strebsame Mensch von dieser Welt wird sich aber aus diesem einfachen Cursus der praktischen Weltweisheit manches Goldkörnchen auflesen und daraus lernen, mit anscheinend kleinen Dingen sein Lebensglück zu begründen.

Freundlicher Leser!

Ich habe gehört, Nichts macht einem Schriftsteller so viel Freude, als seine Werke von Andern mit Achtung angeführt zu finden. Urtheile darum selbst, wie sehr mich ein Ereigniß freuen mußte, das ich dir jetzt erzählen werde. Ich hielt kürzlich mein Pferd an, als ich eine große Menge Leute zu einer Auktion von Kaufmannsgütern versammelt sah. Da die Stunde des Verkaufs noch nicht gekommen war, unterhielten sie sich über die schlechten Zeiten, und Einer von der Gesellschaft rief einem einfachen netten alten Mann mit weißen Locken zu: „Nun, Vater Abraham, was denkt Ihr von den Zeiten? Werden diese schweren Steuern nicht vollends das Land ruiniren? Wie sollen wir immer im Stande bleiben, sie zu bezahlen? Was würdet Ihr uns rathen?" — Vater Abraham stand auf und antwortete: „Wollt Ihr meinen Rath, so will ich ihn Euch in Kurzem geben, denn „„Ein Wort ist für den Weisen genug,"" sagt der arme Richard." Nun verlangten Alle, seine Meinung zu hören, sammelten sich um ihn, und er fuhr fort, wie folgt:

„Freunde," sagt er, „die Steuern sind in der That schwer, und wären diejenigen, welche die Regierung uns aufgelegt, die einzigen,

die wir zu bezahlen haben, so ginge es schon eher; aber wir haben noch viele andere, und die für Manche von uns noch viel drückender sind. Wir werden doppelt so hoch von unserer Trägheit besteuert, dreimal so hoch von unserm Stolz und viermal so hoch von unserer Thorheit; und von diesen Steuern können die Commissäre uns durch keinen Erlaß befreien. Laßt uns indeß auf guten Rath hören, und vielleicht läßt sich noch was thun. „„Gott hilft denen, die sich selber helfen,““ sagt der arme Richard. 1) Man würde die für eine harte Regierung halten, die ihr Volk um ein Zehntel seiner Zeit besteuerte, um es zu ihrem Dienst zu verwenden: aber die Trägheit besteuert Manche von uns um viel mehr; Faulheit erzeugt Krankheiten und verkürzt nothwendig das Leben. „„Faulheit ist gleich Rost, sie verzehrt schneller, als die Arbeit verschleißt, der gebrauchte Schlüssel ist allezeit glänzend,““ sagt der arme Richard. „„So dir aber das Leben lieb ist, verschleudere keine Zeit, denn das ist der Stoff, daraus das Leben gemacht ist,““ sagt der arme Richard. Wie viel mehr aber, als nothwendig ist, verbringen wir im Schlaf! Vergessend, daß „„der schlafende Fuchs kein Federvieh fängt und daß es Schlaf genug geben wird im Grabe,““ wie der arme Richard sagt.

„„Wenn die Zeit von allen Dingen das kostbarste ist, dann muß die Zeitverschwendung die größte Verschwendung sein,““ sagt der arme Richard, „„denn,““ sagt er anderswo, „„verlorene Zeit läßt sich nie wieder finden; und was wir genug heißen, zeigt sich immer als wenig genug.““ Auf also, laßt uns arbeiten, und laßt uns mit Vernunft arbeiten; so werden wir durch unsern Fleiß bei weniger Verwirrung mehr zu Wege bringen. „„Faulheit macht alle Dinge schwer, aber Fleiß macht Alles leicht; und der da spät aufsteht, muß den ganzen Tag traben, und bringt doch kaum bis zum Abend sein Tagesgeschäft fertig; während die Trägheit so langsam reiset, daß die Armuth sie bald überholt. Treib dein Geschäft und laß dich nicht von ihm treiben; und früh zu Bett und früh wieder heraus, bringt Wohlsein, Reichthum und Weisheit in's Haus,““ sagt der arme Richard.

Was hilft es darum, zu wünschen und auf bessere Zeiten zu hoffen? Wir können diese Zeiten bessern, wenn wir uns selbst rühren. „„Fleiß braucht nicht zu wünschen, und wer von der Hoffnung lebt, wird Hungers sterben.““

„„Darum hilf Hand, denn ich habe kein Land,““ oder wenn ich etwas habe, ist's tüchtig besteuert. „„Wer zu einer Arbeit hat Geschick,

hat auch ein Grundstück, und wer ein Gewerbe hat, hat ein Geld- und Ehrenamt,““ sagt der arme Richard; aber dann muß auch an der Arbeit was gethan und dem Gewerbe gehörig nachgekommen werden, oder weder Grundstück noch Amt wird uns in den Stand setzen, unsere Steuern zu bezahlen. Wenn wir arbeitsam sind, werden wir nimmer Hungers sterben; denn „„in des Arbeitsmanns Haus lugt der Hunger wohl herein, aber er wagt nicht, einzutreten.““ Noch wird der Büttel oder der Constabel eintreten, denn „„die Arbeitsamkeit bezahlt Schulden, während die Verzweiflung sie vermehrt.““ Hast du auch keinen Schatz gefunden, und hat auch kein reicher Verwandter dir ein Legat hinterlassen, was macht's? „„Die Thätigkeit ist die Mutter des Glücks und der Arbeitsamkeit giebt Gott alle Dinge. Drum nur tüchtig gepflügt, weil der Faulpelz noch liegt, und zum Verkauf und zum Leben wird Korn eingekriegt.““ Arbeite, so lange es noch heißt heute, denn du weißt nicht, was dich morgen hindern kann. „„Ein Heute ist zwei Morgen werth,““ sagt der arme Richard, und weiter „„Verschieb nie auf morgen, was du heute thun kannst.““ Wärest du ein Dienstbote, würdest du dich nicht schämen, wenn ein guter Herr dich auf der Faulheit ertappte? Bist du also dein eigener Herr, so schäme dich, dich auf der Faulheit zu ertappen, wenn es so viel für dich, deine Familie und dein Vaterland zu thun giebt. Fass' dein Werkzeug ohne Handschuh an und bedenke, daß „„die Katze in Handschuhen keine Mäuse fängt,““ wie der arme Richard sagt. Es ist wahr, da giebt's viel zu thun, und vielleicht ist deine Hand weich; aber halt dich nur tüchtig dazu und du wirst starke Wirkungen spüren, denn „„anhaltendes Tropfen höhlt Steine aus; und mit Fleiß und Geduld nagte die Maus das Tau durch; und von wenig Streichen fallen große Eichen.““

Mich dünkt, ich höre Euch sagen: „„darf ein Mann sich keine Muße gönnen?““ Ich will Dir sagen, was der arme Richard spricht; „„Willst du Muße gewinnen, so wende deine Zeit gut an, und da dir keine Minute sicher ist, wirf keine Stunde weg.““ Muße ist Zeit, etwas Nützliches zu thun; diese Muße wird der fleißige Mann erhalten, aber der faule Mann nimmer; denn „„ein Leben der Muße und ein faules Leben ist zweierlei. Manche möchten ohne Arbeit bloß von ihrem Witz leben, aber sie machen Banquerut aus Mangel an Vorrath;““ wogegen Arbeitsamkeit Behagen, Reichthum und Achtung bringt. „„Fliehe das Vergnügen, und es wird dir folgen. Der fleißige Spinner hat ein gutes Auskommen; und nun ich

ein Schaf hab und eine Kuh, winkt Jeder mir einen freundlichen guten Morgen zu.""

2) Aber bei unserer Arbeitsamkeit müssen wir zugleich fest, beständig und sorgsam sein, und unsere eigenen Angelegenheiten mit unseren eigenen Augen übersehen und uns nicht zu viel auf Andere verlassen; denn, wie der arme Richard sagt,

„„Nie sah ich einen oft verpflanzten Baum
Noch eine wandernde Familie
So gut gedeihn, als die da bleiben auf demselben Raum.""

Ferner „„dreimal umziehen ist so schlimm, als einmal abbrennen,"" und ferner „„Behalt deine Werkstatt, und deine Werkstatt wird dich erhalten,"" und ferner „„Willst du dein Geschäft ausgerichtet haben, so gehe selbst; wo nicht, so schicke einen Andern,"" und ferner

„„Wer sich will vom Pflug erhalten,
Muß selber treiben oder halten.""

Und ferner „„Das Auge eines Herrn thut mehr Arbeit, als seine beiden Hände,"" und ferner „„Mangel an Sorgfalt thut uns mehr Schaden, als Mangel an Kenntniß;"" und ferner „„die Arbeiter nicht beaufsichtigen, heißt ihnen euren Beutel offen lassen."" Zu viel Vertrauen auf des Andern Eifer hat schon Manchen ruinirt; denn „„in den Dingen dieser Welt wird der Mensch nicht durch den Glauben gerettet, sondern durch den Mangel daran;"" aber für sich selbst sorgen, ist Jedermann von Nutzen, denn „„Willst du einen zuverläßigen Diener haben und einen, den du leiden magst, so diene dir selbst. Ein wenig Nachläßigkeit kann großes Unheil anrichten; um eines fehlenden Nagels willen ging jenes Hufeisen verloren, und um des fehlenden Hufeisens willen ging das Pferd verloren, und um des fehlenden Pferdes willen ging der Reiter verloren,"" vom Feinde überholt und erschlagen; Alles aus Mangel von ein wenig Sorgfalt um einen Hufnagel.

3) So viel in Bezug auf Arbeitsamkeit, meine Freunde, und Aufmerksamkeit auf sein eigenes Geschäft; aber hiermit müssen wir noch Mäßigkeit verbinden, wenn es uns darum zu thun ist, unsere Arbeitszeit desto sicherer mit Erfolg gekrönt zu sehen. Wer nicht hauszuhalten versteht mit dem, was er verdient, kann sein ganzes Leben lang krumm stehen, am Ende, wenn er stirbt, ist er doch keinen Kreuzer werth. „„Eine fette Küche macht ein mageres Testament;"" und

„„Manch Vermögen geht drauf, so schnell es erhalten,
Seit die Weiber beim Thee vergessen Spinnen und Haushalten
Und die Männer beim Punsch vergessen Hauen und Spalten.““

„„Willst du reich werden, denk an's Sparen so gut wie an's Gewinnen. Indien hat Spanien nicht reich gemacht, weil seine Ausgaben größer sind, als seine Einnahmen.““

Darum fort mit Euren kostspieligen Thorheiten, und Ihr werdet nicht so viel Ursache behalten, über schlechte Zeiten, schwere Steuern und Familienlasten zu klagen; denn

Spiel und Betrug, Weiber und Wein
Machen den Mangel groß und den Reichthum klein.

Und ferner „„was Ein Laster erhält, würde zwei Kinder aufbringen.““ Ihr denkt vielleicht, ein Bischen Thee, oder hin und wieder ein Bischen Punsch, ein Bischen theureres Essen, ein bischen feinere Kleider, und hie und da ein Bischen Unterhaltung ist keine große Sache; aber bedenkt, „„viele Bischen machen viel.““ Hütet Euch vor kleinen Ausgaben; „„ein kleines Leck bringt ein großes Schiff zum Sinken,““ sagt der arme Richard; und weiter „„die da lieben Leckerbissen, werden einst noch betteln müssen,““ und ferner „„Thoren geben Feste, und kluge Leute zehren davon.““

Hier seid Ihr alle zusammengekommen zu diesem Verkauf von Putzkram und sonstigem Schnickschnack. Ihr nennt das Güter, aber wenn Ihr nicht aufpaßt, werden sie sich für Manchen von Euch noch als Uebel erweisen. Ihr erwartet, sie werden wohlfeil verkauft, und vielleicht werden sie es auch für weniger, als sie gekostet; aber wenn Ihr sie nicht braucht, so kommen sie Euch doch theuer zu stehen. Bedenkt, was der arme Richard sagt, „„Kaufe, was du nicht nöthig hast, und es dauert nicht lange, da verkaufst du dein Nöthigstes.““ Und ferner „„Auch beim kleinsten Pfennigspreis besinne dich ein Weilchen.““ Er will damit sagen, die Billigkeit ist vielleicht bloß scheinbar; oder der Kauf kann dich in deinem Geschäft zurückbringen und dir darum mehr Schaden als Nutzen zufügen. Denn an einem andern Orte sagt er, „„Manche haben sich mit guten Einkäufen ruinirt.““ Ferner „„es ist thöricht, sich mit seinem Gelde Reue zu erkaufen,““ und doch wird diese Thorheit täglich auf Auktionen practicirt, weil man sich den Almanach nicht zu Herzen nimmt. Mancher einer ist schon für den Flitterstaat auf seinem Leibe mit hungrigem Magen herumgegangen und hat seine Familie selbst verschmachten lassen; „„Sammet und Seide am Leibe löschen

das Feuer in der Küche aus,"" sagt der arme Richard, das sind nicht nothwendige Bedürfnisse des Lebens, man kann sie kaum Bequemlichkeiten nennen, und doch, wie viele wollen sie haben, bloß, weil sie hübsch aussehen? Durch diese und andere Ausschweifungen werden die vornehmen Herren zur Armuth reducirt, und gezwungen, von denen zu borgen, die sie früher verachteten, die sich aber durch Fleiß und Mäßigkeit eine feste Stellung in der Gesellschaft errungen haben; und in diesem Falle wird es offenbar, „„daß ein Bauersmann auf seinen Füßen größer ist, als ein Edelmann auf seinen Knieen,"" wie der arme Richard sagt. Vielleicht hatten sie ein kleines Vermögen geerbt, dessen Erwerb ihnen fremd war; sie denken, „„es ist Tag, und wird niemals Nacht werden;"" und daß ein Bischen von so Vielem zu verzehren nicht der Rede werth ist; aber wenn man immer aus dem Mehlfaß nimmt und nie etwas hineinthut, „„kommt man bald auf den Boden,"" sagt der arme Richard, und „„wenn der Brunnen trocken ist, kennen sie den Werth des Wassers."" Aber das hätten sie schon vorher thun können, wenn sie seinen Rath angenommen hätten: „„willst du den Werth des Geldes kennen lernen, geh hin und versuche, welches zu borgen, denn der da geht borgen, geht sorgen,"" sagt der arme Richard; und wahrhaftig, eben so geht's auch dem, der solchen Leuten leiht, wenn er versucht, sein Geld wiederzukriegen. Der arme Richard räth ferner und sagt

„„Kleiderstolz ist verderblich und eitel,
Eh du die Mode frägst, frag deinen Beutel.""

Und ferner „„der Stolz ist ein eben so lauter Bettler, als der Mangel, und dazu viel unverschämter."" Wenn Ihr ein feines Stück Zeug gekauft habt, da müßt Ihr gleich noch zehn dazu kaufen, damit Euer ganzer Anzug aus Einem Stück ist; aber der arme Richard sagt, „„es ist leichter, das erste Gelüste zu unterdrücken, als alle nachfolgenden zu befriedigen;"" und es ist für den Armen just so gut eine Thorheit, dem Reichen nachzuäffen, als es für den Frosch ist, sich aufzublähen, um dem Ochsen gleich zu werden.

Große Schiffe können wagen mehr,
Kleine Boote geh'n besser nah am Ufer her.

Das ist jedoch eine Thorheit, die sich bald straft; denn, sagt der arme Richard, „„der Stolz, der Mittags von der Eitelkeit zehrt, hat die Verachtung zum Nachtessen; der Stolz frühstückt mit dem Ueberfluß, ißt mit der Armuth zu Mittag und mit der Schande zu

Nacht.''" Und was nützt am Ende dieser Kleiderstolz, für den so viel riskirt, so viel gelitten wird? Er kann weder die Gesundheit fördern, noch Schmerzen lindern; er vermehrt nicht den persönlichen Werth eines Menschen; er erzeugt nur Neid, und beschleunigt das Unglück.

Aber welche Thorheit muß es sein, sich für diese überflüssigen Dinge in Schulden zu stürzen! Nach den Bedingungen dieses Verkaufs sind uns 6 Monate Credit angeboten; und das hat vielleicht Manche von uns verleitet, ihm beizuwohnen, weil wir das baare Geld nicht missen können und jetzt hoffen, ohne das fein herausgeputzt zu werden. Aber ach! bedenkt, was Ihr thut, wenn Ihr Schulden macht; Ihr gebt dem Andern Macht über Eure Freiheit. Könnt Ihr nicht zur rechten Zeit bezahlen, so werdet Ihr Euch schämen, Eurem Gläubiger zu begegnen, mit Angst und Zagen werdet Ihr mit ihm sprechen, Ihr werdet armselige, kläglich kriechende Entschuldigungen vorbringen, und nach und nach verliert Ihr Eure Wahrhaftigkeit und versinkt in gemeines offenes Lügen; denn „„das zweite Laster ist das Lügen; das erste ist Schuldenmachen,''" sagt der arme Richard. „„Lügen sitzt dem Schuldenmachen im Nacken.''" Ein frei geborener Mann sollte sich indeß nicht zu schämen, noch zu fürchten brauchen, irgend einem Menschen in der Welt unter die Augen zu treten. Aber die Armuth raubt dem Menschen oft alle Tugend und alles Selbstgefühl. „„Es ist schwer für einen leeren Beutel, aufrecht zu stehen.''" Was würdet Ihr von einem Fürsten oder von einer Regierung denken, die ein Edict erließe, das Euch bei Strafe der Einkerkerung oder Leibeigenschaft verböte, Euch wie vornehme Herren und Damen zu kleiden? Würdet Ihr nicht sagen, Ihr wäret frei, Ihr hättet ein Recht, Euch zu kleiden, wie es Euch gefiele, und solch ein Edict wäre ein Eingriff in Eure Privilegien und solch eine Regierung tyrannisch? Und doch steht Ihr auf dem Punkte, Euch selbst unter eine solche Tyrannei zu bringen, wenn Ihr für elenden Kleidertand Schulden macht! Euer Gläubiger hat die Macht, Euch nach Gefallen Eurer Freiheit zu berauben, er kann Euch auf Lebenszeit einsperren lassen oder als Leibeigene verkaufen, wenn Ihr nicht im Stande sein solltet, ihn zu bezahlen. Habt Ihr Euren Handel gemacht, denkt Ihr vielleicht wenig an's Bezahlen; aber „„Gläubiger haben ein besseres Gedächtniß, als Schuldner,''" sagt der arme Richard, „„Gläubiger sind eine abergläubische Secte, große Beobachter von Zeit und Stunde.''" Der Tag geht herum,

ehe Ihr's gewahr werdet, und die Forderung wird gemacht, ehe Ihr vorbereitet seid, ihr zu genügen; oder, wenn Ihr Eure Schuld im Gedächtniß behaltet, so wird Euch der Termin, der Euch zuerst so lang schien, am Ende außerordentlich kurz vorkommen; es wird Euch sein, als wären der Zeit an Fersen und Schultern Flügel gewachsen. „„Die haben eine kurze Frist, die bis Ostern Geld zu bezahlen haben."" Für den Augenblick denkt Ihr vielleicht, Ihr befändet Euch in guten Umständen und könntet Euch schon eine kleine Extraausgabe erlauben; aber

Für Alter und Mangel spar', wer es vermag,
Kein Morgen dauert 'nen ganzen Tag.

Der Verdienst ist veränderlich und ungewiß, aber deine Ausgaben sind beständig und gewiß, so lange du lebst; und „„es ist leichter zwei Kamine zu bauen, als einen in Feuer zu erhalten,"" sagt der arme Richard: drum, „„besser ohne Abendessen zu Bette gehn, als mit Schulden wieder aufstehn.""

Erwirb, was du kannst, und was du hast, halt fest,
Das ist der Stein, womit sich Blei in Gold verwandeln läßt.

Und habt Ihr einmal den Stein des Weisen in Besitz, dann werdet Ihr gewiß nicht mehr über schlechte Zeiten oder schwere Steuern zu jammern haben.

4) Diese Lehre, meine Freunde, ist verständig und weise! Aber bei alle dem verlaßt Euch nicht zu sehr auf Eure eigene Arbeitsamkeit und Mäßigkeit und Klugheit, so ausgezeichnet dieselben auch sind; denn sie können alle zu Nichte werden ohne den Segen des Himmels; und darum bittet demüthig um diesen Segen und seid nicht unbarmherzig gegen die, welchen er für den Augenblick zu fehlen scheint, sondern seid ihnen Trost und Hülfe. Bedenket, daß auch Hiob leiden mußte, und er war hernach doch glücklich.

Und nun zum Schluß „„Erfahrung ist eine theure Schule, aber Thoren lernen in keiner andern,"" sagt der arme Richard, und kaum in der, denn es ist wahr, „„wir können wohl Rath geben, können aber Niemand zwingen, danach zu handeln:"" indeß bedenket wohl, „„die sich nicht rathen lassen, denen kann nicht geholfen werden;"" und „„wenn Ihr die Vernunft nicht hören wollt, dann klopft sie Euch sicherlich noch auf die Finger,"" sagt der arme Richard.

Und damit schloß der Greis seine Rede. Das Volk hörte sie an und billigte die Lehre; und unmittelbar darauf handelte es grade

entgegengesetzt, just als wäre es eine Predigt gewesen, denn die Auction wurde eröffnet, und sie begannen in's Blaue hinein zu kaufen. Ich fand, der gute Mann hatte meine Kalender durch und durch studirt und Alles, was ich seit 25 Jahren über diese Gegenstände hingeworfen hatte, sich zu eigen gemacht. Die wiederholte Erwähnung meiner hätte jeden Andern ermüden müssen; aber meine Eitelkeit fühlte sich dabei wunderbar wohl, ob ich gleich wohl wußte, daß nicht der zehnte Theil der Weisheit, die er mir zuschrieb, mein eigen war, sondern vielmehr Nachlesen, die ich von der Erkenntniß aller Jahrhunderte und Nationen gemacht hatte. Indeß beschloß ich, durch die Wiederholung derselben ergriffen, mich selbst zu bessern; und hatte ich gleich zuerst im Sinne gehabt, Stoff zu einem neuen Rock zu kaufen, so ging ich doch fort, entschlossen, meinen alten noch ein Bischen länger zu tragen. Leser, thust du dasselbe, so ist dein Profit so groß, wie der meine.

Ich bin, wie immer,

dein dir zu stetem Dienste geweihter
Richard Saunders.

Aus den Handelsprincipien.

Der Aufsatz, aus dem wir nachfolgende Auszüge mittheilen, wurde im Jahre 1774 in London geschrieben. Die darin ausgesprochenen Grundsätze sind klar und verständlich für Jedermann, nur nicht für diejenigen, die ein Interesse daran haben, sie nicht zu verstehen. Wer von der Knechtschaft und Armuth der großen Massen des Volkes existirt und darauf den Thron seiner Herrlichkeit gründet, wird natürlich nie begreifen, daß auch das Volk ein Recht hat, menschlich zu leben und frei zu sein. So überall. Die englische Regierung verstand damals weder Franklin, noch nachher Adam Smith. Erst in neuester Zeit fangen die hohen Lords an, sich etwas unbehaglich zu fühlen, ein hungerndes Volk steht vor ihren Pallästen und macht ihnen begreiflich, daß einige Gefahr damit verbunden ist, ein Land gegen die Segnungen der ganzen übrigen Welt abzusperren, um Alles für sich auszubeuten. Indeß auch in unsern Tagen und selbst in unserer Republik giebt es noch eine große Partei, welche die einfachen Principien des freien Verkehrs nicht begreifen kann. Freilich spricht man jetzt nicht mehr von Prohibition, (Verbot), sondern von Protection (Schutz) und meint damit die Protection einiger Monopolisten in ihren Plünderungen gegen die großen Massen der Consumenten. Das nennt man aber Protection der Arbeit und sucht den Arbeitern einzureden, man wolle damit Nichts bezwecken, als den Arbeitslohn in die Höhe zu bringen. Als ob je ein Fabrikant seinen Arbeitern bezahlte, was er *könnte*, als ob er ihnen je mehr bezahlte, als er *muß*! Das bestimmt aber unter den Bedingungen der heutigen Gesellschaft einzig und allein die Coucurrenz unter den Arbeitern, nicht der Preis ihrer Produkte.

Es ist eine bloße Einbildung, daß wir nur für uns selbst existiren oder unser besonderes Land.*) Der allweise Schöpfer hat verordnet, daß eine gegenseitige Abhängigkeit durch alle seine Werke gehen sollte. Und wenn unsere beschränkte Fassungskraft uns auch nicht erlaubt, die Natur und den Zweck dieser unendlichen Wesenverkettung zu begreifen, so können wir doch und sollten gewiß Alles, was sich auf unsere gegenseitige Abhängigkeit von einander bezieht, und die Triebfedern und Grundsätze unserer Handlungen nach allen Seiten hin untersuchen und in Betrachtung ziehen.

Durch diese Untersuchung werden wir finden, daß unsere Bedürfnisse, einerlei, ob wirklich oder eingebildet, und unsere Leidenschaften und Gewohnheiten die Triebfedern aller unsrer Handlungen sind und die Hebel des allgemeinen Handels und Verkehrs zwischen Einem Mann und dem andern, Einem Lande und dem andern. — —

Der Handel ist der wechselseitige Verkehr sowohl zwischen Nationen, als einzelnen Menschen, wodurch wir etwas erwerben, was für nützlich oder erfreulich gehalten wird.

Die Triebfeder oder der Hebel dieses Verkehrs ist und muß immer sein: Gewinn oder die Hoffnung auf Gewinn, da weder ein Volk, noch ein Individuum mit Absicht einen unvortheilhaften Verkehr oder Handel treiben würde.

Da also der Gewinn das Princip des Handels ist, so besteht das ganze Geheimniß des Handels nothwendig darin, Wege zu verfolgen, auf denen Gewinn oder Vortheil zu erreichen ist.

In Handelsverträgen braucht man nicht vorauszusetzen, daß wie im Spiel die eine Partei nothwendig verlieren muß, was die andere gewinnt. Der Gewinn kann für Jeden gleich sein. Wenn A. mehr Korn hat, als er consumiren kann, aber zu wenig Vieh, und B. mehr Vieh hat, als er gebraucht, aber zu wenig Korn, dann ist der Austausch für Jeden Gewinn, denn dadurch wird ihr gemeinschaftlicher Vorrath an Lebensmitteln vermehrt.

Freiheit und Schutz sind unbestreitbare Principien, von denen der Erfolg des Handels abhängen muß, so gut wie eine gute offene Straße einen sichern und regen Verkehr begründet. Es giebt keinen größern Feind für den Handel, als Einschränkung.

---

*) Das könnten sich die Natives merken.

Alle Staaten, welche diese klaren einfachen Principien angenommen haben, sind dadurch reich gesegnet worden.

Würden die Fürsten überhaupt alle Arten von Prohibitivgesetzen aufheben, so würde der Handel in den Ländern am Meisten blühen, denen die glückliche Lage, die Milde des Climas und die Thätigkeit und Betriebsamkeit ihrer Bewohner Mittel zu einem regen und vortheilhaften Verkehr liefern, wofür sie sich mit allen ihren wirklichen oder eingebildeten Bedürfnissen versehen könnten. — —

Die Betriebsamkeit in allen Formen sollte überall und auf alle Weise ermuthigt und beschützt, die Trägheit dagegen auf alle mögliche Art ausgerottet werden.

Alle, welche leben, müssen unterhalten werden. Der Unterhalt kostet etwas. Wer fleißig ist, producirt durch seine Industrie ein Aequivalent und bezahlt für seinen Unterhalt. Er ist deßhalb keine Last oder Bürde für die Gesellschaft. Die Trägen sind eine Ausgabe, die Nichts einbringt.

Ohne Zweifel sind alle Arten von Arbeiten, welche ohne Nachtheil mit Unterbrechungen getrieben werden können, die man oft im Tage niederlegen und wiederaufnehmen kann, wie Spinnen, Stricken, Weben rc. von großem Vortheil für ein Land. Denn in ihnen können alle jene kleinen Zeitabschnitte, die in der Familie die bestimmten und nothwendigen Arbeitsstunden unterbrechen, z. B. die Zeit zwischen dem Aufstehen und dem Anrichten des Frühstücks, zwischen dem Frühstück und dem Anrichten des Mittagessens rc. vernutzt werden. Der Betrag aller dieser kleinen Zeittheilchen ist im Lauf eines Jahrs sehr beträchtlich für eine einzelne Familie, für einen Staat um so mehr. Drum ist es auch in diesem Falle höchst vortheilhaft, jene göttliche Weisung zu befolgen: Sammelt die Brocken, auf daß Nichts verloren gehe. Verlorene Zeit ist verlorener Lebensbedarf und darum verlorener Reichthum.

Es ist ein ausgezeichneter Ausspruch von einem chinesischen Kaiser: „Ich will wo möglich keinen Müssiggang haben in meinen Staaten, denn wo ein Mensch müßig ist, da muß ein anderer Frost und Hunger leiden.“ Wir glauben, dieser Kaiser wollte damit sagen, daß die Arbeit, die jedes Individuum der Gesellschaft schuldig ist und von dem Trägen nicht gethan wird, natürlich Andern zur Last fallen muß, welche darunter leiden.

Bemerkung über Handel und Manufacturen.

Denkt Euch ein Land X. mit drei Arten von Manufacturen, als Tuch, Seiden und Eisen, das drei andere Länder versorgt, nämlich A., B. und C., aber Verlangen trägt, seinen Absatz zu vergrößern und den Preis von Tuch zu Gunsten seiner eigenen Tuchfabrikanten zu erhöhen.

Zu diesem Ende verbietet es die Einfuhr von fremdem Tuch aus A.

A. verbietet dafür die Einfuhr von Seidenwaaren aus X.

Nun klagen die Seidenwaarenfabrikanten über Abnahme ihres Geschäfts.

Und X. verbietet, um sie zufrieden zu stellen, die Seidenwaaren von B.

B. wiederum verbietet die Eisenwaaren von X.

Nun klagen die Eisenfabrikanten über Abnahme.

Und X. verbietet die Einfuhr von Eisen aus C.

C. verbietet dafür das Tuch von B.

Was wird nun mit allen diesen Verboten erreicht?

Antwort: Alle vier finden ihren gemeinschaftlichen Vorrath von Genüssen und Bequemlichkeiten verringert.

Glaubensartikel.

Nachstehende Artikel wurden im Jahre 1728 geschrieben. Franklin war damals 22 Jahre alt und entwarf dieselben nebst einigen Gebeten und Betrachtungen, um sich damit auf seine eigene Hand zu erbauen. Die Artikel selbst sind Phantasien eines kindlichen Gemüths. Die Hauptsache war ihm immer ein tugendhaftes Leben, und soweit dies dadurch gefördert wurde, war ihm jede Religion recht. Franklins Größe in religiöser Beziehung besteht eben darin, daß er an allen Religionen das Gute anerkannte, ohne sich weiter um das Andere zu bekümmern. Er besah sich Alles von der rein menschlichen Seite und ließ Jeden gern ungestört glauben, was ihn selig machte, sobald er dadurch nur nicht verleitet wurde, sich und Andern zu schaden. Die Religion, die er sein ganzes Leben lang festhielt und übte, war die unbeschränkteste Duldsamkeit. Er nahm dieselbe Stellung zu allen positiven Religionen ein, die nachher von der Republik der Vereinigten Staaten behauptet und zum allgemeinen Gesetz erhoben wurde.

Ich glaube an ein höchstes, vollkommenes Wesen, den Urheber und Vater selbst aller Götter.

Denn ich glaube nicht, daß der Mensch das vollkommenste Wesen

nächst jenem Einen ist, sondern, daß es vielmehr viele Grade von Wesen giebt, die höher sind, als er.

Denn wenn ich meine Einbildungskraft hinausrichte durch und über unser Planetensystem, und hinaus über die sichtbaren Fixsterne in jenen Raum, der nach allen Richtungen hin unendlich ist und mir dann vorstelle, daß er voll ist von Sonnen, wie die unsrige, jede umkreist von einem Chor von Welten von Ewigkeit zu Ewigkeit, dann kommt mir dieser kleine Ball, auf dem wir uns bewegen, selbst in meiner beschränkten Einbildungskraft, fast wie ein Nichts vor und ich selbst wie weniger als Nichts und von keiner Art von Bedeutung.

Wenn ich so meinen Gedanken mich überlasse, dann stelle ich mir vor, daß es eine große Eitelkeit von mir sein würde, vorauszusetzen, der Höchstvollkommene berücksichtige auch nur im Geringsten solch ein unbeträchtliches Nichts, wie den Menschen. Und da es unmöglich für mich ist, mir eine klare Vorstellung zu machen von dem, was unendlich und unbegreiflich ist, kann ich mir namentlich nicht denken, daß der unendliche Vater von uns Anbetung und Preis erwarten oder fordern sollte. Ich glaube vielmehr, daß er darüber unendlich erhaben ist.

Da aber alle Menschen einen natürlichen Drang in sich haben, der sie zur Andacht treibt oder zur Verehrung einer unsichtbaren Macht;

Und da die Menschen mit einer höhern Vernunft begabt sind, als alle Thiere, mit denen wir in unserer Welt bekannt sind;

So schließe ich, daß es von mir gefordert wird, und meine Pflicht als Mensch zu sein scheint, irgend Etwas göttlich zu verehren.

Ich stelle mir also vor, daß der Unendliche viele Wesen und Götter geschaffen hat, die weit höher sind, als der Mensch. Ich glaube, daß diese seine Vollkommenheiten besser fassen können, als wir, und ihm dafür einen vernunftgemäßeren und herrlicheren Preis zu Theil werden lassen. Denn auch unter den Menschen wird das Lob der Unwissenden und Kinder von dem ächten Maler oder Architecten nicht geachtet, und er freut sich mehr und fühlt sich geehrt von dem Beifall der Kenner und Künstler.

Vielleicht sind diese geschaffenen Götter unsterblich, vielleicht werden sie nach vielen Jahrhunderten verwandelt, und Andere nehmen ihre Plätze ein.

Indeß stelle ich mir vor, daß Jeder von diesen außerordentlich weise und gut und sehr mächtig ist, und daß Jeder für sich eine herrlich strahlende Sonne gemacht hat, begleitet von einem schönen und wunderbaren Planetensystem.

Und jenen weisen und guten Gott, welcher der Schöpfer und Inhaber unseres Planetensystems ist, stelle ich mir als den Gegenstand meines Preises und meiner Anbetung vor.

Denn ich glaube, daß er in sich selbst einige von den Leidenschaften trägt, die er uns eingepflanzt hat, und daß, da er uns Vernunft gegeben hat, wodurch wir im Stande sind, seine Weisheit in der Schöpfung zu beobachten, er nicht zu erhaben ist, für uns zu sorgen, und sich freut an unserm Preis und verletzt wird, wenn wir ihn geringschätzen und seinen Ruhm vernachläßigen.

Ich schließe aus vielen Gründen, daß er ein gütiges Wesen ist, und da es mich glücklich machen würde, ein so weises, gütiges und mächtiges Wesen zum Freunde zu haben, so laß mich erwägen, auf welche Weise ich mich ihm am Angenehmsten machen kann.

Nächst dem Preise, der seiner Weisheit zukommt und gebührt, freut ihn, so glaube ich, vorzüglich die Glückseligkeit derer, die er geschaffen. Und da ohne Tugend kein Mensch auf dieser Welt glückselig werden kann, so ist es mein fester Glaube, daß er sich freut, mich tugendhaft zu sehen, weil er Gefallen daran hat, mich glückselig zu sehen.

Und da er viele Dinge geschaffen hat, welche bloß zur Freude des Menschen bestimmt zu sein scheinen, so glaube ich, daß es ihn nicht ärgert, wenn er seine Kinder sich in unschuldigen Spielen und Vergnügungen ergehen sieht; ich halte aber kein Vergnügen für unschuldig, das dem Menschen schädlich ist.

Ich liebe ihn darum für seine Güte und ich bete ihn an um seiner Weisheit willen.

Laß mich nie aufhören, meinen Gott zu preisen immerdar, denn ich bin es ihm schuldig, und es ist Alles, was ich ihm wiedergeben kann für alle seine Gnade und große Güte, und laß mich allezeit fest entschlossen sein, tugendhaft zu leben, auf daß ich glücklich sein kann und Wohlgefallen finde vor ihm, dessen Freude es ist, mich glücklich zu sehen.

Parabel über die Verfolgung.

Diese Parabel, in welcher Franklin auf das Glücklichste den Ton und die Sprache der Bibel nachahmte, stammt ursprünglich von dem persischen Dichter Saadi,

der sie indeß selbst aus noch entlegneren Quellen schöpfte. Franklin sah in der Dedication eines alten jüdischen Buchs zufällig eine lateinische Umschreibung derselben. Die darin verherrlichte Idee entzündete in ihm eine religiöse Begeisterung, und er gab sie verklärt und in ächt religiösem Gewande wieder. Nachher hatte er oft die kindlichste Freude, wenn es ihm gelang, sie als eine wirkliche Bibelstelle unterzuschieben und dadurch auch die orthodoxesten Gläubigen für die Lehre der Duldsamkeit zu erwärmen.

1. Und es begab sich nach diesen Tagen, daß Abraham in der Thüre seines Zeltes saß um Sonnenuntergang.

2. Und er sah einen Mann kommen von dem Wege der Wüste, der war vom Alter gebeugt und lehnte auf einen Stab.

3. Und Abraham stand auf und ging ihm entgegen und sprach zu ihm: Komm herein, ich bitte dich, und wasch deine Füße und weile die ganze Nacht bis zum Morgen, da kannst du dich aufmachen und deines Weges fürbaß ziehen.

4. Der Mann aber sagte: Nein, ich will unter diesem Baume bleiben.

5. Und Abraham nöthigte ihn sehr, da wendete sich sein Sinn, und sie gingen in das Zelt, und Abraham buck ungesäuertes Brod, und sie aßen davon.

6. Und als Abraham sahe, daß der Mann nicht Gott lobete, sprach er zu ihm: Warum betest du nicht an den höchsten Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erden?

7. Und der Mann antwortete und sprach: Ich bete nicht zu dem Gotte, von dem du sprichst, noch rufe ich seinen Namen an, denn ich habe mir selbst einen Gott gemacht, der bleibet allezeit in meinem Hause und schafft mir alle Dinge.

8. Und Abrahams Zorn sprühte auf gegen den Mann, und er stand auf und fassete ihn und trieb ihn fort mit Schlägen in die Wüste.

9. Und um Mitternacht rief Gott Abraham und sagte: Abraham! wo ist dein Gast?

10. Und Abraham antwortete und sprach: Herr, er wollte dich nicht anbeten, noch deinen Namen anrufen, drum trieb ich ihn fort aus meinem Angesicht in die Wüste.

11. Und Gott sprach: Habe ich ihn geduldet diese hundert und acht und neunzig Jahre und ihn ernährt und gekleidet trotz seiner Widersetzlichkeit gegen mich, und du, der du selbst ein Sünder bist, konntest ihn nicht eine einzige Nacht dulden?

12. Und Abraham sprach: Laß nicht den Zorn des Herrn entbrennen gegen seinen Knecht, siehe! ich habe gesündiget, vergieb mir, ich bitte dich.

13. Und Abraham stand auf und ging fort in die Wüste und suchte eifrig nach dem Mann und fand ihn und kehrte mit ihm zurück in das Zelt; und als er ihn freundlich bewirthet hatte, sandte er ihn des Morgens fort mit Geschenken.

14. Und abermals erschien Gott Abraham und sprach: Für diese deine Sünde soll dein Saame vierhundert Jahre geknechtet werden in einem fremden Lande.

15. Weil du aber bereuet hast, will ich ihn erlösen, und er soll daraus hervorgehen mit Macht und mit heiterem Gemüthe und großem Reichthum.

Parabel über brüderliche Liebe.

1. In jenen Tagen, da war kein Eisenarbeiter im ganzen Lande. Und die Kaufleute von Midian zogen vorüber mit ihren Kameelen, die trugen Spezereien und Myrrhen und Balsam und Eisenwaaren.

2. Und Ruben kaufte von den Ismaelitischen Kaufleuten eine Axt, die hielt er hoch in Ehren, denn da war keine einzige in seines Vaters Hause.

3. Und Simeon sprach zu seinem Bruder Ruben: Leihe mir deine Axt, ich bitte dich; und er weigerte sich und wollte es nicht thun.

4. Und auch Levi sprach zu ihm: Mein Bruder, ich bitte dich, leihe mir deine Axt; und er verweigerte es ihm auch.

5. Da kam Juda zu Ruben und bat ihn freundlich und sprach: Gewiß, du hast mich lieb, und ich habe dich immer lieb gehabt, weigere mir nicht den Gebrauch deiner Axt.

6. Aber Ruben wandte sich ab von ihm und verweigerte es ihm ebenfalls.

7. Da begab es sich, daß Ruben zimmerte am Ufer eines Flusses, und seine Axt fiel hinein und war fort und ließ sich nicht wiederfinden.

8. Aber Simeon, Levi und Juda hatten den Ismaeliten einen Boten nachgeschickt mit Geld und hatten nun selbst Jeder eine Axt gekauft.

9. Da kam Ruben zu Simeon und sprach: Siehe, ich habe meine Axt verloren, und meine Arbeit ist noch nicht fertig; leihe mir deine, ich bitte dich.

10. Und Simeon antwortete ihm und sprach: Du wolltest mir deine Axt nicht leihen, darum will ich dir meine auch nicht leihen.

11. Da ging er zu Levi und sagte zu ihm: Mein Bruder, du kennst meinen Verlust und meine Verlegenheit; leihe mir deine Axt, ich bitte dich.

12. Und Levi machte ihm Vorwürfe und sprach: Du wolltest mir deine Axt nicht leihen, als ich sie begehrte, aber ich will besser sein, als du, und dir meine leihen.

13. Und Ruben wurde betrübt von dem Tadel Levi's und ging beschämt von hinnen und nahm die Axt nicht, sondern suchte seinen Bruder Juda.

14. Und als er nahe heran kam, sah Juda sein Gesicht, wie es verdunkelt war von Kummer und Scham, und er kam ihm zuvor und sagte: Lieber Bruder, ich kenne deinen Verlust, doch laß dich das nicht grämen, sieh hier, habe ich nicht eine Axt, die dir so gut dienen wird, wie mir? Nimm sie hin, ich bitte dich, und gebrauche sie, wie deine eigene.

15. Und Ruben fiel ihm um den Hals, schluchzte, küssete ihn und sprach: Deine Freundlichkeit ist groß, doch deine Güte im Vergeben ist größer. Wahrlich, du bist mein ächter Bruder, und so lange ich lebe, werde ich dich gewiß lieben.

16. Und Juda sprach: Laß uns auch unsere andern Brüder lieben; siehe, sind wir nicht Alle von Einem Blut?

17. Und Joseph sah diese Dinge und erzählte sie seinem Vater Jakob.

18. Und Jakob sprach: Ruben that Unrecht, aber er bereuete. Simeon that auch Unrecht und Levi war nicht ganz tadellos.

19. Aber das Herz Juda's ist fürstlich. Juda hat die Seele eines Königs. Seines Vaters Kinder sollen sich vor ihm beugen, und er soll herrschen über seine Brüder.

Erzählung.

Dieses launige Stück ist in französischer Sprache geschrieben, stammt aus der Zeit von Franklins letztem Aufenthalt in Paris und wurde wahrscheinlich für den Salon der Madame Helvetius bestimmt.

Es war einmal ein Officier, Namens Montresor, ein begüterter Mann, der war sehr krank. Sein Geistlicher glaubte, er würde bald sterben und rieth ihm, seinen Frieden mit Gott zu machen, um in's Pa-

radies aufgenommen zu werden. „Darum habe ich gar keine Angst," sagte Montresor, „denn ich habe vorige Nacht eine Erscheinung gehabt, die mich vollkommen beruhigt hat." „Was für eine Erscheinung haben Sie gehabt?" fragte der gute Priester. „Ich stand," antwortete dieser, „an der Pforte des Paradieses mit einem Haufen von Leuten, welche eintreten wollten. Und St. Peter fragte einen Jeden, was für eine Religion er habe. Der Eine antwortete: ich bin römischer Katholik. Gut, sagte St. Peter, treten Sie ein und nehmen Sie Platz unter den Katholiken. Ein Anderer sagte, er gehöre zur anglikanischen Kirche. Gut, sagte der heilige Petrus, treten Sie ein und nehmen Sie Platz unter den Anglikanern. Ein Anderer wiederum sagte, er sei ein Quäker. Treten Sie ein, sagte der heilige Petrus, und nehmen Sie Platz unter den Quäkern. Endlich kam auch die Reihe an mich, und er fragte, was für eine Religion ich habe. Ach, antwortete ich, unglücklicherweise hat der arme Jacques Montresor gar keine. Das ist Schade, sagte der Heilige, ich weiß nicht, wo ich Sie placiren soll; indeß treten Sie immer ein, Sie können sich setzen, wo Sie Platz finden."

Bemerkungen über die Wilden in Nordamerika.

Wilde nennen wir sie, weil ihre Sitten nicht sind, wie die unsern, die wir für die vollkommenste Civilisation halten; sie denken dasselbe von den ihrigen.

Könnten wir die Sitten der verschiedenen Nationen mit Unpartheilichkeit untersuchen, so würden wir vielleicht kein Volk so roh finden, daß es ohne alle Regeln der Höflichkeit wäre; noch eins so verfeinert, daß es nicht noch einige Ueberbleibsel von Rohheit an sich trüge.

Die indianischen Männer sind Jäger und Krieger, so lange sie jung sind, Rathgeber in ihrem Alter; denn ihre ganze Regierung richtet sich nach dem Rath der Weisen; da ist keine Gewalt, da sind keine Gefängnisse, keine Beamte, um Gehorsam zu erzwingen oder Strafen aufzulegen. Darum legen sie sich allgemein auf Beredsamkeit, denn der beste Sprecher hat den meisten Einfluß. Die indianischen Frauen bebauen den Boden, richten die Speisen an, ernähren und erziehen die Kinder und bewahren und überliefern der Nachwelt die Kunde von den öffentlichen Begebenheiten. Diese Beschäftigungen der Männer und Frauen werden für natürlich und

ehrenhaft gehalten. Da sie nur wenig künstliche Bedürfnisse haben, bleibt ihnen Muße im Ueberfluß zur Ausbildung durch gesellige Unterhaltung. Unsere mühsame Lebensweise halten sie im Vergleich mit der ihrigen für sclavisch und niedrig; und die Gelehrsamkeit, die wir so hoch schätzen, betrachten sie als frivol und nutzlos. Hievon kam ein Beispiel vor bei dem Vertrag von Lancaster in Pennsylvanien, zwischen der Regierung von Virginien und den sechs Nationen im Jahre 1744. Nachdem das Hauptgeschäft abgemacht war, unterrichteten die Commissäre von Virginien die Indianer durch eine Rede, es gebe in Williamsburg ein Gymnasium mit einem Fond zur Erziehung junger Indianer; und wenn die Häuptlinge der sechs Nationen ein halbes Dutzend von ihren Söhnen in jenes Gymnasium hinunter senden wollten, so würde die Regierung Sorge tragen, daß sie mit Allem wohl versehen und in allen Kenntnissen des weißen Volkes unterrichtet werden sollten. Es ist eine von den indianischen Höflichkeitsregeln, einen öffentlichen Vorschlag nicht an demselben Tage zu beantworten, an dem er gemacht ist; sie glauben, das würde aussehen, als behandele man ihn wie eine leichte Sache, und sie wollen ihm Achtung beweisen dadurch, daß sie sich Zeit nehmen, ihn zu erwägen, als wäre es eine Sache von Wichtigkeit. Sie verschoben darum ihre Antwort bis auf den folgenden Tag. Ihr Sprecher begann damit, kund zu thun, daß sie den guten Willen der Regierung von Virginien in jenem Anerbieten tief empfinden; „denn wir wissen," sagt er, „daß Ihr die Art von Kenntnissen, die in jenen Schulen gelehrt werden, sehr hoch schätzt, und daß die Unterhaltung unserer jungen Männer während ihres Aufenthalts daselbst Euch sehr viel Geld kosten würde. Wir sind darum überzeugt, daß Ihr uns durch Euren Vorschlag eine Wohlthat zu erweisen beabsichtigt; und dafür danken wir Euch herzlich. Da Ihr aber weise seid, so müßt Ihr wissen, daß verschiedene Nationen verschiedene Begriffe von den Dingen haben; und Ihr werdet es deßhalb nicht übel nehmen, wenn unsere Ansichten über diese Art von Erziehung nicht dieselben sind, wie die Eurigen. Wir haben einige Erfahrungen darin gemacht; früher einmal wurden mehrere von unsern jungen Leuten auf den hohen Schulen der nördlichen Provinzen auferzogen; sie wurden in allen Euren Wissenschaften unterrichtet; als sie aber zu uns zurückkamen, waren sie schlechte Läufer, unbekannt mit allen Mitteln, in den Wäldern zu leben, unfähig, Kälte oder Hunger zu ertragen, und verstanden we-

der eine Hütte zu bauen, noch ein Stück Wild zu fangen, noch einen Feind zu tödten. Dazu sprachen sie unsere Sprache schlecht, und waren daher weder auf der Jagd, noch im Kriege, noch im Rath zu gebrauchen. Kurz, sie waren zu Allem total verdorben. Darum sind wir Euch aber für Euer gütiges Anerbieten nicht weniger verbunden, wenn wir uns auch bewogen finden, es ablehnen zu müssen. Und um Euch unser Dankgefühl zu beweisen: wenn die Herren von Virginien uns ein Dutzend von ihren Söhnen schicken wollen, so werden wir sie auf das Sorgfältigste erziehen, sie in Allem unterrichten, was wir wissen, und Männer aus ihnen machen."

Da sie viele Gelegenheit haben, öffentliche Rathsversammlungen zu halten, so haben sie sich sehr viel Takt und Feinheit in der Leitung derselben erworben. Die alten Männer sitzen in der vordersten Reihe, die Krieger in der nächsten und die Frauen und Kinder in der hintersten. Die Aufgabe der Frauen ist es, genau acht zu geben, was vorgeht, es in ihr Gedächtniß einzuprägen, (denn sie schreiben Nichts auf), und ihren Kindern mitzutheilen. Sie sind die lebendigen Annalen des Raths, und sie bewahren die Tradition der Bestimmungen in Verträgen hundert Jahre hinauf, und wenn wir dieselbe mit unsern geschriebenen Akten vergleichen, so finden wir sie immer vollkommen richtig. Wer sprechen will, steht auf. Die übrigen beobachten ein tiefes Stillschweigen. Wenn er geendigt und sich niedergesetzt hat, lassen sie ihm fünf oder sechs Minuten zum Nachsinnen, damit er, falls er etwas übergangen, was er zu sagen beabsichtigt, oder noch etwas zuzufügen hat, wieder aufstehn und es nachtragen kann. Einen andern zu unterbrechen, selbst in der gewöhnlichen Unterhaltung, gilt für äußerst unschicklich. Wie verschieden ist das von der Haltung des civilisirten brittischen Unterhauses, wo kaum ein Tag vergeht ohne irgend eine Verwirrung, die den Sprecher heiser macht durch das Rufen nach Ordnung! und wie verschieden von der Unterhaltungsweise in manchen feingebildeten Gesellschaften von Europa, wo man mit großer Hast seine Meinung vorbringen muß, oder durch die ungeduldige Schwatzhaftigkeit derer, mit denen man spricht, mitten in seiner Rede unterbrochen und stets verhindert wird, sie zu endigen!

Die Feinheit in der Unterhaltung wird von diesen Wilden in der That bis zum Exceß getrieben, denn sie erlaubt ihnen nicht, die Wahrheit von dem zu bestreiten und zu leugnen, was in ihrer Gegenwart behauptet wird. Dadurch vermeiden sie freilich Zwistig-

keiten; aber es wird dann auch schwer, ihre Meinung zu erfahren, oder was für einen Eindruck man auf sie macht. Die Missionäre, welche versucht haben, sie zum Christenthum zu bekehren, klagen hierüber Alle als eine der größten Schwierigkeiten ihrer Mission. Die Indianer hören ganz geduldig die Wahrheiten des Evangeliums aus einander setzen und geben ihre gewöhnlichen Zeichen von Zustimmung und Beifall: Man sollte glauben, sie wären überzeugt. Kein Gedanke daran, Es ist bloße Höflichkeit.

Ein schwedischer Pfarrer versammelte einmal die Häuptlinge der Susquehanna Indianer und hielt eine Predigt, darin er sie mit den hauptsächlichsten historischen Thatsachen, auf welche unsere Religion sich gründet, bekannt machte, wie zum Beispiel dem Fall unserer ersten Aeltern durch einen Apfelbiß, der Sendung Christi, um uns von dem Verderben zu erlösen, seinen Wundern und Leiden ꝛc. — Als er geendet hatte, stand ein indianischer Redner auf und dankte ihm. „Was du uns gesagt hast," sprach er, „ist Alles sehr gut. Es ist in der That böse, Aepfel zu essen. Es ist besser, aus allen Wein zu machen. Wir sind dir sehr verbunden, daß du so gütig warest, so weit herzukommen, um uns diese Dinge zu erzählen, welche du von deinen Müttern gehört hast. Zum Dank dafür will ich dir einige von denen erzählen, welche wir von den unsern gehört haben."

„Im Anfang hatten unsere Väter zu ihrem Lebensunterhalt nur das Fleisch von den Thieren, und wenn ihre Jagd unglücklich ausfiel, so mußten sie Hungers sterben. Da begegnete es sich einmal, daß zwei von unsern jungen Jägern ein Wildprett erlegt hatten und sich in den Wäldern ein Feuer machten, um einige Stücke davon zu braten. Als sie nun grade daran waren, ihren Hunger zu beschwichtigen, siehe, da stieg ein schönes junges Weib aus den Wolken hernieder und setzte sich auf jenen Hügel, den du dort unter den blauen Bergen siehst. Und sie sprachen zu einander: das ist ein Geist, der vielleicht unsern Wildbraten gerochen hat und wünscht davon zu essen: laßt uns ihr etwas anbieten. Und sie reichten ihr die Zunge: die schmeckte ihr sehr gut, und sie sagte zu ihnen: Eure Güte soll belohnt werden; kommt über 13 Monate an diesen Platz, und Ihr sollt etwas finden, das wird Euch eine große Wohlthat sein für Eure und Eurer Kinder Ernährung bis auf die spätesten Geschlechter. Sie thaten also und fanden zu ihrem Erstaunen Pflanzen, die sie vorher nie gesehen; die aber seit jener alten Zeit beständig unter uns gebaut werden zu unserm großen Vortheil.

Wo ihre rechte Hand den Boden berührt hatte, da fanden sie Mais; wo ihre linke Hand ihn berührt hatte, fanden sie Bohnen, und wo sie mit ihrem Rücken angelehnt, da fanden sie Taback." Der gute Missionär war voll Ekel über diese alberne Fabel und sprach: „Was ich Euch verkündete, waren heilige Wahrheiten, aber was Ihr mir da erzählt, ist Nichts als Fabel, Dichtung, Lüge." Der Indianer war darob verletzt und erwiederte: „Mein Bruder, es scheint, deine Freunde haben dir keine Gerechtigkeit widerfahren lassen in deiner Erziehung; sie haben dich nicht gut unterrichtet in den Regeln der gewöhnlichen Höflichkeit. Du sahest, daß wir, die wir jene Regeln kennen und ausüben, alle deine Mährchen glaubten, warum weigerst du dich, die unsern zu glauben?"

Wenn Einer von ihnen in unsere Städte kommt, ist unser Volk geneigt, sich um sie zu versammeln, sie anzustarren und ihnen zur Last zu fallen, wo sie für sich zu sein verlangen; dies halten sie für eine große Rohheit, und für die Wirkung des Mangels an Erziehung in den Regeln der Höflichkeit und guten Sitten. „Wir sind," sagen sie, „eben so neugierig, als Ihr, und wenn Ihr in unsere Städte kommt, wünschen wir Gelegenheit zu finden, Euch anzusehen; aber dann verstecken wir uns hinter einen Busch, wo Ihr vorbei kommt und drängen uns nie in Eure Gesellschaft ein."

Ihre Manier, einander in ihren Dörfern zu besuchen, hat gleichfalls ihre Regeln. Es gilt für unhöflich, wenn reisende Fremde gradezu in ein Dorf eintreten, ohne erst ihre Annäherung bemerklich zu machen. Sobald sie daher so weit gekommen sind, daß man sie hören kann, halten sie an und halloo'en und bleiben am Platze, bis man sie einladet, hereinzukommen. Zwei alte Männer kommen gewöhnlich zu ihnen heraus und führen sie hinein. In jedem Dorfe ist eine leere Wohnung, genannt das Fremdenhaus. Da werden sie untergebracht, während die zwei alten Männer von Hütte zu Hütte herumgehen, die Einwohner benachrichtigen, daß Fremde angekommen, die wahrscheinlich hungrig und müde seien; und Jeder sendet ihnen, was er von seinen Lebensmitteln entbehren kann, und Felle zum Lager. Haben sich die Fremden erfrischt, werden Pfeifen und Taback herbeigebracht; und dann, aber nicht vorher, beginnt die Unterhaltung mit Fragen, wer sie sind, wohin sie wollen, was für Neuigkeiten sie wissen &c., und sie endet gewöhnlich mit Anerbietungen von Diensten, wenn die Fremden eines Führers bedürfen, oder

von allerlei Vorräthen zur Fortsetzung ihrer Reise; und für die Bewirthung wird Nichts gefordert.

Dieselbe Gastfreundschaft, die man unter ihnen als eine der vorzüglichsten Tugenden schätzt, wird von Privatpersonen ausgeübt. Davon erzählte mir Conrad Weiser, unser Dollmetscher, das folgende Beispiel. Er war unter den sechs Nationen naturalisirt und sprach die Mohawk Sprache sehr gut. Als er durch das Gebiet der Indianer reiste, um eine Botschaft von unserm Gouvernör an den Rath zu Onondaga zu bringen, sprach er ein in der Wohnung von Canassetego, einem alten Bekannten, der ihn umarmte, Felle für ihn niederbreitete, darauf zu sitzen, ihm gekochte Bohnen und Wild vorsetzte, und einen Trunk aus Rum und Wasser für ihn mischte. Als er sich vollkommen erfrischt und seine Pfeife angesteckt hatte, begann Canassetego sich mit ihm zu unterhalten; fragte ihn, wie es ihm die vielen Jahre gegangen, seit sie einander nicht gesehen, woher er jetzt käme, was die Reise veranlaßt rc. Conrad beantwortete alle seine Fragen; und als die Unterhaltung anfing, zu stocken, sagte der Indianer, um sie fortzusetzen: „Conrad, du hast lange unter dem weißen Volke gelebt und weißt etwas von seinen Gebräuchen; ich bin mitunter in Albany gewesen und habe bemerkt, daß sie einmal während sieben Tagen ihre Läden schließen und sich alle in einem großen Hause versammeln: Sag' mir, wofür ist das? Was machen sie da?" „Sie kommen da zusammen," sagt Conrad, „um gute Dinge zu hören und zu lernen." „Ich zweifle nicht," sagt der Indianer, „daß sie dir das sagen; sie haben mir dasselbe gesagt: aber ich glaube, es ist nicht wahr, was sie sagen, und ich will dir meine Gründe sagen. Letzthin ging ich nach Albany, um meine Felle zu verkaufen und Decken, Messer, Pulver, Rum rc. rc. einzuhandeln. Du weißt, ich hatte in der Regel mit Hans Hanson zu thun; dies Mal war ich aber geneigt, einige andere Kaufleute zu versuchen. Zuerst sprach ich jedoch beim Hans vor und fragte ihn, was er für den Biber geben wolle. Er sagte, er könne nicht mehr geben als vier Schillinge für's Pfund: aber, sagt er, ich kann jetzt nicht über Geschäftssachen sprechen; heute ist der Tag, wo wir zusammen kommen, um gute Dinge zu lernen, und ich gehe eben jetzt in die Versammlung. So dachte ich bei mir selbst, da du heute doch kein Geschäft machen kannst, so kannst du eben so gut auch in die Versammlung gehen, und ich ging mit ihm. Da trat ein Mann in einem schwarzen Rock auf und begann in einem sehr ärgerlichen

Tone zu den Leuten zu reden. Ich verstand nicht, was er sagte; aber da ich bemerkte, daß er viel nach mir und nach Hanson sah, dachte ich, er wäre ärgerlich darüber, mich da zu sehen; so ging ich denn hinaus, setzte mich an dem Hause nieder, schlug Feuer, steckte meine Pfeife an und wartete, bis die Versammlung aufbrach. Nebenbei dachte ich auch, der Mann habe etwas von dem Biber erwähnt, und ich argwöhnte, er möchte der Gegenstand ihrer Versammlung sein. Als sie darum herauskamen, rief ich meinen Kaufmann an. Nun, Hans, sagte ich, ich hoffe, du hast dich entschlossen, mehr als vier Schillinge für's Pfund zu geben? Nein, sagt er, ich kann nicht mehr geben, als drei Schilling und sechs Pence. Ich sprach dann mit mehren andern Händlern, aber sie sangen alle dasselbe Lied . . . drei Schilling und sechs Pence . . . drei Schilling und sechs Pence. Dies machte mir es deutlich, daß mein Verdacht gegründet war; und daß, mochten sie behaupten, so viel sie wollten, sie kämen zusammen, um gute Dinge zu lernen, der wahre Zweck war, zu berathen, wie man die Indianer im Pelzhandel betrügen könne. Denk nur ein wenig nach, Conrad, und du mußt meiner Meinung sein. Wenn sie so oft zusammen kämen, um gute Dinge zu lernen, dann würden sie gewiß schon längst welche gelernt haben. Aber sie sind darin noch unwissend. Du weißt, wie es uns geht.

Wenn ein weißer Mann durch unser Land reist und in eine von unsern Hütten einkehrt, dann behandeln wir ihn alle, wie ich dich behandle; wir trocknen ihn, wenn er naß ist, wir wärmen ihn, wenn er friert, und wir geben ihm Speise und Trank, um seinen Hunger und Durst zu stillen; und wir breiten Felle für ihn aus, darauf zu ruhen und zu schlafen: dafür fordern wir Nichts zurück. Aber wenn ich in eines weißen Mannes Haus in Albany gehe und Speise und Trank fordere, dann ruft er: Wo ist dein Geld? Und habe ich keins, da heißt es: Hinaus, du indianischer Hund! Du siehst, sie haben noch nicht einmal die wenigen guten Dinge gelernt, die zu lernen wir keine Versammlungen gebrauchen, weil unsere Mütter sie uns gelehrt, da wir noch Kinder waren; und deßhalb ist es auch unmöglich, daß ihre Versammlungen solch einen Zweck oder solch eine Wirkung haben können; sie werden einzig gehalten, um Pläne zu schmieden, die Indianer im Pelzhandel zu betrügen."

Unterweisung für diejenigen, welche Lust haben, nach Amerika auszuwandern.

Während Franklin als bevollmächtigter Minister der Vereinigten Staaten mit den europäischen Höfen unterhandelte, war er auch unermüdlich thätig, der Republik der neuen Welt die Herzen der europäischen Völker zu gewinnen, und nützliche Bürger für sie anzuwerben. Dazu war aber Nichts erforderlich, als eine treue Darstellung der amerikanischen Verhältnisse. In diesem Sinne veranstaltete er eine französische Uebersetzung der Bundesartikel (Articles of Confederation) und der Constitutionen aller einzelnen Staaten.*) Dieselben erschienen zusammen in Einem Bande und wurden auf Franklins Bemühen in Tausenden von Exemplaren unter das Volk gebracht. Zu demselben Zweck schrieb er mehrere Aufsätze über den innern Zustand von Amerika, über seine Hülfsquellen und den dadurch bedingten Credit 2c., namentlich aber auch die nachfolgende Schrift. Einige Einzelnheiten in derselben sind vielleicht veraltet und finden in unserer Zeit keine volle Anwendung mehr, in allem Wesentlichen aber gilt sie noch heute so gut, wie um das Jahr 1780, wo sie zuerst veröffentlicht wurde. Der Auswanderer, der im Begriff ist, seine europäische Heimath zu verlassen, so wie der neue Ankömmling in Amerika kann nichts Nützlicheres und Belehrenderes lesen, als diese Unterweisung von einem seiner besten Freunde.

Da viele Personen in Europa gegen den Schreiber dieses, der mit Nord-Amerika wohl bekannt ist, den Wunsch ausgesprochen haben, in jenes Land über zu fahren und sich daselbst niederzulassen, sich aber aus Unwissenheit falsche Begriffe und Erwartungen davon gemacht haben, was dort zu finden ist: so glaubt er, daß es von Nutzen sein und beschwerliche, theure und fruchtlose Umzüge und Reisen von ungeeigneten Personen verhindern kann, wenn er einige deutlichere und richtigere Begriffe von jenem Theile der Welt giebt, als bisher geherrscht zu haben scheinen.

Wie er findet, bilden Viele sich ein, die Einwohner von Nord-Amerika seien reich und im Stande und geneigt, alle Arten von geistiger Befähigung zu belohnen, zu gleicher Zeit aber aller Wissenschaften unkundig, und folglich müßten Fremde von Talent für schöne Litteratur, schöne Künste 2c. sehr hoch geschätzt und so hoch bezahlt werden, daß es ihnen gar nicht fehlen könne, selbst reich zu werden; ferner denkt man sich, dort seien auch eine große Menge von einträglichen Aemtern offen, welche die Eingebornen nicht auszufüllen im Stande seien, und da es nur wenige Personen von Familie unter ihnen gebe, so ständen Fremde von Geburt unter ihnen

---

*) Die Constitution der Vereinigten Staaten war damals noch nicht an's Licht getreten.

in großem Ansehen und müßten also natürlich die besten von diesen Aemtern erhalten, wodurch sie alle ihr Glück machen würden: überdieß bezahle die Regierung, um die Auswanderungen von Europa zu ermuntern, nicht nur die Kosten der persönlichen Ueberfahrt, sondern gebe dem Fremden auch umsonst Land nebst Negern zur Bearbeitung, Hausgeräth und Viehstand. Das sind Alles wilde Vorstellungen, und diejenigen, welche mit Erwartungen, die sich darauf stützen, nach Amerika gehen, werden sich sicherlich getäuscht finden.

Die Wahrheit ist, wenn in jenem Lande auch wenig Menschen so elend sind, wie die Armen von Europa, so sind daselbst auch sehr wenige, welche man in Europa reich nennen würde; es ist vielmehr ein glücklicher Mittelstand allgemein vorherrschend. Es giebt daselbst wenig große Grundbesitzer und wenig Pächter. Die meisten Leute bebauen ihre eigenen Felder, oder treiben ein Handwerk oder handeln; sehr wenige sind reich genug, um müssig von ihren Renten oder Einkünften leben oder für Gemälde, Statuen, Gebäude und andere Kunstwerke, die mehr merkwürdig, als nützlich sind, so hohe Preise zahlen zu können, als man in Europa dafür giebt. Darum haben auch natürliche Genies, die mit solchen Talenten in Amerika zur Welt gekommen sind, allemal jenes Land verlassen und sind nach Europa gegangen, wo sie angemessener belohnt werden können. Es ist wahr, Litteratur und mathematische Kenntnisse werden daselbst geschätzt, aber sie sind zu gleicher Zeit auch gewöhnlicher, als man glaubt; es existiren daselbst schon neun hohe Schulen oder Universitäten, nämlich vier in New-England und je eine in New-York, New-Jersey, Pennsylvanien, Maryland und Virginien, die alle mit gelehrten Professoren versehen sind; außerdem eine Anzahl kleinerer Akademien. Diese erziehen viele junge Leute in den Sprachen und den Wissenschaften, durch welche sie zu Geistlichen, Juristen und Aerzten qualificirt werden. Freilich sind Fremde von der Ausübung dieser Geschäfte keineswegs ausgeschlossen, und die schnelle Vermehrung der Einwohner an allen Orten giebt ihnen Gelegenheit zur Beschäftigung, welche sie mit den Eingebornen gemein haben. Bürgerliche Aemter oder Anstellungen giebt es wenige; keine überflüssigen, wie in Europa, und in einigen von den Staaten ist es als Regel festgesetzt, daß kein Amt so vortheilhaft sein sollte, um es wünschenswerth zu machen. Der 36. Artikel der Constitution von Pennsylvanien lautet wörtlich, wie folgt: „Da jeder Freimann, um seine Unabhängigkeit zu erhalten (wenn er kein hinrei-

chendes Vermögen hat), eine Profession, Beruf, Geschäft oder Farm haben sollte, wovon er redlich leben kann, so kann es für uns keine Nothwendigkeit und keinen Nutzen geben, vortheilhafte Aemter zu gründen, deren gewöhnliche Wirkungen bei denen, welche sie inne haben oder danach streben, Abhängigkeit und Servilität, Eigenschaften, die zu Freimännern nicht passen, und beim Volke Parteiung, Streit, Bestechung und Unordnung sind. Wenn darum ein Amt durch Vermehrung der Sporteln oder sonst so vortheilhaft wird, daß es mehrere veranlaßt, sich darum zu bewerben, so sollen seine Einkünfte von der Legislatur vermindert werden."

Da nun diese Ideen mehr oder weniger in allen Vereinigten Staaten vorwalten, so kann es für einen Mann, der zu Hause seinen Lebensunterhalt hat, sich nicht der Mühe verlohnen, in der Hoffnung, in Amerika ein vortheilhaftes bürgerliches Amt zu erhalten, sein Vaterland zu verlassen. Und was militärische Posten betrifft, so hören sie mit dem Kriege auf, denn da werden die Armeeen entlassen. Noch weit weniger rathsam ist es für denjenigen, dahin zu gehen, der zu seiner Empfehlung nichts Anderes mitbringt, als seine Geburt. In Europa hat dieselbe in der That ihren Werth; aber sie ist eine Waare, die auf keinen schlechteren Markt gebracht werden kann, als nach Amerika, wo die Leute in Bezug auf einen Fremden nicht fragen: Was ist er? sondern: Was kann er thun? Versteht er sich auf irgend eine nützliche Kunst, so ist er willkommen, und übt er sie aus und beträgt sich gut, so wird er von Allen hochgeachtet, die ihn kennen; aber ein bloßer Mann von Stande, der auf diesen Titel hin durch ein Amt oder Gehalt vom Publikum leben will, wird verschmäht und gering geschätzt. Der Bauer ist dort in Ehren und auch der Handwerker, weil ihre Beschäftigungen nützlich sind. Das Volk pflegt zu sagen: Gott der Allmächtige ist selbst ein Handwerker, der größte im Universum, und man verehrt und bewundert ihn mehr wegen der Mannichfaltigkeit und sinnreichen Nützlichkeit seiner Arbeiten, als wegen des Alters seiner Familie. Sie freuen sich über die Bemerkung eines Negers und erwähnen sie häufig, nämlich: „Boccarora (d. h. der weiße Mann) macht den schwarzen Mann arbeiten, macht das Pferd arbeiten, macht den Ochsen arbeiten, macht jedes Ding arbeiten, nur das Schwein nicht. Es, das Schwein, arbeitet nicht; es ißt, es trinkt, es geht spazieren, es geht schlafen, wenn es Lust hat, es

lebt, wie ein Baron." Und weil die Amerikaner solcherlei Meinungen haben, so würde Einer von ihnen sich einem Genealogen, der ihm beweisen könnte, seine Vorfahren und Verwandten seien 10 Generationen hindurch Ackerleute, Grobschmiede, Tischler, Dreher, Weber, Gerber oder Schuster und folglich nützliche Mitglieder der Gesellschaft gewesen, mehr verbunden sein, als wenn er ihm beweisen könnte, daß sie Barone waren, die Nichts von Werth thaten, sondern müssig lebten von der Arbeit Anderer, bloße fruges consumere nati *) und sonst zu Nichts taugten, bis durch ihren Tod ihr Vermögen, wie der Leichnam von des Negers Baron-Schwein zur Vertheilung kam.

Was die Ermuthigungen der Fremden von Seiten der Regierung betrifft, so bestehen sie wirklich in Nichts, als was gute Gesetze und die Freiheit geben. Fremde sind willkommen, weil es daselbst Platz giebt für sie alle, und eben darum sind die alten Einwohner nicht mißgünstig gegen sie; die Gesetze beschützen sie zur Genüge, daher sie die Gönnerschaft großer Männer nicht nöthig haben; und jeder Mann wird in Sicherheit den Ertrag seines Fleißes genießen. Bringt er aber kein Vermögen mit, so muß er arbeiten und fleißig sein, um zu leben. Ein oder zwei Jahre Aufenthalt giebt ihm alle Rechte eines Bürgers; aber, mag sie in früheren Zeiten gethan haben, was sie will, gegenwärtig kauft die Regierung keine Leute, um Ansiedler zu werden, dadurch daß sie ihnen ihre Ueberfahrt bezahlt, und ihnen Land, Neger, Hausgeräth, Vieh oder sonst etwas giebt. Kurz, Amerika ist das Land der Arbeit, und keinesweges, was die Engländer „Lubberland" und die Deutschen Schlaraffenland nennen, wo die Straßen mit Zuckerhüten gepflastert, und die Häuser mit Pfannekuchen gedeckt sind, und wo die gebratenen Tauben in der Luft herumfliegen und schreien: Komm, iß mich!

Was für eine Art von Leuten sind es also, für die eine Auswanderung nach Amerika vortheilhaft sein kann? Und was für Vortheile können sie vernünftiger Weise erwarten?

Da wegen der ungeheueren Wälder, die noch unbewohnt sind und wahrscheinlich in einem Jahrhundert noch nicht besetzt sein werden, der Boden in jenem Lande billig ist, so daß man in manchen Plätzen an den Grenzen ein Eigenthum von 100 Ackern fruchtbaren Bodens für 8 bis 10 Guineen erwerben kann, so können frische junge Arbei-

*) Früchte zu essen geboren.

ter, die sich auf Getreidebau und Viehzucht verstehen, welche in jenem Lande fast ebenso sind, wie in Europa, sich daselbst leicht ansiedeln. Ein wenig Geld, erspart von dem guten Lohn, den sie dort bekommen, so lange sie für Andere arbeiten, setzt sie in den Stand, Land zu kaufen und ihre Anpflanzung zu beginnen, wobei ihnen von dem guten Willen ihrer Nachbarn und einigem Credit geholfen wird. Massen von armen Leuten aus England, Irland, Schottland und Deutschland sind auf diesem Wege in wenig Jahren wohlhabende Farmer geworden, die in ihren eigenen Ländern, wo alles Land vollständig besetzt und der Arbeitslohn niedrig ist, sich niemals hätten aus dem Zustande der Armuth erheben können, worin sie geboren waren.

Die Reinheit der Luft, die Gesundheit des Klima's, der Ueberfluß an guten Nahrungsstoffen und die Ermunterung zu frühen Heirathen durch die Gewißheit, in der Bebauung der Erde ein sicheres Brod finden zu können, machen die Vermehrung der Bevölkerung in Amerika auf dem Wege natürlicher Fortpflanzung reißend schnell, und der stetige Zufluß von Fremden beschleunigt sie noch mehr. Daher ist fortwährende Nachfrage nach mehr Arbeitern in allen nothwendigen und nützlichen Handwerken, um jene Bebauer der Erde mit Häusern zu versehen und mit Möbeln und Hausgeräthen von der gröberen Sorte, die sich nicht gut von Europa einführen lassen. Erträglich gute Arbeiter in irgend einer von diesen mechanischen Künsten können sicher darauf rechnen, Beschäftigung zu finden und für ihre Arbeit gut bezahlt zu werden, denn dort giebt es keine Schranken, die einen Fremden hindern, irgend eine Kunst auszuüben, die er versteht, noch ist dazu irgend eine Erlaubniß nöthig. Wenn sie arm sind, so beginnen sie zuerst als Dienstboten oder als Gesellen; und sind sie nüchtern, fleißig und mäßig, so werden sie bald Meister, errichten ein eigenes Geschäft, heirathen, gründen Familien und werden angesehene Bürger.

Deßgleichen haben Personen von mäßigem Vermögen und Kapital, welche eine Reihe Kinder zu versorgen haben und sie zu einem industriellen Leben aufzuziehen und ihren Nachkommen Vermögen zu sichern wünschen, in Amerika Gelegenheit, dieß zu thun, welche ihnen in Europa nicht geboten ist. Dort können dieselben einträgliche mechanische Arbeiten erlernen und ausüben, ohne dadurch geschändet zu werden, im Gegentheil verschaffen dergleichen Fähigkeiten ihnen Respekt. Kleine Kapitalien in Ländereien angelegt, welche durch

die Zunahme der Bevölkerung täglich werthvoller werden, eröffnen daselbst für die Zukunft diesen Kindern eine sichere Aussicht auf bedeutendes Vermögen. Der Schreiber dieses hat verschiedene Beispiele von großen Landstrecken gekannt, die an der damaligen Grenze von Pennsylvanien für 10 Pfund per hundert Acker gekauft wurden, und nachher als die Ansiedlungen sich weit über sie ausgedehnt hatten, ohne Anstand für 3 Pfund per Acker wieder verkauft wurden, ohne daß irgend etwas darauf gearbeitet war. Der Acker in Amerika ist derselbe mit dem englischen oder dem Acker von der Normandie.

Diejenigen, welche den Zustand der Regierung in Amerika kennen zu lernen wünschen, würden wohl daran thun, die Constitutionen der verschiedenen Staaten zu lesen und die Bundesartikel, welche das Ganze für allgemeine Zwecke zusammenhalten, unter der Direction von Einer gesetzgebenden Versammlung, dem Congreß. Diese Constitutionen sind auf Anordnung des Congresses in Amerika gedruckt worden; auch sind davon zwei Ausgaben in London erschienen und in Paris ist kürzlich eine gute französische Uebersetzung derselben veröffentlicht.

Mehrere Fürsten von Europa haben in der Voraussetzung, es sei vortheilhaft, alle Waaren und alle Manufacturen in ihren eigenen Staaten zu produciren und dadurch die Einfuhr zu vermindern oder überflüßig zu machen, sich bemüht, durch hohe Gehälter, Privilegien 2c. Arbeiter aus andern Ländern herbeizulocken. Viele Personen, die vorgeben, in verschiedenen großen Fabrikarbeiten geschickt zu sein, bilden sich ein, Amerika müsse sie nothwendig entbehren, und der Congreß sei vielleicht geneigt, die oben erwähnten Fürsten nachzuahmen. Daher haben sie sich erboten, dahin auszuwandern unter der Bedingung, daß man ihnen die Ueberfahrt bezahle, Land schenke, Gehälter aussetze, ausschließliche Privilegien gebe auf eine Reihe von Jahren 2c. Wenn solche Personen die Bundesartikel lesen wollen, so werden sie finden, daß dem Congreß weder Macht noch Geld für dergleichen Zwecke übertragen wird, und daß, falls überhaupt eine solche Ermuthigung gegeben wird, sie nur von der Regierung eines der einzelnen Staaten ausgehen kann. Dieß ist jedoch in Amerika selten geschehen; und wenn es geschehen ist, so hat es selten geglückt, eine Fabrik zu gründen, wofür das Land noch nicht reich genug ist, um Privatpersonen zu ermuthigen, sie zu errichten. Denn erstens ist die Arbeit daselbst im Allgemeinen zu theuer, und dann

ist es schwer, die Arbeiter zusammenzuhalten, da Jeder danach verlangt, Meister zu werden, und die Billigkeit des Bodens Manche geneigt macht, ihre Gewerbe zu verlassen und zum Ackerbau überzugehen. Einzelne haben in der That Erfolg gehabt und bestehen mit Vortheil fort; aber das sind in der Regel solche, die nur wenig Arbeiter erfordern, und in denen ein großer Theil der Arbeit von Maschinen gethan wird. Güter, die viel Ballast machen und von so geringem Werthe sind, daß sie nicht gut die Frachtkosten tragen, lassen sich oft im Lande billiger herstellen, als sie eingeführt werden können, und die Fabrikation solcher Güter wird sich vortheilhaft zeigen, wo hinreichende Nachfrage ist. Die Farmer in Amerika produciren in der That eine gute Portion Wolle und Flachs; und davon wird Nichts exportirt, Alles wird verarbeitet; das geschieht aber auf dem Wege häuslicher Manufactur zum Gebrauch der Familie. Der Ankauf von großen Quantitäten von Wolle und Flachs mit der Absicht, Spinner, Weber rc. zu beschäftigen und große Etablissements für die Production von Leinen und Wollenwaaren zu gründen, ist verschiedene Male in verschiedenen Provinzen versucht worden; aber die Versuche sind in der Regel gescheitert, da sich Güter von gleichem Werth billiger importiren lassen. Und wenn man die Regierungen aufforderte, dergleichen Pläne durch Geld oder durch Eingangsteuern auf solche Güter zu unterstützen, so haben sie es in der Regel ausgeschlagen aus diesem Princip, daß sobald das Land für die Fabrikation reif ist, dieselbe von Privatpersonen mit Vortheil betrieben werden kann, wo nicht, da ist es eine Thorheit, daran zu denken, die Natur zwingen zu können. Große Fabrikgeschäfte erfordern große Massen von Armen, die für niedrigen Lohn die Arbeit thun; diese Armen sind in Europa zu finden, aber in Amerika wird man sie nicht finden, bis alles Land in Besitz genommen und bebaut ist und die übrigen Leute, die kein Brod bekommen können, Beschäftigung verlangen. Die Seidenmanufactur, sagt man, ist in Frankreich natürlich, so wie in England die Tuchmanufactur, weil jedes Land dazu die Rohstoffe in Ueberfluß erzeugt: aber will England sowohl Seide fabriciren, als Tuch, und Frankreich sowohl Tuch, als Seide, so müssen diese unnatürlichen Operationen durch gegenseitige Verbote oder hohe Eingangssteuern auf die beiderseitigen Güter unterstützt werden, wodurch die Arbeiter in den Stand kommen, den einheimischen Consumenten durch größere Preise zu besteuern, während die höheren Löhne, die sie empfangen, sie weder reicher, noch

glücklicher machen, da sie dafür nur mehr trinken und weniger arbeiten. Deßhalb thun die Regierungen in Amerika Nichts, um solche Projecte zu ermuthigen. Auf diese Weise kann das Volk weder von dem Kaufmann, noch von dem Handwerker betrogen werden: verlangt der Kaufmann zu viel Profit auf importirte Schuhe, so kauft man vom Schuhmacher, und fordert dieser einen zu hohen Preis, so nimmt man sie vom Kaufmann: so halten die beiden Professionen sich gegenseitig im Zügel. Der Schuhmacher hat im Ganzen einen beträchtlich größeren Profit auf seine Arbeit in Amerika, als er in Europa hatte, da er seinem Preise eine Summe zusetzen kann, die fast allen Ausgaben für Fracht und Commission, Risico oder Versicherung rc. gleich kommt, denn die müssen vom Kaufmann nothwendig daraufgeschlagen werden. Ebenso ist es mit den Arbeitern in jeder andern mechanischen Kunst. Daher kommt es, daß Handwerker in Amerika meistentheils besser und leichter leben, als in Europa; und diejenigen, welche gute Haushälter sind, können sich für ihr Alter und für ihre Kinder ein hübsches Vermögen zurücklegen. Für diese ist es darum vortheilhaft, nach Amerika auszuwandern.

In den lange bewohnten Ländern Europa's sind alle Künste, Geschäfte und Professionen so übersetzt, daß es für einen armen Mann, der Kinder hat, schwer ist, sie irgendwo unterzubringen, wo sie sich einen anständigen Lebensunterhalt verdienen oder verdienen lernen können. Die Handwerker, welche künftige Concurrenten im Geschäft heranzubilden fürchten, weigern sich, Lehrlinge anzunehmen, ausgenommen gegen Geld, eigene Ernährung und dergleichen, was die Aeltern nicht einzugehen im Stande sind. Darum wächst die Jugend auf, ohne irgend eine einträgliche Kunst zu lernen, und ist sonach gezwungen, Soldaten, Knechte oder Diebe zu werden, um ihr Leben zu erhalten. In Amerika nimmt die rasche Zunahme der Bevölkerung jene Furcht vor der Concurrenz weg, und die Handwerker nehmen sehr gern Lehrlinge in der Hoffnung, während des letzten Theils der festgesetzten Lehrzeit, wo sie schon ausgebildet sind, von ihrer Arbeit zu profitiren. Darum wird es armen Familien leicht, ihre Kinder ausbilden zu lassen; denn die Handwerker verlangen so sehr nach Lehrlingen, daß manche von ihnen den Aeltern sogar Geld geben, damit sich Jungens von 10 bis 15 Jahren bei ihnen bis zum 21sten Jahre als Lehrlinge verbindlich machen; und manche arme Aeltern haben dadurch bei ihrer Ankunft im Lande Geld genug gewonnen, um sich zu ihrer eigenen Niederlassung hinreichendes Land

zu kaufen und den Rest ihrer Familie vom Ackerbau zu ernähren. Diese Contracte für Lehrlinge werden vor einem Magistrat gemacht, der das Uebereinkommen nach Vernunft und Gerechtigkeit regulirt, und, indem er die Bildung eines künftigen nützlichen Bürgers im Auge hat, den Meister durch einen schriftlichen Contract verpflichtet, den Lehrling während der festgesetzten Dienstzeit nicht nur gehörig mit Speise, Trank, Kleidung, Wäsche und Wohnung und am Ende seiner Lehrzeit mit einem vollständigen neuen Anzug zu versehen, sondern auch dafür zu sorgen, daß er im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet und in der Kunst oder Profession seines Meisters wohl ausgebildet werde, oder in einer andern, womit er später seinen Lebensunterhalt verdienen könne und in den Stand gesetzt werde, auch seinerseits eine Familie zu gründen. Eine Abschrift von diesem Contract wird dem Lehrling oder seinen Freunden gegeben, und der Magistrat legt eine andere zu den Akten, auf die man sich berufen kann, im Fall, daß der Meister in irgend einem Punkte sein Versprechen bricht. Dieses Verlangen unter den Meistern, mehr Hände für sich in Arbeit zu haben, bewegt sie, die Ueberfahrtskosten von jungen Leuten beider Geschlechter zu bezahlen, die sich bei ihrer Ankunft verpflichten, ihnen eins, zwei, drei oder vier Jahre zu dienen; diejenigen, welche schon ein Geschäft gelernt haben, verpflichten sich nach Verhältniß ihrer Geschicklichkeit und dem daraus folgenden unmittelbaren Werth ihres Dienstes auf eine kürzere Zeit; und diejenigen, welche noch keins gelernt haben, verpflichten sich auf längere Zeit, in Anbetracht, daß sie in einer Kunst unterrichtet werden, die sie aus Armuth in ihrem eigenen Lande nicht erlernen konnten.

Die fast allgemeinen mittleren Vermögensverhältnisse, welche in Amerika vorherrschen, zwingen daselbst alle Leute, zu ihrem Lebensunterhalte irgend ein Geschäft zu betreiben, darum werden jene Laster, die gewöhnlich aus dem Müßiggang entspringen, in großem Maße verhütet. Fleiß und beständige Beschäftigung sind große Mittel, die Moralität und Tugend einer Nation aufrecht zu halten. Daher sind böse Beispiele für die Jugend in Amerika seltener, was für die Aeltern eine angenehme Betrachtung sein muß. Dem kann man noch mit Wahrhaftigkeit beifügen, daß eine ernste Religiösität unter ihren verschiedenen Formen daselbst nicht allein geduldet, sondern auch hochgeachtet und geübt wird. Der Atheismus ist dort unbekannt, der Unglaube selten und geheim; so daß man in jenem Lande sehr alt werden kann, ohne durch das Zusammentreffen mit

einem Atheisten oder Ungläubigen in seiner Frömmigkeit entsetzt zu werden. Und das göttliche Wesen scheint seine Zufriedenheit mit der Duldsamkeit und Güte, mit welcher die verschiedenen Secten sich einander behandeln, durch den ausgezeichneten Segen offenbart zu haben, mit dem es ihm gefallen hat, das ganze Land zu überschütten.

Ueber Luxus, Müssiggang und Arbeitsamkeit.

Geschrieben im Jahre 1784.

— — — — Ich habe bis jetzt in der That noch an kein Heilmittel für den Luxus gedacht. Ich weiß auch nicht bestimmt, ob er sich in einem großen Staate überhaupt heilen läßt, noch auch, ob das Uebel an sich selbst so groß ist, als man es macht. Denken wir uns unter dem Begriff Luxus alle unnöthigen Ausgaben, und dann lassen Sie uns betrachten, ob es einem großen Lande möglich ist, Gesetze zur Verhinderung von dergleichen Ausgaben durchzuführen, und ob dieselben, wenn sie durchgeführt werden könnten, unser Volk im Allgemeinen glücklicher oder selbst reicher machen würden. Ist nicht die Hoffnung, eines Tages in den Stand zu kommen, Luxusartikel zu kaufen und zu genießen, ein großer Sporn zur Arbeit und Thätigkeit? Kann es darum nicht sein, daß der Luxus mehr producirt als consumirt, wenn ohne einen solchen Sporn das Volk träge und faul sein würde, wozu es von Natur Hang genug hat? In dieser Beziehung erinnere ich mich eines Vorfalls. Ein Bootführer der zwischen Cape May und Philadelphia beschäftigt war, hatte uns einen kleinen Dienst erwiesen, wofür er keine Bezahlung annehmen wollte. Meine Frau erfuhr, daß er eine Tochter hatte und sandte ihr zum Geschenk eine neumodige Haube. Drei Jahre nachher, als dieser Schiffer mit einem alten Farmer von Cape May, seinem Passagier, in meinem Hause war, sprach er von der Haube, und wie sehr seine Tochter sich darüber gefreut habe. „Aber," sagte er, „es wurde eine theure Haube für unsere Gemeinde." „Wie so?" „Als meine Tochter damit in der Kirche erschien, wurde sie so sehr bewundert, daß alle Mädchen beschlossen, sich solche Hauben von Philadelphia kommen zu lassen; und meine Frau und ich berechneten, daß das Ganze nicht weniger, als 100 Pfund gekostet haben konnte." „Das ist wahr," sagte der Farmer, aber Sie erzählen die Geschichte nicht ganz. Ich denke, die Haube war uns trotzdem von Nutzen, denn sie war die erste Ursache, die unsere Mädchen antrieb,

wollene Fausthandschuhe zum Verkauf in Philadelphia zu stricken, damit sie etwas verdienten, womit sie sich daselbst Hauben und Bänder kaufen könnten, und Sie wissen, daß jene Industrie seitdem fortgedauert hat und wahrscheinlich fortdauern und sich ausdehnen wird, bis sie einen viel größern Werth eingebracht hat und bessern Zwecken dient.“ — Am Ende war ich mit diesem kleinen Luxusartikel besser zufrieden, da nicht allein die Mädchen durch schöne Hauben glücklicher gemacht waren, sondern auch die Philadelphier durch die Versorgung mit warmen Handschuhen.

In unsern Handelsstädten an der Seeküste werden gelegentlich Reichthümer gesammelt. Einige von denen, welche reich werden, sind klug, führen ein eingeschränktes Leben und bewahren, was sie gewonnen haben, für ihre Nachkommen; andere können es nicht lassen, ihren Reichthum zu zeigen, gerathen in Ausschweifungen und richten sich selbst zu Grunde. Kein Gesetz kann das hindern, und vielleicht ist es auch nicht einmal immer ein Uebel für das Publikum. Der Schilling, der von einem Narren unnütz verschwendet wird, wird vielleicht von einem weiseren Manne aufgelesen, der besser weiß, was damit anzufangen ist. Darum ist er nicht verloren. Ein eitler dummer Bursche baut ein schönes Haus, möblirt es reich aus, lebt darin verschwenderisch und ruinirt sich in wenig Jahren: aber Maurer, Zimmerleute, Schmiede und andere ehrliche Handwerker sind durch die Arbeit bei ihm unterstützt, ihre Familie zu erhalten und aufzuziehen; der Farmer ist für seine Arbeit bezahlt und ermuthigt, und das Vermögen ist jetzt in besseren Händen. In einzelnen Fällen können freilich gewisse Arten von Luxus ein öffentliches Uebel sein, eben so wie er ein Privatübel ist. Exportirt eine Nation zum Beispiel ihr Vieh und ihre Leinewand, um die Einfuhr von Claret und Porter zu decken, während ein großer Theil ihrer Bevölkerung von Kartoffeln lebt und keine Hemden trägt, wodurch unterscheidet sie sich dann noch von dem Dummkopf, der seine Familie Hungers sterben läßt und seine Kleider verkauft, um sich was zu trinken zu kaufen? Ich gestehe es, unser amerikanischer Handel schlägt ein wenig in diese Richtung. Wir verkaufen an die Inseln unsere Victualien gegen Rum und Zucker, den wesentlichsten Lebensbedarf gegen Ueberfluß. Aber wir haben die Fülle und leben trotzdem sehr gut, wenn wir auch bei etwas mehr Nüchternheit reicher sein könnten.

Die ungeheure Masse Waldland, die wir noch urbar zu machen

haben, wird lange Zeit den Körper unserer Nation arbeitsam und mäßig erhalten. Will man sich eine Meinung von unserm Volke und seinen Sitten bilden, so darf man sich nicht dadurch bestimmen lassen, was man unter den Bewohnern unserer Seehäfen sieht. Die Bevölkerung der Handelsstädte kann reich und schwelgerisch sein, während das Land alle Tugenden besitzt, welche dahin zielen, das Glück und Gedeihen des Staates zu fördern. — Diese Städte werden von dem Lande nicht viel beachtet; sie werden kaum für einen wesentlichen Theil der Staaten angesehen, und die Erfahrung des letzten Krieges hat gezeigt, daß als der Feind sie in Besitz nahm, darum noch nicht nothwendig die Unterwerfung des Landes folgte, welches trotz alle dem auf das Tapferste seine Freiheit und Unabhängigkeit zu behaupten fortfuhr.

Ein politischer Rechnenmeister hat ausgerechnet, daß wenn jeder Mann und jedes Weib alle Tage nur 4 Stunden lang an etwas Nützlichem arbeitete, so würde diese Arbeit hinreichen, alle Bedürfnisse und Annehmlichkeiten des Lebens herbei zu schaffen, Mangel und Elend würden aus der Welt verschwinden und der Rest von den 24 Stunden könnte der Muße und Freude gehören.

Was also erzeugt so viel Mangel und Elend? Es ist die Beschäftigung von Männern und Frauen in Arbeiten, die weder Bedürfnisse, noch Annehmlichkeiten des Lebens produciren, denn diese verzehren zusammen mit denjenigen, welche Nichts thun, die Bedürfnisse, welche von den Arbeitsamen gewonnen werden. Betrachten wir dies näher.

Die ersten Elemente des Reichthums werden durch Arbeit aus der Erde und dem Wasser gewonnen. Ich habe Land und ziehe Korn. Wenn ich hiemit eine Familie ernähre, die Nichts thut, so wird mein Korn aufgezehrt, und am Ende des Jahres bin ich nachher nicht reicher, als ich im Anfang war. Beschäftige ich aber dieselben, während ich sie ernähre, einige mit Spinnen, andere mit Verfertigung von Backsteinen 2c. zum Bauen, dann bleibt mir der Werth meines Korns aufbehalten, und am Ende des Jahres können wir uns Alle besser kleiden und einrichten. Und wenn ich, statt einen Mann, den ich ernähre, mit Backsteinmachen zu beschäftigen, denselben anstelle, für mich zu fiedeln, dann ist das Korn, das er ißt, verloren, und von seiner Arbeit bleibt Nichts, das den Wohlstand und die Bequemlichkeit der Familie vermehrt. Um dieses Fiedlers willen werde ich da-

her um so viel ärmer, wenn nicht der Rest meiner Familie mehr arbeitet oder weniger ißt, um den Ausfall, den er verursacht, zu decken.

Man sehe umher in der Welt und betrachte die Millionen, die Nichts thun, oder Etwas, das so viel ist, wie Nichts, wenn es sich um die Bedürfnisse und Annehmlichkeiten des Lebens handelt. Was ist der ganze Handel, für welchen wir uns einander bekriegen und ermorden, als die Arbeit von Millionen für Ueberflüßigkeiten, wodurch manches Leben verloren geht wegen der beständigen Gefahren auf der See? Wie viel Arbeit wird auf den Bau und die Ausrüstung von großen Schiffen verwandt, um Thee oder Kaffee aus China und Arabien, Zucker aus Westindien und Taback aus Amerika zu holen? Diese Dinge kann man nicht Lebensbedürfnisse nennen, denn unsere Vorfahren lebten sehr vergnügt ohne sie.

Man könnte fragen: könnten alle diese Leute, die jetzt mit dem Anbau, der Anfertigung und Transportirung von Ueberflüssen beschäftigt sind, auch durch die Production von Lebensbedürfnissen erhalten werden? Ich denke, sie könnten es. Die Welt ist groß, und ein großer Theil derselben ist noch unbebaut. Viele hundert Millionen von Ackern Land in Asien, Afrika und Amerika sind noch Wald, und selbst eine große Fläche in Europa. — Auf ein hundert Ackern dieses Waldes könnte ein Mann ein wohlhäbiger Farmer werden, und hundert Tausend Menschen, die jeder damit beschäftigt wären, seine hundert Acker urbar zu machen, würden kaum einen Flecken lichten, groß genug, um vom Monde aus sichtbar zu sein, außer mit Herrschels Teleskop.

Es liegt jedoch einiger Trost in dem Gedanken, daß im Ganzen doch mehr Arbeitsamkeit und Klugheit unter den Menschen herrscht, als Faulheit und Thorheit. Daher die Vermehrung von guten Gebäuden, bebauten Farmen und reichen bevölkerten Städten über ganz Europa, während noch vor wenig Jahrhunderten nur wenige an den Küsten des mittelländischen Meeres zu finden waren; und das trotz des fortwährenden Wüthens von wahnsinnigen Kriegen, wodurch oft in Einem Jahre die Arbeit vieler Friedensjahre zerstört wird. Darum dürfen wir auch getrost hoffen, daß ein paar Kaufleute an der Küste nicht der Ruin von Amerika sein werden.

Ein Wort mehr, und ich will diesen langen, weitschweifigen Brief schließen. Fast alle Theile unseres Körpers erfordern einige Ausgaben. Die Füße verlangen Schuhe, die Beine Strümpfe; der übrige Theil des Körpers Kleidung, und der Bauch eine gute Portion Lebensmittel. Unsere Augen, so außerordentlich nützlich sie auch sind, fordern, wenn sie nicht krank sind, nur den billigen Beistand von Brillen, welche unsere Finanzen nicht sehr angreifen könnten. Aber die Augen von andern Leuten sind es, die uns zu Grunde richten. Wären Alle außer mir blind, so würde ich weder schöne Kleider, schöne Häuser, noch schöne Möbeln gebrauchen.

Vorbemerkung zum dritten Heft.

In nachfolgenden Blättern geben wir eine Reihe von Franklins historisch=politischen Aufsätzen. Sie sind vorzüglich aus der Zeit der ersten Entwickelung der amerikanischen Revolution und während seines letzten Aufenthalts in England geschrieben. Sie wurden zu dem Zweck veröffentlicht, das englische Volk von dem thörichten Beginnen seiner Minister zu überzeugen und wo möglich den großen welthistorischen Bruch zu verhüten, der kurze Zeit darauf erfolgte und die aufgebrachten Colonien zu den Freistaaten von Nordamerika erhob. Wir hoffen, unsere Auswahl so getroffen zu haben, daß sie jeden denkenden Menschen in die Kämpfe jener folgenreichen Epoche einzuführen im Stande ist.

Wir beginnen mit einer kurzen Erklärung von „einigen guten Whigprincipien,“ die Franklin zu derselben Zeit in England veröffentlichte, weil wir daraus erkennen, mit welchen Augen er gleich von vorn herein die Freiheit ansah, was er auch für Großbrittannien verlangte, und von welchem Standpunkte aus er seine politischen Kämpfe eröffnete.

In den „Ursachen des Mißvergnügens in Amerika“ spricht er als Engländer zu Engländern. Der Aufsatz erschien zuerst am 7. Januar 1768 in einem Londoner Blatt und wurde nachher mehrfach nachgedruckt. Ohne auf die Seite der Amerikaner zu treten, giebt er darin ein so treffendes Bild von der Thorheit der kürzlich von den Ministern befolgten Politik gegen die Colonien, daß man nichts Unterrichtenderes lesen kann. Die anspruchslose Darstellung der Sachlage, das scheinbare Eingehen in die anmaßende Denkungsweise John Bulls, die dahinter lauernde feine Ironie hätten bei jedem andern Volke, als grade den Engländern, Wunder wirken müssen.

Der folgende Aufsatz: „Entstehung und Fortgang der amerikanischen Revolution,“ bildet eine Art Fortsetzung zum vorigen, nur ist er mehr amerikanisch geschrieben. Uebrigens ist sowohl dieser, als der vorige Aufsatz in sich selbst so klar und verständlich, daß sie uns keiner weiteren Erklärungen zu bedürfen scheinen.

Die darauf folgenden Aufsätze: „das preußische Edict“ und die „Regeln, ein großes Reich in ein kleines zu verwandeln,“ gehören zu den bewunderungswürdigsten schriftstellerischen Producten, die wir kennen. Die historische Einleitung dazu liefern die vorhergehenden Aufsätze von Franklin selbst. Das preußische Edict stellt die ganze Lächerlichkeit der brittischen Ansprüche in das schlagendste Licht, indem es sie aus dem Munde des Königs von Preußen auf England selbst anwendet. Die Regeln, ein großes Reich in ein kleines zu verwandeln, sagen das nothwendige Resultat der Politik voraus, welche die Minister den Colonien gegenüber geltend gemacht. Die That

sachen sind darin so zusammengehäuft, daß die Darstellung Franklins, als haben die Minister nach einem bestimmten Plane gehandelt, um die Last der Regierung über die Colonien ein für alle Mal los zu werden, ganz annehmbar erscheint.

Freilich wollten die brittischen Minister mit ihren Maßregeln grade das Gegentheil bezwecken, aber sie stürzten in ihr Geschick und arbeiteten wider ihren Willen für die Befreiung der neuen Welt, welche sie knechten zu können meinten. Sie waren mit Blindheit geschlagen und wurden von höheren Mächten getrieben, das Volk der Verheißung aus seiner ergebenen Loyalität aufzuschrecken, dessen erträumte brittische Freiheit mit brutaler Gewalt in Stücke zu schlagen und es zu zwingen, die Waffen in die Hand zu nehmen und sich selbst und einer neu aufkeimenden Welt die Grundlage der wirklichen Freiheit und der Menschenrechte zu erkämpfen. Wenn ein Volk zur Freiheit reif geworden ist, dann bedarf es roher Tyrannen, um es in den Kampf zu treiben.

Auch Franklins Aufsätze erreichten damals ihren nächsten Zweck nicht, aber wie sie aus der Seele des amerikanischen Volkes geschrieben waren, so hatten sie auf die Fortentwicklung des Geistes in Amerika selbst einen unberechenbaren Einfluß, und ihre Nichtbeachtung in England trieb die Amerikaner unwiderstehlich weiter zur Erkenntniß ihres Berufs. Franklin schrieb im Namen seines Volkes, und erst, als er Alles vergebens versucht hatte, was in seiner Macht lag, eine friedliche Lösung herbeizuführen, erst als Großbrittannien durch Wort und endlich auch durch eine blutige That erklärt hatte, daß es nur Einen Schiedsrichter gebe zwischen ihm und den Colonien, nämlich die Gewalt, erst da griff auch das amerikanische Volk zu den Waffen.

Für uns sind die vorliegenden Aufsätze Franklins unschätzbare weltgeschichtliche Documente. Nirgends tritt uns die Einleitung der amerikanischen Revolution, nirgends Franklins große Sendung deutlicher entgegen, als hier. Es sind die treuesten Darstellungen, es sind die lebendigen Pulsschläge jener Zeit selbst, an deren Entwicklung sie mitwirkten. Der Odem der Weltgeschichte umrauscht uns, wenn wir sie lesen. Wir können auch nicht sagen, sie sind von einem einzelnen Manne, dem Benjamin Franklin. Benjamin Franklin war nur der Mund, durch den der Geist der Geschichte sich offenbarte. Er war ein ächter Volksmann, und das Volk, das damals zuerst an die Spitze der Entwicklung der Menschheit trat, sprach durch ihn und handelte durch ihn. Durch Franklin wandte es sich immer und immer wieder an den König, an den Adel und an das Volk von Altengland. Durch Franklin wurde es am Ende gewahr, was der Geist der Geschichte, der Geist der freien Entwicklung, der sich über das weite Meer in die Wälder Nordamerikas geflüchtet, von seinen Erbfeinden, den Tyrannen Europas, zu erwarten hatte. An Franklin lernte und erkannte es, daß es gezwungen und berufen war, seinen Weg in der Geschichte allein zu gehen, und was europäische Gewalthaber frech zertreten, zur höchsten Macht in einer neuen Welt zu erheben. Franklin schrieb, was sein Volk ihm eingab, und was er erfuhr, erfuhr sein Volk mit ihm.

Der verkrüppelte Zögling des europäischen Despotismus würde so etwas freilich vornehm belächeln. Für ihn ist die Weltgeschichte Nichts als eine Rumpelkammer von unzusammenhängenden Gewaltthaten. Von einem Volke hat er

vollends gar keinen Begriff, und er sieht darin bloß einen Haufen einzelner dummer Thiere, von denen jedes seinem besondern gemeinen Instinkte folgt, und die man benutzen muß, so gut man kann. Daß ein Volk durch ein inneres gemeinschaftliches Band verbunden sein und deßhalb Repräsentanten haben kann, die an diesen gemeinschaftlichen Geist gebunden sind, daß es Menschen geben kann, die von der Geschichte getrieben werden, das begreift nur der ächte Demokrat, der es gelernt hat, sich vor der Wucht des Volkes zu demüthigen.

Möge dieses Büchelchen vielen braven Demokraten begegnen!

Einige gute Whigprincipien.*)

Erklärung der Rechte des Volks von Großbrittannien, ohne welche dasselbe nicht frei sein kann.

Es wird hiemit erklärt:

Erstens, daß die Regierung dieses Königreichs und seine Gesetzgebung in die Hände des Königs, der Lords vom Parlament und der Repräsentanten des ganzen Körpers der Freimänner dieses Königreichs gelegt sein soll.

Zweitens, daß jeder Mann im Volke (außer den Kindern, Geistesschwachen und Verbrechern) nach gemeinem Recht und nach den Gesetzen Gottes ein Freimann und auf den vollen Genuß der Freiheit berechtigt ist.

Drittens, die Freiheit besteht darin, einen thätigen Antheil an der Ernennung derer zu haben, welche die Gesetze machen, und welche die Wächter von Jedermanns Leben, Eigenthum und Frieden sein sollen. Denn dem einen Mann ist sein Alles so theuer, wie dem andern, und der arme Mann hat ein gleiches Recht, aber ein größeres Bedürfniß, Repräsentanten in der Gesetzgebung zu haben, als der reiche.

Viertens, diejenigen, welche keine Stimme haben bei der Wahl von Repräsentanten, genießen keine Freiheit, sondern sind absolut geknechtet von denen, welche Stimmen haben und von ihren Repräsentanten. Denn geknechtet sein heißt, eine Regierung zu haben, welche andere Männer über uns gesetzt haben, und Gesetzen unterworfen zu sein, welche von Repräsentanten von Andern gemacht sind, ohne daß wir dabei Reprä-

*) Whigs nannte man damals in England alle diejenigen, welche der grundbesitzenden Aristokratie, den Tories, und jeder Art von Despotismus entgegen traten, kurz alle Volksmänner.

sentanten von unserer eigenen Wahl hatten, die an unserer Statt dazu ihre Zustimmung geben konnten.

Fünftens, eine sehr große Majorität des Volkes dieses Königreichs ist des Privilegiums beraubt, für Repräsentanten im Parlament zu stimmen, und folglich von einer kleinen Anzahl geknechtet, welche dieses Privilegium jetzt ausschließlich für sich selbst genießen. Man darf aber voraussetzen, daß dieselben weit entfernt sind, zu wünschen, in dem ausschließlichen Besitz eines Privilegiums zu bleiben, durch welches ihre Mitunterthanen des gemeinen Rechts, der Gerechtigkeit, der Freiheit beraubt sind. Denn wenn dasselbe nicht Allen zu Theil wird, so muß es bald den gewissen Umsturz unserer beglückenden Constitution herbeiführen und uns Alle zu Sklaven machen.*)

Und endlich sechstens sagen wir auch und behaupten, daß es nach den alten und heiligen Gesetzen des Landes das Recht des Volkes dieses Königreichs ist, jedes Jahr einmal ein neues Haus von Gemeinen zu wählen, weil, so oft ein Parlament länger dauert, sehr große Massen vom Volke, welche seit der letzten Wahl in die Jahre der bürgerlichen Großjährigkeit gekommen sind und deßhalb ein Recht haben, im Hause der Gemeinen persönlich repräsentirt zu werden, dadurch dieses Rechtes auf ungerechte Weise beraubt werden.

Ursachen des Mißvergnügens in Amerika vor 1768.

Die Wogen schwellen nie, oder die Winde wehen.
Sprichwort.

Da die Ursache von der gegenwärtigen Verstimmung in Amerika und von den Beschlüssen, die daselbst gefaßt sind, weniger von unsern Manufacturwaaren zu kaufen, nicht allgemein verstanden zu werden scheint, so ist es vielleicht Ihren Lesern nicht unlieb, wenn Sie ihnen folgende kurze historische Darstellung von Thatsachen mittheilen.

Seit der Zeit, daß die Colonien zuerst für fähig gehalten wurden, der Krone Steuern zu bewilligen, bis hinunter auf das Ende des letzten Krieges, so sagt man, war die Art und Weise, diese Steuern zu erheben, beständig ein und dieselbe. Es wurde nämlich

*) Bekanntlich ist bis auf den heutigen Tag die Volkscharte in England noch nicht durchgesetzt, und die Chartisten petitioniren noch immer vergebens um allgemeines Stimmrecht. 1847.

von der Krone durch ihre Gouvernöre eine Requisition an die verschiedenen gesetzgebenden Versammlungen gemacht. Der Staatssecretär sandte ihnen im Namen Sr. Majestät ein Circularschreiben, das die Veranlassung auseinander setzte, sie ersuchte, die Sache in Erwägung zu ziehen und das feste Vertrauen auf ihre Klugheit, Treue und Anhänglichkeit an Sr. Majestät Regierung aussprach, daß sie solche Summen bewilligen oder eine solche Anzahl von Truppen ausheben würden, als für ihre respectiven Umstände angemessen wäre.

Die Colonien haben, an diese Methode gewöhnt, von Zeit zu Zeit der Krone Geld bewilligt oder Truppen ausgehoben zu ihrem Dienst nach Verhältniß ihres Vermögens und während des ganzen letzten Krieges selbst über ihre Kräfte hinaus, so daß ihnen vom Parlament jährlich beträchtliche Summen zurückbezahlt wurden, da sie mehr gegeben hatten, als ihnen zukam.

Wäre diese glückliche Methode der Requisition fortgesetzt, (eine Methode, die den Unterthanen des Königs in jenen entlegenen Ländern die Freude ließ, ihren Eifer und ihre Loyalität zu zeigen und sich zu denken, daß sie sich durch die Liberalität ihrer freiwilligen Gaben bei ihrem Souverän empfehlen würden), so würde man ohne allen Zweifel alles Geld, das man vernünftiger Weise auf irgend einem Wege von ihnen erheben zu können erwarten durfte, ohne die geringste Aufregung erhalten haben, und ohne die Harmonie der Neigungen und Interessen, welche so lange zwischen den beiden Ländern bestand, zu stören oder zu brechen.

Man hat es für Weisheit gehalten an einer Regierung, die über verschiedene Arten von Völkern herrscht, etwas Rücksicht zu nehmen auf die vorherrschenden und eingewurzelten Meinungen unter den Völkern, die sie zu regieren hat, wo immer solche Meinungen in ihren Wirkungen öffentliche Maßregeln hindern oder fördern können. Drohen sie die Staatsverwaltung zu hemmen, so müssen sie wo möglich geändert werden, ehe man versucht, gegen sie zu handeln; und sie lassen sich nur durch Vernunft und Ueberredung ändern. Können aber die Staatsgeschäfte ungestört ihren Gang gehen, ohne diese Meinungen zu kreuzen, kann man sie denselben im Gegentheil dienstbar machen, so muß man sie nicht unnöthiger Weise kreuzen, mögen solche populäre Meinungen in ihrer Natur auch so absurd sein, als sie wollen.

Dies ist die Weisheit unserer Regierung gewesen in Bezug auf

die Erhebung von Geld in den Colonien. Es war ihr wohlbekannt, daß die Colonisten allgemein der Ansicht waren, von englischen Unterthanen könne kein Geld erhoben werden, als mit ihrer eigenen Zustimmung, gegeben von ihnen selbst oder ihren erwählten Repräsentanten. Sie glaubten deßhalb, daß alles Geld, was von dem Volk in den Colonien erhoben werden sollte, zuerst von ihren gesetzgebenden Versammlungen bewilligt werden müsse, grade so, wie das Geld, das in England erhoben wird, zuerst vom Hause der Gemeinen bewilligt wird. Sie hielten dieß Recht, ihr eigenes Geld zu bewilligen, für einen wesentlichen Bestandtheil der englischen Freiheit und waren der Meinung, wenn ein Mann oder ein Körper von Männern, in welchem sie keinen Repräsentanten ihrer eigenen Wahl hätten, sie nach Belieben besteuern könnte, dann ließe sich von ihnen nicht mehr sagen, daß sie ein Eigenthum hätten oder irgend etwas ihr eigen nennen könnten. Da diese Meinungen sie aber nicht hinderten, freiwillig und reichlich ihr Geld beizusteuern, wenn immer die Krone durch ihre Diener in ihre Assemblies kam (wie sie jetzt in die Parlamente Englands oder Irlands kommt) und um Hülfsmittel bat; deßhalb zog man diese Methode der gehässigen von willkürlichen Taxen vor.

Es ist hier nicht meine Absicht, diese Meinungen der Amerikaner zu unterstützen; sie sind letzthin durch eine Akte des Parlaments widerlegt, die dessen eigene Machtvollkommenheit erklärt. Jedoch hat dieses selbe Parlament wohl weislich so viel zarte Rücksicht auf diese uralten Vorurtheile an den Tag gelegt, daß es eine Steuer*) aufhob, die mit denselben im Widerstreit gewesen war. Und diese Vorurtheile sind bei den Amerikanern noch heute so fest eingewurzelt, daß man glaubt, nicht ein einziger Mann unter ihnen sei von seinem Irrthum überzeugt worden, selbst nicht durch jene Akte des Parlaments.

Derjenige also, der zuerst den Plan entwarf, die gewohnte Methode der Requisition bei Seite zu legen und durch Stempel in Amerika Geld zu erheben, scheint nicht weise gehandelt zu haben, indem er von der Methode abwich, die von den Colonien als die konstitutionelle betrachtet wurde, und ohne Noth gegen die Meinungen einer so großen Zahl von des Königs Unterthanen anstieß. Es geschah indeß nicht, weil er nicht wußte, daß, was er zu thun im Be-

*) Die Stempelsteuer.

griff war, sie verletzen würde. Das scheint er vielmehr recht gut gewußt und gefürchtet zu haben, es möchte einige Unruhen veranlassen. Und um diesen zuvorzukommen oder sie zu unterdrücken, entwarf er eine andere Bill, die in derselben Sitzung mit der Stempelakte eingebracht wurde, wonach die Officiere in den Colonien gesetzliche Vollmacht erhalten sollten, ihre Soldaten in Privathäusern einzuquartiren. Dieß schien zu bezwecken, das Volk in Angst zu jagen und es zu zwingen, sich in die andere Akte zu fügen. Indeß wurde hier von den Agenten der Colonien und den Kaufleuten, die dorthin handeln, große Opposition gegen die Bill erhoben. Die Colonien machten geltend, daß, sobald der Armee solche Macht gegeben wäre, Niemand mehr sein Haus als sein eigen betrachten, noch denken könne, er habe ein heimathliches Dach, wenn nach dem Belieben eines Officiers Soldaten hineingeworfen und mit seiner Familie vermischt werden dürften. So ließ man denn diesen Theil der Bill fallen. Aber auch so, wie sie zum Gesetz erhoben wurde, enthielt sie noch eine Clausel, danach die verschiedenen Assemblies verbunden sein sollten, für die Einquartirung der Soldaten zu sorgen und sie mit Betten, Feuer und Licht, dünn Bier oder Rum nebst mehreren andern Artikeln zu versehen und zwar auf Kosten der verschiedenen Provinzen. Und diese Akte blieb in Kraft, als die Stempelakte aufgehoben wurde, obgleich sie, wenn bindend für die Assemblies, ebenso in Widerstreit war mit dem oben erwähnten amerikanischen Princip, daß von englischen Unterthanen ohne ihre Zustimmung kein Geld erhoben werden könne.

Die Colonien aber ließen sich das nicht anfechten. Sie waren voll Freude über die Aufhebung der Stempelakte und zogen es darum vor, einen neuen Streit zu vermeiden, da sie hofften, daß auch dieser Streitpunkt nur von kurzer Dauer sein und bald erlöschen werde, um, wie sie hofften, nie wieder aufzuleben. Und mittler Weile sorgten sie auf mancherlei Wegen in den verschiedenen Colonien für die Einquartirung der Truppen, theils durch Akte ihrer eigenen Assemblies, ohne von der Parlamentsakte Notiz zu nehmen, theils durch einige Abweichungen oder kleine Abzüge von den Hülfsmitteln, die in jener Akte requirirt wurden. So erschien Alles, was sie thaten, als ein freiwilliger Akt von ihnen selbst, und nicht als die Folge schuldigen Gehorsams gegen eine Akte des Parlaments, dem sie nach ihren Ideen von ihren Rechten nicht ohne Widerstreben gehorchen konnten.

Es wäre vielleicht gut gewesen, wenn man damals gar keine Notiz davon genommen hätte. Da aber ein Gouvernör über dieß Betragen in der Assembly seiner Provinz einen ärgerlichen und erschwerenden Brief nach Hause geschrieben hatte, erhob der gestürzte Urheber der Stempelakte*) mit seinen Anhängern (damals alle in der Opposition) ein solches Geschrei gegen Amerika, als wäre es in Rebellion, und gegen diejenigen, welche für die Aufhebung der Stempelakte gewesen waren, als hätten sie dadurch diese vorgebliche Rebellion ermuthigt, daß man es für nöthig erachtete, die Einquartirungsakte durch eine andere Parlamentsakte in Kraft zu setzen, welche der Provinz New-York (die in ihrer Weigerung am deutlichsten gewesen war), alle gesetzgebende Macht nahm, bis sie sich in jene Akte gefügt haben würde. Die Nachricht hievon beunruhigte das Volk in allen Theilen von Amerika auf das Aeußerste, eine solche Akte schien ihnen nichts Anderes zu sagen, als — Ihr habt allen Gesetzen, die vom Parlament von Großbrittannien gemacht werden, ohne Eure Zustimmung Geld von Euch zu erheben, unbedingt zu gehorchen, oder es ist aus mit allen Euren Rechten und Privilegien.

Zu gleicher Zeit entwarf ein früherer hoher Beamter†) den Plan, durch neue Steuern auf verschiedene Artikel unserer eigenen Manufactur (als Glas, Papier, Malerfarben 2c.) mehr Geld von Amerika zu erheben, ein neues Steueramt zu errichten und einen Körper von reich besoldeten Commissionären hinüber zu senden, welche sich in Boston aufhalten und die Steuern zu collectiren Sorge tragen sollten. Die so eingegangenen Gelder sollten, wie in der Akte besonders erwähnt war, für die Zahlung der Gehälter der Gouvernöre, Richter und der andern Beamten der Krone in Amerika verwandt werden. Denn es herrschte hier ziemlich allgemein die Ansicht, diese Beamten dürften in ihrem Lebensunterhalt auf keine Weise von dem Volke daselbst abhängen.

Es ist nicht meine Absicht, diese Meinung zu bestreiten. Aber vielleicht ist es für Ihre Leser von Interesse, zu erfahren, was für Ideen die Amerikaner über diesen Gegenstand haben. Sie sagen also in Bezug auf die Gouvernöre, dieselben wären nicht mit den Fürsten zu vergleichen, welche die Regierung ihrer Nation auf ihre Nachkommen vererbten und darum ein Interesse hätten an ihrer Wohlfahrt; sie wären gewöhnlich den Provinzen, die zu regieren

*) George Grenville.
†) Charles Townsend.

sie gesandt würden, ganz fremd, hätten daselbst kein Vermögen, keine natürliche Verbindung oder Verwandschaft, wodurch ihnen Liebe zum Lande eingeflößt werden könnte; sie kämen bloß, um so schnell als möglich Geld zu machen, wären zuweilen Männer von lasterhaftem Charakter und heruntergekommenem Vermögen und von einem Minister hergesandt, bloß um sie sich aus dem Wege zu schaffen; und da sie nicht länger, als für die Dauer ihrer Regierung im Lande zu bleiben gedächten und keine Familie hinter sich zu lassen beabsichtigten, so brauchten sie keine Rücksicht darauf zu nehmen, dem Volke zu gefallen, und bekümmerten sich nicht darum, was man von ihnen sagen oder denken würde, nachdem sie heimgegangen. Nebenbei giebt ihnen ihre Stellung vielfache Gelegenheit, verletzend zu sein. Und das sind sie häufig schon jetzt trotzdem, daß sie für den ganzen Theil ihres Einkommens, der nicht aus gesetzlich bestimmten Sporteln entspringt, von den Assemblies abhängen. Wahrscheinlich würde dieß aber noch vielmehr der Fall sein, wenn ihr ganzes Einkommen aus Geld bestände, welches ohne seine Zustimmung und guten Willen vom Volke erhoben würde, wie das die erklärte Absicht dieser neuen Akte ist. Die Amerikaner sagen ferner: Würde durch diese aufgezwungenen Steuern die Regierung in Amerika erhalten ohne Zuthun der Assemblies, dann würde man ihre Assemblies bald als nutzlos betrachten, und ein Gouvernör, der von ihrer Versammlung Nichts zu hoffen und vielleicht von ihren Untersuchungen und Vorstellungen gegen seine schlechte Verwaltung etwas zu fürchten hätte, würde sie gar nicht einberufen. So würde denn das Volk seines wesentlichsten Rechts beraubt sein. Daß, wie es gegenwärtig der Fall ist, der Gouvernör ein Interesse darin hat, durch Förderung der Wohlfahrt des Volkes, das er regiert, seinen guten Willen zu cultiviren, kann von keinem Nachtheil für das Mutterland sein, da alle Gesetze, denen seine Zustimmung zu geben er veranlaßt werden kann, einer Revision dahier unterworfen sind, und wenn das Handelsministerium dagegen einberichtet, sofort von der Krone aufgehoben werden. Auch wagt er kein Gesetz gegen seine Instruktion durchzulassen, denn er bekleidet sein Amt, so lange es der Krone gefällt, und seine Bürgen verfallen in die Strafe des Verlusts der gestellten Bürgschaften, wenn er diesen Instruktionen zuwider handelt. Das ist es, was sie in Bezug auf die Gouvernöre sagen.

Was die Richter anbetrifft, so führen sie an, daß, da sie von hier aus ernannt seien und ihre Commissionen nicht wie in England, so

lange sie sich gut betragen, sondern so lange es der Krone gefalle, behalten, so würde das ganze Gewicht von Interesse und Einfluß in die Eine Wagschale geworfen werden (und doch sollten beide gleich stehen), wenn auch noch die Gehälter aus Auflagen bezahlt würden, die ohne seine Zustimmung vom Volke erhoben würden, und unabhängig von der Billigung oder Mißbilligung des Betragens der Richter von Seiten seiner Assemblies. Sie gestehen ein: es ist wahr, Richter sollten von allem Einfluß frei sein; wenn darum die Regierung dahier an fähige und ehrliche Richter Commissionen während guten Betragens ausstellen will, so sind die Assemblies bereit, ihnen große und stehende Gehälter für die Dauer ihrer Commissionen zu bewilligen; bis jetzt aber haben sie kein anderes Mittel, einen unwissenden und ungerechten Richter los zu werden (und sie sagen, daß man ihnen zuweilen welche von verrufenem Charakter zugeschickt hat), als ihn auszuhungern.

Ich setze nicht voraus, daß man diesen Räsonnements von ihnen hier viel Gewicht beimessen wird. Ich bringe sie nicht vor in der Erwartung, Ihre Leser zu überzeugen. Ich erzähle sie bloß in Verfolgung der Aufgabe, die ich mir gemacht, ein unparteiischer Berichterstatter von amerikanischen Thatsachen und Meinungen zu sein.

Die Colonisten waren also, wie ich zuvor sagte, durch die Nachricht von der Aufhebung der Legislatur von New=York und der Auflage dieser neuen Steuern, die erklärter Maßen für so gehässige Zwecke erhoben werden sollten, auf das Aeußerste beunruhigt. Dazu kam ein neuer Körper von Steuerbeamten mit großen Gehältern, was starken Verdacht erregte, daß noch mehr Geschäfte von derselben Art für sie in Aussicht gestellt waren, wodurch sie ihre Gehälter decken könnten. Sie begannen darum ernstlich über ihre Lage nachzudenken und Beschwerden, welche sie aus Achtung und Liebe zu diesem Lande lange getragen hatten und fast vergessen zu wollen schienen, in ihren Herzen aufzufrischen. Sie dachten daran, wie gering das Interesse von ganz Amerika hier war angesehen worden, wenn die Interessen von ein paar Einwohnern von Großbrittannien damit zufällig in die unbedeutendste Concurrenz gekommen waren. Daß dem ganzen amerikanischen Volke der Vortheil einer directen Importation von Wein, Oel und Früchten aus Portugal verboten war; daß man sie dagegen zwang, mit allen Kosten einer Seereise von 1000 Leagues dieselben erst geladen rund herum zu führen, um sie zuerst in England zu landen und dann wieder nach Amerika einzu=

schiffen; was in Kriegszeiten wenigstens 30 pro Cent mehr kostete, als es sonst gethan haben würde, und das Alles bloß deßhalb, damit einige Kaufleute in London, die mit Portugal handeln, eine Commission verdienen können, wenn diese Güter durch ihre Hände gehen. (Kaufleute nebenbei, die über den kleinsten Druck, mit dem Fremde ihren Handel belasten, die lautesten Klagen zu erheben wissen und doch noch im vorigen Jahre sich mit aller Macht dagegen stemmten, ihre Mitunterthanen von einem so schweren Druck zu befreien.) Sie erinnerten sich, daß auf Grund einer unbedeutenden Beschwerde von ein paar Kaufleuten, die nach Virginien handelten, neun Colonien gehindert worden waren, Papiergeld zu machen, das wegen der beständigen Versendung ihres Goldes und Silbers nach England für ihren innern Verkehr eine absolute Nothwendigkeit geworden war. — Aber nicht allein die Interessen eines besondern Körpers von Kaufleuten, sondern auch das Interesse jedes kleinen Körpers von brittischen Krämern und Handwerkern überwiegt, so wollen sie gefunden haben, das von sämmtlichen Unterthanen des Königs in den Colonien. Ein Mensch kann kein unbestreitbareres natürliches Recht haben, als aus den natürlichen Erzeugnissen seines Bodens so viel Nutzen zu ziehen, als er kann, vorausgesetzt, daß er dadurch nicht den Staat im Allgemeinen beeinträchtigt. Nun ist überall in Amerika Eisen zu finden, und Biber sind das natürliche Produkt jenes Landes: Hüte, Nägel und Stahlwaaren gebraucht man aber daselbst eben so gut, wie hier. Und es ist von keiner Bedeutung für das Gemeinwohl des Reichs, ob ein Unterthan des Königs auf dieser oder der andern Seite des Wassers mit Hutmachen sein Brod verdient. Trotzdem haben die Hutmacher von England es vermocht, eine Akte zu ihren Gunsten durchzusetzen, die jene Manufactur in Amerika verhindert, um auf diese Weise die Amerikaner zu zwingen, ihre Biberfelle nach England zu schicken und dann die daraus gearbeiteten Hüte zurück zu kaufen, belastet mit den Kosten eines doppelten Transports. Auf dieselbe Weise haben ein paar Nagelschmiede und ein noch kleinerer Körper von Stahlfabrikanten (vielleicht giebt es von diesen kein halbes Dutzend in ganz England) es dahin gebracht, daß es durch eine Akte des Parlaments total verboten wurde, Hammerwerke oder Stahlöfen in Amerika zu errichten. Dadurch wurden denn wieder die Amerikaner gezwungen, die Nägel zu ihren Häusern und den Stahl zu ihren Werkzeugen unter denselben Nachtheilen von diesen Werkmeistern zu beziehen.

Hiezu kam, daß die Amerikaner sich noch der Akte erinnerten, welche die grausamste Beschimpfung autorisirte, die vielleicht je einem Volke von einem andern geboten wurde, nämlich die Ausleerung unserer Gefängnisse in ihre Ansiedelungen. Auch Schottland hat in den letzten zwei Jahren das Privilegium erhalten, welches es früher nicht hatte, seine Schelme und Bösewichter in unsere Pflanzungen zu senden. — Ich sage, wenn sie über diese Dinge nachdachten, dann sagten sie zu einander (ihre Zeitungen sind voll von solchen Reden): „Diese Leute sind nicht zufrieden, ein Monopol aus uns zu machen (indem sie uns verbieten, mit irgend einem andern Lande von Europa Handel zu treiben und uns zwingen, Alles von ihnen zu kaufen, obgleich wir uns viele Artikel anderswo um zehn, zwanzig und fünfzig pro Cent billiger verschaffen könnten), sondern sie haben jetzt so gut, wie erklärt, daß sie ein Recht haben, uns innerlich und äußerlich ad libitum (nach Belieben) zu besteuern, und daß unsere Constitution und unsere Freiheiten uns alle sollen genommen werden, wenn wir uns dieser Forderung nicht unterwerfen.

„Sie sind nicht zufrieden mit den hohen Preisen, zu denen sie uns ihre Güter verkaufen, sondern sie haben jetzt begonnen, diese Preise durch neue Steuern zu erhöhen, und scheinen durch den kostbaren Apparat eines neuen Körpers von Beamten eine Vermehrung und Vervielfachung dieser Lasten zu bezwecken, welche uns noch mehr drücken werden. Unser Volk hat eine thörichte Vorliebe für ihre überflüssigen Moden und Manufacturen gehabt, welche unser eigenes Land verarmen, unser baares Geld weg nehmen und uns mit Schulden belasten. Sie aber wollen es nicht leiden, daß wir den Luxus unserer Einwohner gesetzlich beschränken, wie sie es doch selbst thun mit ihren eigenen. Sie können Gesetze machen, um die Importation von französischen Luxusartikeln zu entmuthigen oder zu verhindern; sind aber die von England für uns auch eben so verderblich, als für sie die französischen, so können wir doch kein Gesetz der Art machen, oder sie heben es sofort auf. So bekommen sie von uns all unser Geld durch den Handel; und Alles, was wir mit unsern Fischereien, unsern Produkten oder unserm Handel erwerben können, fließt am Ende in ihre Cassen, — aber das ist ihnen nicht genug. — Es ist darum Zeit, daß wir mit den besten Mitteln, die wir in unserer Macht haben, für uns selbst sorgen. Laßt uns allesammt feierlich beschließen und uns einmüthig einander verpflichten,

daß wir diesen neuen Beamten so wenig, als möglich, wollen zu schaffen machen dadurch, daß wir von den brittischen Manufacturen, auf welche sie die Steuern zu erheben haben, Nichts consumiren. Laßt uns übereinkommen, von ihrem kostspieligen Tand Nichts mehr zu gebrauchen. Laßt uns mäßig leben und laßt uns, was wir können, mit Fleiß und Betriebsamkeit für uns selbst anfertigen. So kommen wir in den Stand, die Schulden, die wir schon bei ihnen haben, in Ehren abzutragen, und nachher können wir es möglich machen, etwas Geld in unserm Lande zu halten nicht bloß zum Gebrauch für unsern inneren Handel, sondern auch für den Dienst unsers gnädigen Herrschers, wenn er Veranlassung findet und es für angemessen erachtet, dasselbe auf dem alten verfassungsmäßigen Wege von uns zu requiriren. — Denn trotz aller Anklagen, die man in ihren öffentlichen Blättern und Broschüren gegen uns ausstreut, trotz dem, daß man uns in ihrem Senat Rebellen und Verräther geschimpft hat, trotz alle dem sind wir in Wahrheit ein loyales Volk. Schottland hat seine Rebellionen gehabt und England seine Anschläge gegen die gegenwärtige königliche Familie, aber **Amerika ist unbefleckt von diesen Verbrechen**. In unserm Lande giebt es kaum Einen Mann, und kein Einziger ist daselbst geboren, der nicht aus Princip und Neigung seinem Fürsten fest verbunden wäre. Aber jetzt scheint man eine neue Art von Loyalität von uns zu verlangen, eine Loyalität gegen das Parlament; eine Loyalität, die, wie man hört, sich auf eine Ueberlieferung unsers ganzen Eigenthums ausdehnen soll, wenn immer ein Haus von Gemeinen, in welches wir kein einziges Mitglied gewählt haben, es bequem findet, es ohne unsere Zustimmung weg zu schenken. Wenn wir es aber nicht über uns gewinnen können, uns einer solchen Ueberlieferung zu unterwerfen, so sollen wir stillschweigend unsere Privilegien als Engländer verlieren. Wir waren durch den Ocean zu weit von Brittannien getrennt, aber wir waren eins mit ihm durch Achtung und Liebe. Wir hätten in seiner Sache jederzeit unser Leben und unsere kleinen Besitzthümer geopfert; aber dieß unglückliche neue System der Politik droht diese Bande der Einheit zu zerreißen und uns auf ewig von einander zu trennen."

Dieß sind die wilden Phantasien der zur Zeit halb verrückten Amerikaner. Gewiß kann kein vernünftiger Mann in England solche Gedanken billigen, und, wie ich schon vorher sagte, mir kommt es nicht in den Sinn, sie unterstützen oder rechtfertigen zu wollen. Ich

wünschte aber aufrichtig im Interesse des Handels und der Fabriken von Großbrittannien und um der Stärke willen, die ein festes Band der Einheit mit unsern wachsenden Colonien uns geben würde, diese Leute wären nie so unnöthiger Weise von Sinnen gebracht.

Entstehung und Fortgang der amerikanischen Revolution.

An den Drucker des öffentlichen Anzeigers.

Mein Herr,

Einliegende Blätter wurden unmittelbar vor dem Austritt von Lord Hillsborough aus dem Ministerium für die amerikanischen Angelegenheiten geschrieben. Man erwartete indeß damals von dem guten Charakter des edlen Lords, der ihm nachfolgte, *) den Beschwerden der Colonien würde unter seiner Regierung abgeholfen werden. Darum wurden auch diese Papiere bei Seite gelegt. Da aber seitdem nicht einmal der Versuch gemacht ist, auch nur eine einzige Maßregel seines Vorgängers zu verändern, und im Gegentheil immer neue hinzugefügt sind, um die Amerikaner noch fürder zu erbittern, um sie zur Verzweiflung zu bringen und sie wo möglich in offene Rebellion zu stürzen, so ist es vielleicht an der Zeit, sie jetzt der Oeffentlichkeit zu übergeben, da sie im Einzelnen die Entstehung und weitere Entwicklung der Streitigkeiten darstellen, welche im Begriff sind, das Reich in Stücke zu reißen.

Ich bin der Ihrige 2c.

A. P.

Mein Herr,

Es zeugt von einer häßlichen Gemüthsrichtung, wenn man eine Freude daran hat, zu opponiren, und immer gleich bei der Hand ist, so in den Tag hinein das Ministerium zu bekritteln ohne alle Unterscheidung. Die christliche Liebe sollte geneigt sein, zu glauben, daß wir noch nie eine so schlechte Regierung hatten, worin nicht einige gute und weise Männer gewesen wären, und das ist selbst gegenwärtig der Fall. Die Schrift sagt: An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen! Nach ihrer Aufführung also in ihren respectiven Verwaltungszweigen und nicht nach ihrer Gesellschaft oder ihren Partheiverbindungen sollten sie jeder für sich unterschiedlich beurtheilt werden.

---

*) Lord Dartmouth.

Eine der ernsthaftesten Angelegenheiten dieser Nation, welche seit Kurzem die Aufmerksamkeit unserer Regierung erfordert hat, ist unser Mißverständniß mit den Colonien. Sie gehören zu dem Geschäftszweige des Lord Hillsborough, und die andern Minister haben bei der allgemein herrschenden Meinung von seinen Fähigkeiten dieselben fast ganz seiner Leitung überlassen. Ist also unser amerikanisches Geschäft mit Klugheit geführt, so gebührt ihm vorzüglich der Ruhm davon.

Bald nach dem letzten Kriege entstand in den Ministern dieses Landes die Absicht, eine Revenue aus Amerika zu ziehen. Der erste Versuch dazu war die Stempelakte. Es ergab sich aber bald, daß dieser Schritt nicht wohl überlegt war, und daß man die Rechte, die Fähigkeit, die Meinungen und den Geist jenes großen Volkes nicht genug beachtet hatte. Die Amerikaner beklagten sich, die Steuer sei unnöthig, weil, sobald man sie dazu gehörig aufgefordert, ihre Assemblies immer bereit gewesen seien, nach Verhältniß ihrer Mittel der Krone freiwillige Geschenke darzubringen, und ungerecht, weil sie keinen Repräsentanten im brittischen Parlament, sondern ihre eigenen Parlamente hätten, in denen ihre Zustimmung gegeben würde, wie es sich gehörte, bei Geschenken von ihrem eigenen Gelde. Ich habe nicht die Absicht, auf diese Frage einzugehen. Das Parlament hob die Stempelakte als unzweckmäßig auf, behauptete aber in einer andern Akte das Recht, Amerika zu besteuern. Und im folgenden Jahre legte es Steuern auf die Manufacturen dieses Landes, die dahin exportirt wurden. Auf die Aufhebung der Stempelakte waren die Amerikaner zu ihrer gewohnten Zufriedenheit und dem alten Verkehr mit England zurückgekehrt; aber diese neue Besteuerungsakte erneuerte ihre Unruhe. Schon lange vorher war ihnen durch die Navigationsakte verboten, Manufacturen von irgend einer Nation zu kaufen, und wenn sie sich diese neue Akte in voller Kraft dachten, so sahen sie, daß es auf diesem indirecten Wege in der Macht Englands liege, sie so schwer zu belasten, als durch irgend eine directe Steuer, wenn sie nicht den Gebrauch von solchen Manufacturen, als sie seither von England zu kaufen gewohnt waren, bei Seite legen oder sie selbst machen konnten.

So standen die Sachen, als Lord Hillsborough die Verwaltung der amerikanischen Angelegenheiten übernahm. Von seinen vermeintlichen Fähigkeiten, seiner Umsicht und Sachkenntniß in diesem Verwaltungszweige wurde viel erwartet. Die Zeitungen waren

voll von seinem Lobe und erregten Erwartungen von ihm, die ihm vielleicht sehr ungelegen waren.

Die Amerikaner beschlossen eine Petition an ihren Herrscher, worin sie ihn baten, zu ihren Gunsten beim Parlament allergnädigst dahin zu wirken, daß die Auflage dieser Steuern, welche sie als einen Eingriff in ihre Rechte betrachteten, aufgehoben werden möge. Die Assembly von Massachussetts-Bay, hatte beschlossen, es sollte den andern Colonien vorgeschlagen werden, diese Maßregel gemeinschaftlich zu unterstützen. Dieß gab, warum, sehe ich nicht wohl ein, dem edlen Lord groß Aergerniß; und einer seiner ersten Schritte war, diesen gemeinschaftlichen Petitionen zuvorzukommen. Zu diesem Ende sandte er einen Befehl an jene Assembly (das Parlament jenes Landes), worin er von ihr verlangte, jenen Beschluß umzustoßen und von der Maßregel abzustehen, im Falle des Ungehorsams drohte er ihr mit Auflösung. Der Gouvernör theilte der Assembly die Instructionen mit, die er dieserhalb empfangen hatte. Sie weigerte sich, zu gehorchen, und sie wurde aufgelöst! Aehnliche Befehle wurden zu derselben Zeit an die Gouvernöre der andern Colonien geschickt, nämlich ihre respectiven Parlamente aufzulösen, sobald sie Miene machten, dem Vorschlage von Boston, Se. Majestät zu petitioniren, beizutreten, und verschiedene von denselben wurden in Folge dessen aufgelöst.

Schlechte Minister sind noch immer dagegen gewesen, wenn Unterthanen das Recht beanspruchten, sich auf dem Wege der Bitte und Beschwerde an ihren Herrscher zu wenden: denn durch diesen Canal kann der Fürst von der schlechten Verwaltung seiner Diener belehrt werden, und dadurch können dieselben zuweilen in Gefahr kommen. Wenigstens geben dergleichen Petitionen ihren Gegnern eine Handhabe, womit sie ihnen Last machen können. Da aber die Maßregel, darüber man sich beschwerte, nicht von dem edlen Lord ausgegangen war, so ist es wirklich sonderbar, daß er sich so mit Gewalt den beabsichtigten Beschwerden entgegen stemmte. In seinen ärgerlichen Briefen nach Amerika bezeichnete er den Vorschlag dieser Petitionen als „eine Maßregel der gefährlichsten und aufrührerischsten Richtung, darauf berechnet, die Gemüther von Sr. Majestät Unterthanen in den Colonien in Flammen zu setzen, eine gesetzwidrige Vereinigung hervorzurufen, eine offene Opposition und Empörung gegen die Autorität des Parlaments aufzuregen und zu ermuthigen, und um den

wahren Geist der Constitution über den Haufen zu werfen." Die Gouvernöre aber wies er an, unmittelbar nach Empfang dieser Befehle ihren äußersten Einfluß aufzubieten, „um dieses abscheuliche Vorhaben zu vereiteln."

Ohne auf die besondern Motive dieses Stückchens von des edlen Lords Betragen einzugehen, wollen wir ein wenig die Weisheit desselben in's Auge fassen. Wenn Unterthanen sich für unterdrückt oder ungerecht behandelt halten, dann ist das Niederlegen ihrer Beschwerden vor den Herrscher oder die regierenden Mächte eine Art Abzugscanal für ihre Bekümmernisse, wodurch ihre Herzen etwas erleichtert werden. Und wenn man ihre Petitionen nur mit einem äußern Anschein von Achtung aufnimmt und sie in Erwägung zieht, giebt ihnen das sogleich Hoffnung und schafft Zeit zur Abkühlung des Zorns. Ja selbst eine abschlägige Antwort, die in schicklichen Ausdrücken abgefaßt und von Gründen begleitet ist, wird durch ihre bloße Form schon weniger unangenehm gemacht, die eine Hälfte wird gebilligt und die andere mit Geduld hingenommen. Wird aber dieser Abzugscanal für das Mißvergnügen des Volkes verstopft, und werden dadurch die Unterthanen zur Verzweiflung getrieben, dann folgt Unheil auf Unheil. Durch eben dieß Verfahren ihrer Diener haben viele Fürsten einen Theil, und einige den ganzen Umfang ihres Herrschergebietes verloren. Der Minister für amerikanische Angelegenheiten scheint daher in diesem Falle in Bezug auf den Dienst seines erlauchten Herrn nicht richtig geurtheilt zu haben.

Aber angenommen, die Maßregel, das Einsenden von Petitionen zu entmuthigen und zu verhüten, wäre richtig gewesen, waren dann wohl die Mittel, welche diesen Zweck erreichen sollten, mit Urtheil gewählt? Ich meine das Drohen mit Auflösung und dann die wirkliche Auflösung der amerikanischen Parlamente. Der edle Lord kam wahrscheinlich auf diese Idee durch das, was er von dem Stand der Dinge in England und Irland weiß, wo es einem Candidaten oft viele Mühe und mitunter eine Masse Geld kostet, nach einer Auflösung wieder gewählt zu werden. Aber in den meisten Colonien giebt es Nichts der Art, wie einen stehenden Wahlcandidaten. Dort wird weder tractirt, noch bestochen. Niemand spricht je die geringste Neigung aus, gewählt zu werden. Statt demüthiger Anzeigen, die um Stimmen und Interesse bitten, sehen Sie vor jeder neuen Wahl Gesuche von früheren Mitgliedern, welche die Ehre, die ihnen durch vorhergehende Wahlen erwiesen wurde, dank-

bar anerkennen, aber ihre langen Dienste in ihrer öffentlichen Stellung geltend machen und bitten, man möge in Erwägung dessen an ihrer Statt einen Andern wählen. Wo dieß der Fall ist, und wo nach einer Auflösung dieselben Repräsentanten wieder gewählt werden können und in der Regel wieder gewählt werden, ohne um eine Stimme zu bitten oder einem Wähler auch nur ein Glas Bier zu geben, ist es da wahrscheinlich, daß solch eine Drohung auch nur im Geringsten dem vorschwebenden Zwecke entsprechen könnte? Die Erfahrung früherer Gouvernöre hätte den edlen Lord belehren können, daß dieß ein eitles Beginnen war. Verschiedene von ihnen waren von ihren englischen Ideen irre geleitet und hatten dieß Verfahren probirt, um die Assemblies ihren Maßregeln unterwürfig zu machen, aber immer ohne Erfolg. Durch den Einfluß seiner Macht, Stellen zu vergeben, hat der Gouvernör aus natürlichen Gründen eine Anzahl von Freunden in der Assembly. Bleiben diese an ihrem Platze, so können sie, wenn auch eine Minorität, doch häufig seinen Zwecken dienen dadurch, daß sie unterstützen, was er wünscht, und hemmen, was ihm mißfällt. Löst er aber, um die Majorität zu strafen, in einem Anfall von Aerger das Haus auf und ordnet eine neue Wahl an, so kann er sicher darauf rechnen, daß er in der neuen Assembly keinen einzigen Freund wiedersieht. Das Volk wird durch die Last, die ihm gemacht wird, in üble Laune gebracht und läßt jeden Mann aus, den es im Verdacht hat, auch nur die geringste Achtung vor dem Gouvernör zu haben. Und eben dieß war die Wirkung von des edlen Lords Auflösungen in Amerika, die neuen Assemblies fand man alle viel unbiegsamer, als die alten.

Aber abgesehen von der Unklugheit dieser Maßregel, war sie verfassungsmäßig? Die Krone hat ohne Zweifel die Prärogative, Parlamente aufzulösen, eine Prärogative, die in ihre Hände gelegt ist im Interesse des Gemeinwohls, welches in manchen Fällen ihre Anwendung erfordern kann. Sollte aber ein König von Großbritannien von seinem Parlament die Umstoßung eines Beschlusses verlangen, den es gefaßt hätte, oder ihm verbieten, eine Petition an den Thron zu bringen *bei Strafe der Auflösung* und nachher dasselbe wirklich auflösen, so hege ich die bescheidene Meinung, ein Minister, der so etwas angerathen, würde wenigstens Gefahr laufen, einen Verweis zu erhalten dafür, daß er durch eine solche Anwendung der Prärogative das *gemeine Recht* verletzt und in die Constitution eingegriffen. Die amerikanische Assembly hat kein

Mittel, solch einen Minister öffentlich anzuklagen; aber eine andere Assembly, das Parlament von England, hat diese Macht und machte sie in einem früheren Falle trefflich geltend, als es nämlich einen großen Mann (Lord Clarendon) zur Verantwortung zog, weil er (wenn auch nur in Einem Falle) versucht hatte, eine willkürliche Regierung in den Colonien einzuführen.

Die Wirkung, welche dieses Verfahren des Ministers für amerikanische Angelegenheiten in Amerika hatte, war nicht eine Verhütung jener Petitionen, wie er sie beabsichtigte, sondern eine Verzweiflung des Volkes an allem Erfolg derselben, da sie nur durch die Hände eines Mannes, der sich ihrer Entstehung so außerordentlich feindlich gezeigt, an den Thron gelangen konnten. Daraus entstand der Plan, die brittischen Kaufleute und Fabrikanten für den Erfolg ihrer Petitionen zu interessiren, dadurch, daß sie übereinkamen, keine Güter von Großbrittannien zu importiren, bis ihren Beschwerden abgeholfen wäre. Der allgemeine Unwille machte dieses Uebereinkommen noch ausgedehnter und die Sendung der Truppen nach Boston, welche täglich die Assembly*) und die Stadtvorsteher insultirten, dienten, anstatt ihnen Schrecken einzujagen und sie dadurch zu bewegen, sich in des Ministers Maßregeln zu fügen, einzig und allein dazu, die Gemüther des Volkes auf dem ganzen Continent aufzubringen und zu erbittern; wo es sich um den Gebrauch der brittischen Güter handelte, die Sparsamkeit zu einer Modesache zu machen, und die Colonisten zu dem Entschluß zu bringen, alle ihre Kräfte aufzubieten, um eigene Fabriken zu gründen.

Mittlerweile hatte Boston den edlen Lord schwer beleidigt durch den Geist der Widersetzlichkeit, den es bei der Wiedererwählung der Repräsentanten gezeigt, die er für die Leiter der Opposition daselbst hielt. Er entschloß sich daher, durch Verlegung der Assembly von dort nach Cambridge, einem Dorfe, vier Meilen von Boston, diese Stadt zu strafen. Auch hier scheinen den edlen Lord seine englischen und irländischen Vorstellungen irre geleitet zu haben. Die Entfernung eines Parlaments von London oder Dublin, wo so viele von den Einwohnern durch die Ausgaben von solch einer Menge reicher Lords und Gemeinen unterhalten werden und von diesem Unterhalt

---

*) Sie stellten täglich eine starke berittene Wache um das Versammlungslocal, die mit Trommeln und Pfeifen herum marschirte, während drinnen die Mitglieder sich beriethen. Auch wurden Kanonen aufgepflanzt und auf das Gebäude gerichtet.

abhängig sind, kann für eine Stadt, die solch eines Vortheils beraubt wird, von bedeutendem Schaden sein; aber die Entfernung einer Assembly von mäßigen ehrlichen Farmern aus Boston konnte nur ein paar armen Wittwen, die daselbst Kosthäuser halten, in ihrem Interesse zu nahe treten. Alles, was die Mitglieder sonst brauchten, wurde nach wie vor in Boston gekauft. Sie selbst hatten freilich einige Unbequemlichkeiten zu tragen, indem sie vielleicht nicht so bequem wohnten und die öffentlichen Akten nicht zur Hand hatten. Aber dieß konnte sie so wenig mit den Maßregeln des Ministers versöhnen, wie vorher die lange Vertagung, während die öffentlichen Angelegenheiten ihr Zusammensein nothwendig machten; das Alles konnte vielmehr nur dazu dienen, sie immer mehr gegen England aufzubringen und gegen seine Regierung, die so wild und zwecklos geführt wurde. Nur Unkenntniß der wahren Lage jenes Landes kann (wenn überhaupt etwas) dieses frivole Verfahren entschuldigen.

Gute Zwecke im Auge zu haben und geeignete Mittel anzuwenden, um sie zu erreichen, ist das Zeichen beides von einem guten und weisen Minister. Verfolgt er gute Zwecke mit ungeeigneten Mitteln, so zeigt er sich gut, aber schwachköpfig. Verfolgt er schlechte Zwecke mit sinnreichen Mitteln, so zeigt er sich böse, wenn auch fähig. Sind aber seine Zwecke schlecht und die Mittel, die er anwendet, ungeeignet, diese Zwecke zu erreichen, was sollen wir dann von einem Minister sagen! Jeder Schritt, der seit einiger Zeit in der Behandlung der Amerikaner gethan ist: die Aufhebung ihrer gesetzgebenden Macht, weil sie keine Gesetze machten, die von hier aus vorgeschrieben waren; die Unterstützung ihrer Feinde durch Belohnungen und Pensionen, zahlbar aus Steuern, die ihnen abgepreßt werden sollten durch Gesetze, zu denen sie nicht ihre Zustimmung gegeben; die Hinübersendung einer Menge rascher indiscreter Commissäre, um jene Steuern einzutreiben, von Männern, welche durch ihr anmaßendes Betragen, durch Hemmung des Handels und dadurch, daß sie das gute Volk (von dessen Vermögen sie erhalten wurden) hier bei der Regierung beständig als Rebellen und Verräther anklagten, sich dort allgemein verhaßt gemacht haben, während sie hier geliebkos't und ermuthigt werden; endlich die willkürliche Auflösung ihrer Assemblies und die Besetzung ihres Landes mit Truppen, um ihnen zu drohen und sie zu insultiren; sind alle diese Schritte gethan, um sie zur Rebellion zu treiben, damit wir ihnen das Leben

nehmen und ihr Vermögen confiscireu können, so sind sie die geeigneten Mittel, einen schlechten Zweck zu erreichen; sind sie aber gethan, um die Amerikaner mit unserer Regierung zu versöhnen, unsern Handel mit ihnen wieder herzustellen und uns die Freundschaft und den Beistand zu sichern, den das Wachsthum ihrer Stärke, ihres Wohlstandes und ihrer Macht in wenig Jahren außerordentlich werthvoll für uns machen kann, — läßt sich da etwas Unsinnigeres und Absurderes denken! — Der edle Lord mag im Allgemeinen einen gesunden Verstand haben, seine Freunde sagen, er hat ihn, aber in dem politischen Theile desselben, da muß es ganz bestimmt ein wenig verdreht, ein wenig sehr quer aussehen.

Einer, der es wohl meint mit dem Könige und seinen Staaten.

Ein preußisches Edikt,

Rechte auf England beanspruchend.

Ueber diese und die nachfolgende Arbeit äußert sich Franklin selbst in einem Briefe aus London an seinen Sohn, wie folgt: „Ich habe hier kürzlich für den öffentlichen Anzeiger zwei Stücke über amerikanische Angelegenheiten geschrieben. Sie hatten zum Zweck, das Verfahren Englands gegen die Colonien in einer kurzen, faßlichen und schlagenden Weise bloß zu stellen, und wurden deßhalb in außergewöhnliche Formen gebracht, um desto wahrscheinlicher die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Das eine heißt: „Regeln, ein großes Reich in ein kleines zu verwandeln,“ das andere „ein preußisches Edikt.“ Ich schicke dir eins von ersterem, von letzterem konnte ich aber nicht genug bekommen, um dir eins abgeben zu können. Als mein Schreiber am Morgen darauf in die Druckerei ging, waren alle fort außer zwei. Ich selbst gab dem ersteren den Vorzug wegen des größeren und mannichfaltigeren Inhalts. Ich finde aber, daß Andere hier allgemein das letztere vorziehen. Man hat mich nicht im Verdacht als Verfasser, außer ein oder zwei Freunde, und namentlich von dem Edikt habe ich vielfach sagen hören, es sei das kühnste und schärfste Stück, das seit langer Zeit hier erschienen sei. Lord Mansfield sagte davon, wie ich höre, es sei in der That sehr sinnreich und mit außerordentlichem Talent geschrieben, und es würde hier Unheil stiften, indem es die Maßregeln der Regierung in ein übles Licht setzte, und in den Colonien, indem es sie in ihrer Widerspänstigkeit bestärkte. Was es hier um so mehr beachtet machte, war, daß die Leute, die es lasen, davon ganz irre geleitet wurden, bis sie es halb durchgelesen hatten, und sich einbildeten, das Edikt sei ächt, ein Irrthum, wozu, wie ich glaube, der Charakter des Königs von Preußen beigetragen haben muß. Ich war im Hause von Lord Despencer, als die Post die Zeitungen von jenem Tage brachte. Herr Whitehead, der Verfasser der Sitten, war ebenfalls da. Der überflog schnell alle Blätter, um der Gesellschaft zu

sagen, was Bemerkenswerthes darin stehe. Er hatte sie in einem andern Zimmer, und wir plauderten beim Frühstück, als er plötzlich außer Athem hereinstürzte, das Blatt in der Hand. Da! sagte er, da giebts was Neues für Sie! Da ist der König von Preußen, der beansprucht ein Recht auf dieses Königreich! Alle starrten, und ich so gut, wie Einer. Nun fing er an zu lesen. Als er zwei oder drei Paragraphen gelesen hatte, sagte einer von den anwesenden Herren: Verflucht sei seine Unverschämtheit, Sie sollen sehen, mit der nächsten Post erfahren wir, daß er mit 100,000 Mann abmarschirt ist, um dies zu vertreten. Whitehead, der sehr verschmitzt ist, begann es jedoch bald nachher zu wittern, und er sah mir in's Gesicht und sagte: Ich will mich hängen lassen, wenn das nicht so ein amerikanischer Witz auf uns ist. Es wurde dann weiter gelesen, und ein unaufhörliches Gelächter nebst dem allgemeinen Urtheil, es sei ein guter Treffer, war das Ende davon."

In einem andern Briefe äußert Franklin ferner: „Solche Blätter mögen immerhin den Anschein haben, als hätten sie den Zweck, unsere Spaltung noch zu vergrößern, aber ich habe dabei den entgegengesetzten Zweck und hoffe dadurch, daß ich die Beschwerden der Colonien so gedrängt zusammenfasse und in ein starkes Licht setze, unsere Administration zu bewegen, denselben mehr Aufmerksamkeit zu zollen, und daß, wenn man ihre Unvernunft allgemein erkennt, einige von ihnen abgestellt werden mögen zur Herstellung der Harmonie zwischen uns."

Man sieht also, auch diese Aufsätze waren noch in der freundlichsten Gesinnung gegen England geschrieben. Sie sollten versöhnen, nicht reizen. Aber bei den stolzen Lords hatten sie ganz die entgegengesetzte Wirkung. Je mehr sie erkannten, daß sie ihre Maßregeln gegen Amerika vom Standpunkte des Rechts nicht vertheidigen konnten, desto mehr griffen sie nach ihrem Lieblingsmittel, der Gewalt, womit sie Alles erreichen zu können hofften.

Bedenkt man, daß damals „der alte Fritz" König von Preußen war, der durch seine außerordentlichen Waffenthaten während des siebenjährigen Krieges die ganze Welt in Erstaunen gesetzt hatte, bedenkt man, daß eben dieser König für einen der größten Freigeister und Spottvögel seines Jahrhunderts galt, so kann man sich denken, wie leicht dieses preußische Edikt damals den Leser irre führen konnte. Zum besseren Verständniß der gewählten Situation erinnern wir noch daran, daß bekanntlich im siebenjährigen Kriege England mit Friedrich II. verbündet war, um durch ihn namentlich Frankreich zu schwächen. In derselben Zeit eroberte England Canada von Frankreich.

Danzig, den 5. Sept. 1773.

Wir haben uns hier lange gewundert, daß die englische Nation sich so gutwillig in die preußischen Zölle für den Eingang ihrer Waaren in unsern Hafen fügte. Erst kürzlich erfuhren wir von den alten und neuen Rechten, die über dieser Nation schweben, und konnten deßhalb bis dahin nicht vermuthen, daß sie sich aus Pflichtgefühl oder aus Grundsätzen der Billigkeit diesen Zöllen unterwer-

fen könnte. Das folgende Edikt, welches so eben bekannt gemacht ist, wirft, wenn es ernst gemeint ist, vielleicht einiges Licht auf diese Sache:

„Friedrich, von Gottes Gnaden König von Preußen &c., allen Lebenden und Nachkommenden Heil! — Da der Frieden, dessen unsere Staaten sich jetzt erfreuen, uns Muße gegeben hat, uns die Regulation des Handels, die Verbesserung der Finanzen und zu gleicher Zeit die Erleichterung der Steuerlasten unserer einheimischen Unterthanen angelegen sein zu lassen: darum und aus andern wohl erwogenen Beweggründen, machen wir hiermit bekannt und thun zu wissen, daß, nachdem wir diese Angelegenheiten in unserm Staatsrath berathen, im Beisein unserer theuren Brüder und anderer hohen Staatsbeamten als Mitglieder desselben, wir nach bestimmter Kenntniß, voller Gewalt und königlicher Autorität dieses gegenwärtige Edikt gemacht und ausgegeben haben, nämlich:

Dieweil es aller Welt wohl bekannt ist, daß die ersten deutschen Ansiedelungen auf der Insel Brittannien von Schaaren von Unterthanen unserer ruhmreichen herzoglichen Vorfahren gegründet wurden, die unter Anführung von Hengist, Horsa, Hella, Uffa, Cerdicus, Ida und andern aus ihren Staaten zogen, und daß besagte Colonien Jahrhunderte lang unter dem Schutze unseres erhabenen Königshauses geblüht haben und nie von ihm emanzipirt worden, trotzdem aber demselben bisher nur geringen Nutzen eingebracht haben: und dieweil wir im letzten Kriege für besagte Colonien gefochten, sie gegen die Macht von Frankreich vertheidigt und dadurch in den Stand gesetzt haben, von besagter Macht in Amerika Eroberungen zu machen, ohne daß wir dafür bisher angemessene Entschädigung erhalten haben: und dieweil es gerecht und zweckdienlich ist, daß von besagten Colonien in Brittannien zum Zwecke unserer Schadloshaltung eine Revenue erhoben werde, und daß diejenigen, welche Abkömmlinge unserer alten Unterthanen und uns von daher noch zu schuldigem Gehorsam verpflichtet sind, beisteuern sollten zur Anfüllung unserer königlichen Schatzkammer: (wie sie hätten thun müssen, wären ihre Vorfahren in den Bezirken geblieben, die uns jetzt angehören) — deßhalb verordnen und befehlen wir hiemit, daß von und nach dem Datum dieses soll erhoben und an unsere Zollbeamten bezahlt werden eine Steuer von vier und ein halb pro Cent ad valorem*) von allen Gütern, Waaren und Handelsartikeln und

*) Nach dem Werth.

von allem Korn und den andern Produkten der Erde, so von besagter Insel Brittannien exportirt, und von allen Gütern jeglicher Art, so in dieselbige importirt werden, zu unserm und unserer Nachfolger Nutzen. Und um besagte Steuer wirksamer heben zu können, verordnen wir hiermit, daß alle Schiffe oder Fahrzeuge, von Großbrittannien für irgend einen andern Theil der Welt oder von irgend einem andern Theil der Welt für Großbrittannien bestimmt, auf ihren respektiven Reisen unsern Hafen von Königsberg berühren sollen, um daselbst umgeladen, durchsucht und mit besagten Steuern belegt zu werden.

Und dieweil in besagter Insel Großbrittannien durch unsere Colonisten daselbst von Zeit zu Zeit viele Minen und Lager von Eisenstein entdeckt worden: und verschiedene Unterthanen unsers alten Herzogthums, geschickt in Verwandlung besagten Steines in Metall, in früheren Zeiten sich dahin begeben haben, diese Kunst mit sich nehmend und verbreitend; und die Einwohner besagter Insel in der Voraussetzung, sie hätten ein natürliches Recht, zu ihrem eigenen Nutzen den bestmöglichen Gebrauch von den natürlichen Produkten ihres Landes zu machen, nicht allein Oefen gebaut haben zur Umschmelzung besagten Steins in Eisen, sondern zur bequemeren Bearbeitung desselben auch Stahlöfen, Hammerwerke und Blechwalzen errichtet haben, dadurch besagte Fabrikation in unserm alten Reiche zu verringern drohend: darum verordnen wir hiermit fürder, daß von und nach dem Datum dieses in besagter Insel Großbrittannien kein Hammerwerk oder andere Maschine zum Hämmern oder Walzen von Eisen, noch irgend ein Pochhammer, noch auch ein Ofen zur Bereitung von Stahl errichtet oder in Arbeit erhalten werden soll: und der Lord-Lieutenant jedes Countys in besagter Insel erhält hiemit Befehl, nach Kenntnißnahme irgend eines solchen Bau's in seinem County die Abbrechung und Zerstörung desselben zu befehlen und mit Gewalt zu erzwingen, und für jede Vernachlässigung hat er uns auf seine Gefahr einzustehen. Indeß wollen wir den Einwohnern besagter Insel gnädiglich erlauben, ihr Eisen nach Preußen zu transportiren, um daselbst verarbeitet und ihnen zurückerstattet zu werden, wofür sie unsern preußischen Unterthanen ihre Arbeit zu bezahlen haben mit sammt allen Commissions- und Frachtkosten, deßgleichen dem Risiko auf der Hin- und Herfahrt.

Wir halten es jedoch nicht für angemessen, diese unsere Nachsicht auch auf den Artikel Wolle auszudehnen; sondern in der Absicht,

nicht allein die Manufaktur von Wollstoffen, sondern auch die Schafzucht in unsern alten Staaten zu ermuthigen, dagegen beides in besagter Insel zu hindern, erlassen wir hiermit ein absolutes Verbot gegen die Transportation von Wolle aus derselben auch in das Mutterland Preußen: und damit diese Insulaner fürder und wirksamer verhindert sein mögen, irgend einen Vortheil aus ihrer eigenen Wolle zu ziehen, befehlen wir, daß keine Wolle aus einem County in ein anderes gebracht werden soll; noch sollen irgend gedrehte oder lose Wollengarne, noch Tuche, Biber, Friese, Casimire, Halbwollenzeuge oder irgend andere Kleiderstoffe oder Wollenwaaren irgend einer Art, in irgend einem der besagten Counties aus Wolle gewebt oder damit gemischt, in irgend ein anderes County gebracht oder auch nur über den kleinsten Fluß oder Bach übergesetzt werden bei Strafe des Verlustes derselben mit sammt der Boote, Wagen, Pferde rc., die beim Transport derselben gebraucht werden: — dagegen ist es unsern vielgetreuen Unterthanen hiemit erlaubt (wenn sie es für gut halten), alle ihre Wolle als Dünger zu gebrauchen zur Verbesserung ihrer Aecker.

Und dieweil die Kunst und das Geheimniß der Hutmacherei in Preußen zu großer Vollkommenheit gelangt ist, und die Hutmacherei unsrer entlegeneren Unterthanen so viel als möglich beschränkt sein sollte: und in so weit die vorerwähnten Inselbewohner, da sie sich im Besitz von Wolle, Biber und andern Pelzen befanden, sich dünkelhafter Weise einbildeten, sie hätten ein Recht, davon Gebrauch zu machen durch Verarbeitung derselben zu Hüten zum Nachtheil unserer einheimischen Manufactur: deßhalb erlassen wir hiermit den stricten Befehl und verordnen, daß keine Hüte oder Filze, welcher Art sie auch sein mögen, gefärbt oder ungefärbt, fertig oder nicht fertig, verladen oder in oder auf ein Schiff, einen Karren, Wagen oder ein Pferd gebracht werden sollen, um transportirt oder aus einem County in besagter Insel in ein anderes befördert zu werden, oder nach irgend einem andern Platze von einer Person oder Personen irgend einer Art, bei Strafe des Verlustes derselben sammt einer Buße von 500 Pfund Sterling für jedes Vergehen: noch soll irgend ein Hutmacher in irgend einem der besagten Counties mehr als 2 Lehrlinge beschäftigen, bei Strafe von 5 Pfund Sterling monatlich: wobei wir beabsichtigen, daß solche Hutmacher, die so eingeschränkt sind, in der Fortsetzung ihres Geschäfts keinen Vortheil mehr finden mögen. Indeß, da besagte Inselbewohner sonst leicht

durch Mangel an Hüten Unbequemlichkeiten leiden könnten, hat es uns fürder gnädigst gefallen, ihnen zu erlauben, ihre Biberfelle nach Preußen zu schicken, desgleichen erlauben wir, die davon gemachten Hüte von Preußen nach Brittannien zu exportiren, wobei das so begünstigte Volk alle Kosten und Forderungen für Manufactur, Interessen, Commissionen an unsere Kaufleute zu zahlen hat, desgleichen für Versicherung und Fracht auf dem Hin- und Herwege, wie beim Eisen.

Und endlich, noch fürder willens, unsere besagten Colonien in Brittannien zu begünstigen, verordnen und befehlen wir hiemit ebenfalls, daß alle Diebe, Wegelagerer, Straßenräuber, Hauseinbrecher, Fälscher, Mörder, Sodomiter und Schurken jeglichen Namens, deren Leben in Preußen dem Gesetz verfallen ist, die wir aber in unserer großen Langmuth nicht für angemessen halten, dahier zu hängen, aus unsern Gefängnissen in besagte Insel Brittannien ausgeleert werden sollen, um jenes Land besser zu bevölkern.

Wir schmeicheln uns, daß diese unsere königlichen Regulationen und Befehle von unsern vielbegünstigten Colonisten in England werden gerecht und vernünftig befunden werden: indem besagte Regulationen aus ihren Statuten von 10 und 11 William III. c. 10, 15 Geo. II. c. 22, 23 Geo. II. c. 29, 4 Geo. I. c. 11 und aus andern billigen Gesetzen, so gemacht von ihren Parlamenten, oder aus Instruktionen, so gegeben von ihren Fürsten oder aus Resolutionen beider Häuser, so gefaßt zur guten Regierung ihrer eigenen Colonien in Irland und Amerika, copirt sind.

Und alle Personen in besagter Insel sind hiermit gewarnt, sich in keiner Weise der Exekution dieses unsers Edikts oder eines Theils desselben zu widersetzen, denn solch eine Widersetzung ist Hochverrath; und alle, die sich dessen verdächtig machen, sollen in Ketten von Brittannien nach Preußen transportirt werden, um daselbst nach preußischem Gesetz verhört und hingerichtet zu werden.

Solches ist unser Belieben.

Gegeben zu Potsdam, diesen 25. Tag des Monats August, Ein Tausend sieben Hundert und drei und siebenzig, im 33. Jahre unserer Regierung,

durch den König in seinem Staatsrath,

Rechtmäßig, Sekr."

Manche halten dieß Edikt lediglich für eines von des Königs

jeux d'esprit,*) andere nehmen es für ernst, und glauben, es meine einen Streit mit England: aber alle halten hier die Versicherung, „daß diese Regulationen von Akten des englischen Parlaments bezüglich ihrer Colonien copirt seien," womit es schließt, für äußerst beleidigend; da es undenkbar, daß ein Volk, so hervorleuchtend durch seine Liebe zur Freiheit, daß eine Nation, so liberal in ihren Gesinnungen, so gerecht und billig gegen ihre Nachbaren, aus gemeinen und unverständigen Rücksichten unmittelbaren Vortheils ihre eigenen Kinder so willkürlich und tyrannisch sollte behandeln können.

Regeln zur Verwandlung eines großen Reichs in ein kleines, einem Minister bei seinem Regierungsantritt überreicht.

Ein alter Weiser rühmte sich, er könne zwar nicht fiedeln, aber er verstehe sich darauf, eine große Stadt aus einer kleinen zu machen. Ich dagegen, ein moderner Einfaltspinsel, habe es mir zur Aufgabe gemacht, grade die umgekehrte Wissenschaft vorzutragen.

Ich wende mich an alle Minister, die an der Spitze ausgedehnter Reiche stehen, welche eben wegen ihrer Größe sehr lästig zu regieren sind, — weil die Vielfältigkeit ihrer Angelegenheiten Einem keine Zeit zum Fiedeln läßt.

1. Zuerst, meine Herren, müßt Ihr in Betracht ziehen, daß ein großes Reich sich wie ein Kuchen am Leichtesten an den Ecken kleiner machen läßt. Richtet darum Eure Aufmerksamkeit zuerst auf Eure entlegensten Provinzen; seid Ihr die erst los, dann folgen die andern der Reihe nach.

2. Um die Möglichkeit dieser Trennung nicht zu verlieren, laßt es Eure vorzügliche Sorge sein, daß die Provinzen nie mit dem Mutterlande einverleibt werden; seht darauf, daß sie nicht dieselben gemeinen Rechte, noch dieselben Handelsprivilegien genießen, und daß sie nach strengeren Gesetzen regiert werden, die allein von Euch dictirt sind, ohne daß ihnen irgend ein Antheil gestattet wäre an der Wahl der Gesetzgeber. Wenn Ihr mit Sorgfalt solche Unterschiede macht und fest haltet, dann handelt Ihr (um das Bild von dem Kuchen beizubehalten) gleich einem weisen Pfefferkuchenbäcker, der, um sich die Theilung zu erleichtern, seinen Teig

*) Geistreiche Scherze.

an den Stellen halb durchschneidet, wo er ihn nach dem Backen in Stücke brechen will.

3. Es kann der Fall sein, daß die entlegenen Provinzen bloß durch die Opfer der Ansiedler oder ihrer Vorfahren ohne den Beistand des Mutterlandes erworben, gekauft oder erobert sind. Sollte nun dieß letztere durch den Anwachs ihrer Bevölkerung, die bereit stände, seine Kriege zu unterstützen, an Stärke gewinnen; sollte sich sein Handel vermehren durch ihre stets wachsende Nachfrage nach seinen Manufacturwaaren, oder seine Seemacht durch vermehrte Beschäftigung für seine Schiffe und Seeleute, dann werden sie wahrscheinlich denken, sie hätten sich damit ein Verdienst erworben, und seien dafür auf einige Begünstigung berechtigt: deßhalb vergeßt das Alles oder straft sie dafür, als hätten sie Euch Schaden gethan. Sind sie etwa eifrige Whigs, Freunde der Freiheit, in revolutionären Grundsätzen aufgezogen; so rechnet ihnen das Alles zu ihrem Schaden, und seid darauf bedacht, es zu strafen: denn nachdem eine Revolution ganz durchgesetzt ist, sind dergleichen Grundsätze von keinem weiteren Nutzen; ja, sie sind hassenswürdig und verdammlich.

4. Mögen die Colonien sich Eurer Regierung auch noch so friedlich unterworfen, mögen sie noch so sehr ihren Eifer für Eure Interessen bezeugt, mögen sie noch so geduldig ihre Lasten getragen haben, Ihr habt dennoch stets vorauszusetzen, als wären sie zur Rebellion geneigt, und sie danach zu behandeln. Quartirt Truppen bei ihnen ein, die durch ihre Anmaßungen Pöbelaufstände erregen und sie mit ihren Kugeln und Bajonetten unterdrücken können. Durch dieses Mittel seid Ihr im Stande, wie ein Ehemann, der seine Frau aus Verdacht schlecht behandelt, mit der Zeit Euren Verdacht in Wirklichkeit zu verwandeln.

5. Entlegene Provinzen müssen Gouvernöre und Richter haben, um die königliche Person zu repräsentiren und überall die delegirten Theile seines Amts und seiner Autorität auszuüben. Ihr Minister, wißt, daß die Stärke der Regierung zum großen Theil von der Meinung des Volkes, und diese wieder vorzüglich von der Wahl der Regierenden abhängt, die seine unmittelbaren Vorgesetzten sind. Sendet Ihr ihnen weise und gute Männer als Gouvernöre, welche das Interesse der Colonien erforschen und ihr Wohl befördern; dann werden sie denken, ihr König sei weise und gut und wünsche, daß es seinen Unterthanen wohl gehe. Sendet Ihr ihnen

erfahrene und aufrichtige Richter, so werden sie ihn für einen Freund der Gerechtigkeit halten. Dieß würde Eure Provinzen mehr an seine Regierung fesseln. Ihr müßt Euch daher wohl bedenken, wen ihr zu solchen Aemtern empfehlt. — Könnt Ihr Verschwender finden, die ihr Vermögen durchgebracht haben, banquerutte Spieler oder Börsenspeculanten, die geben gute Gouvernöre, denn sie werden wahrscheinlich räuberisch zu Werke gehen und durch ihre Erpressungen das Volk aufbringen. Zänkische Anwälte und wortverdrehende Advokaten sind auch nicht übel, denn sie werden immerfort streiten und hadern mit ihren kleinen Parlamenten. Sind dieselben außerdem noch unwissend, verdreht und aufgeblasen, um so besser. Gerichtsschreiber und Winkeladvokaten sind gut zu Oberrichtern, vorzüglich wenn sie ihre Stellen behalten, so lange es Euch beliebt: — so etwas trägt Alles bei, über Eure Regierung solche Ideen zu geben, als für ein Volk passen, dem Ihr zu entsagen wünschtet.

6. Um diese Eindrücke noch fester und tiefer zu machen, seht zu, daß, so oft die Verletzten in die Hauptstadt kommen mit Klagen über schlechte Verwaltung, Druck oder Ungerechtigkeit, solche Kläger bestraft werden mit langem Aufschub, enormen Kosten und am Ende mit einem Urtheil zu Gunsten des Unterdrückers. Das wird in jeder Beziehung einen wunderbaren Effect haben. Der Trubel künftiger Klagen wird vermieden, und die Gouvernöre und Richter werden zu weiteren Handlungen der Unterdrückung und Ungerechtigkeit ermuthigt, wodurch denn das Volk mehr und mehr gereizt und am Ende zur Verzweiflung getrieben werden kann.

7. Wenn solche Gouvernöre ihre Geldsäcke voll gestopft und sich beim Volke so verhaßt gemacht haben, daß sie mit Sicherheit nicht länger unter ihnen bleiben können, dann ruft sie zurück und belohnt sie mit Pensionen. Ihr könnt sie auch zu Baronets machen, wenn der achtbare Orden nicht geneigt sein sollte, es übel zu empfinden. Alles das wird beitragen, neue Gouvernöre zu derselben Verfahrungsweise zu ermuntern und die oberste Regierungsgewalt verabscheut zu machen.

8. Sollten zur Zeit eines Krieges die Colonien auf Eure einfache Aufforderung wetteifern in liberalen Unterstützungen an Geld und Leuten gegen den gemeinschaftlichen Feind und weit mehr geben, als sie vor sich selbst verantworten können, — dann vergesset ja nicht, daß ein Pfennig, den Ihr mit Gewalt genommen, Euch mehr ehrt,

als ein Pfund, das Euch von ihrem guten Willen geschenkt wird; darum verschmäht ihre freiwilligen Gaben und seid entschlossen, sie mit neuen Taxen zu belasten. — Dann werden sie wahrscheinlich Eurem Parlament klagen, daß sie von einem Körper besteuert sind, in dem sie keinen Repräsentanten haben, und daß dieß dem gemeinen Recht zuwider ist. Sie werden um Genugthuung petitioniren. Laßt das Parlament ihre Ansprüche verhöhnen, ihre Petitionen verwerfen, ja sogar sich weigern, sie lesen zu lassen, und die Bittsteller mit der äußersten Verachtung bestrafen. Nichts kann eine bessere Wirkung haben, die beabsichtigte Entfremdung hervorzurufen; denn ob auch Manche Beleidigungen vergeben können, Verachtung vergab noch Niemand.

9. Beim Auflegen dieser Steuern ziehet nie die schweren Lasten in Betracht, die jene entlegenen Völker schon tragen für die Vertheidigung ihrer eigenen Grenzen, die Unterhaltung ihrer eigenen provinziellen Regierung, den Bau neuer Straßen, Brücken, Kirchen und anderer öffentlichen Gebäude, welche Euch in den alten Ländern schon von Euren Vorfahren überkommen sind, die aber beständige Aufrufe und Forderungen an die Börsen eines neuen Volkes veranlassen. — Vergeßt die Schranken, die Ihr zu Eurem Vortheil ihrem Handel anlegt, und den Nutzen, den das Monopol dieses Handels Euren Kaufleuten bringt. Achtet für Nichts den Reichthum, den diese Kaufleute und Eure Fabrikanten aus dem Handel mit den Colonien ziehen, und ihre dadurch vergrößerte Fähigkeit, daheim Steuern zu zahlen; lasset es unbeachtet, daß sie die meisten von diesen Steuern auf die Preise ihrer Waaren schlagen und sie so von ihren consumirenden Abnehmern erheben: dieß Alles, und die Beschäftigung und Unterhaltung von Tausenden Eurer Armen durch Eure Colonisten habt Ihr durchaus zu vergessen. Dagegen versäumt nicht, Eure willkürliche Besteuerung für die Provinzen noch unerträglicher zu machen durch öffentliche Erklärungen, darin Ihr behauptet, daß Eure Macht, sie zu besteuern, keine Grenzen hat, so daß, wie Ihr ein Recht habt, ohne ihre Zustimmung Einen Schilling vom Pfund zu nehmen, Ihr ein eben so einleuchtendes Recht auf die andern neunzehn habt. Dieß wird wahrscheinlich jede Idee von Sicherheit ihres Eigenthums in ihnen zum Wanken bringen und sie überzeugen, daß sie unter solch einer Regierung Nichts haben, was sie ihr eigen nennen können; und das kann gar nicht fehlen, die glücklichsten Folgen hervorzubringen.

10. Allerdings ist es möglich, daß Einige von ihnen sich noch trösten und sagen: „haben wir auch kein Eigenthum, so haben wir doch etwas behalten, das Werth hat, wir haben constitutionelle Freiheit, beides der Person und des Gewissens. Dieser König, diese Lords, und diese Gemeinen, die zu weit von uns entfernt zu sein scheinen, um uns zu kennen und zu lieben, können uns doch nicht unser habeas corpus Recht nehmen oder unser Recht, durch ein Geschworenen=Gericht von unsern Nachbaren gerichtet zu werden: sie können uns nicht der Ausübung unserer Religion berauben, noch unsere kirchliche Verfassung verändern und uns zwingen, Papisten zu werden, wenn es ihnen beliebt, oder Muhamedaner." Um ihnen diesen Trost zu nehmen, fangt damit an, ihren Verkehr durch endlose Regulationen zu verwirren, die man unmöglich behalten und beobachten kann: verordnet Confiscation ihres Eigenthums für jeden Uebertretungsfall, hebt über solches Eigenthum den Prozeß durch Geschworene auf und gebt ihn in die Hände von willkürlichen Richtern, die Ihr selbst angestellt, und zwar aus den niedrigsten Charakteren im Lande, die ihre Gehälter und Einkünfte aus den Sporteln oder Verurtheilungen zu erheben haben, und deren Anstellungen dauern, so lange es Euch gefällt. Dann laßt von beiden Häusern eine Erklärung ausgehen, jede Opposition gegen Eure Edikte sei Hochverrath, und Personen, die sich in den Provinzen des Hochverraths verdächtig gemacht, sollen nach irgend einem veralteten Gesetz arretirt und in die Hauptstadt des Reichs vor Gericht gebracht werden; und passirt eine Akte, danach diejenigen, welche daselbst gewisser andern Vergehen bezüchtigt sind, in Ketten geworfen, und von ihren Freunden und Landsleuten fortgeschickt werden sollen, damit ihnen auf dieselbe Weise wegen peinlichen Verbrechens der Prozeß gemacht wird. Darauf errichtet unter ihnen einen neuen Inquisitionsgerichtshof, der mit einer bewaffneten Macht umgeben und instruirt ist, alle jene verdächtigen Personen hinüber zu transportiren, damit sie, falls sie Beweise ihrer Unschuld mit sich bringen, durch die Ausgaben ruinirt, oder wenn sie das nicht möglich machen können, schuldig befunden und gehängt werden. Und damit die Leute dann nicht denken, Ihr könntet nicht weiter gehen, passirt eine andere feierliche Erklärung, „daß Könige, Lords und Gemeine volle Gewalt und Autorität haben und von Rechtswegen haben sollten, Gesetze von hinreichender Kraft und Stärke zu machen, um die unvertretenen Provinzen in allen nur mögli=

chen Fällen zu binden." Dieß schließt Geistliches und Weltliches ein und muß zusammen genommen wunderbar wirken zu Eurem Zweck, dadurch, daß es sie überzeugt, daß sie gegenwärtig unter einer Macht stehen, gleich der, von welcher in der Schrift gesprochen wird, die nicht allein ihre Leiber tödten, sondern auch ihre Seelen in ewige Verdammniß führen kann, da sie im Stande ist, wenn es ihr beliebt, sie zu zwingen, den Teufel anzubeten.

11. Um Eure Steuern noch gehässiger zu machen und um mit noch mehr Wahrscheinlichkeit Widerstand hervorzurufen, sendet ihnen zur Beaufsichtigung der Collection einen Haufen Beamte aus der Hauptstadt, zusammengesetzt aus den indiscretesten, rohesten und anmaßendsten Menschen, die Ihr finden könnt. Laßt dieselben große Gehälter aus erpreßten Einkünften ziehen und laßt sie in offenem beleidigenden Luxus leben von dem Schweiß und Blut der Arbeitsamen, die sie beständig mit grundlosen und theuren Verfolgungen zu plagen haben vor den oben erwähnten willkürlichen Steuerrichtern; Alles auf Kosten der verfolgten Partei, selbst wenn sie frei gesprochen wird, denn der König hat keine Kosten zu bezahlen. Laßt diese Leute auf Euren Befehl ausgenommen sein von allen gemeinschaftlichen Steuern und Lasten der Provinz, wenn auch sie und ihr Eigenthum durch die Gesetze derselben geschützt werden. Sind einzelne Steuerbeamte der geringsten Rücksicht für das Volk verdächtig, entlaßt sie. Werden andere mit Recht von ihm angeklagt, beschützt und belohnt sie. Betragen sich einige von den Unterbeamten so, daß sie das Volk aufreizen, sie zu prügeln, befördert sie zu besseren Aemtern: dieß wird andere ermuthigen, durch Vervielfältigung und Verstärkung von dergleichen Aufreizungen sich selbst solche vortheilhaften Prügel zu verschaffen.

12. Ein anderer Weg, Eure Steuern verhaßt zu machen, ist, den Ertrag derselben falsch anzuwenden. Wurde derselbe ursprünglich erhoben zur Vertheidigung der Provinzen und der besseren Unterhaltung der Regierung und zur Verwaltung der Gerechtigkeit, wo es nöthig sein könnte, dann verwendet Nichts davon auf diese Vertheidigung, sondern gebt ihn aus, wo es nicht nöthig ist, für die Vergrößerung der Gehälter oder Pensionen jedes Gouvernörs, der sich durch seine Feindschaft gegen das Volk und die Verleumdung desselben bei seinem Fürsten ausgezeichnet hat. Dieß wird sie noch unwilliger machen, die Steuern zu bezahlen und sie veranlassen, mit denen Streit anzufangen, die sie sammeln, und mit denen, die sie

aufgelegt. Diese werden dann wieder mit ihnen Streit anfangen, und Alles wird auf Euren eigenen Zweck, sie Eurer Regierung überdrüssig zu machen, hinarbeiten.

13. Ist das Volk einer Provinz bisher gewohnt gewesen, seine Gouvernöre und Richter zu ihrer Befriedigung selbst zu unterhalten, so müßt Ihr wissen, daß solche Gouvernöre und Richter dadurch leicht bewegt werden könnten, das Volk freundlich zu behandeln und ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Das ist ein Grund mehr, einen Theil jener Einkünfte auf größere Gehälter für solche Gouvernöre und Richter zu verwenden, die sie, wie ihre Commissionen lauten, nur so lange erhalten, als es Euch gefällt. Dabei muß es ihnen verboten sein, irgend einen Gehalt von ihren Provinzen zu nehmen. Dann wird das Volk nicht länger auf irgend eine Freundlichkeit von seinen Gouvernören oder auf Gerechtigkeit von seinen Richtern hoffen können. Und da das Geld, das in einer Provinz also unrecht verwandt wird, von allen erpreßt ist, so werden sie wahrscheinlich alle über die unrechte Verwendung aufgebracht werden.

14. Sollten die Parlamente Eurer Provinzen es wagen, Rechte zu beanspruchen oder über Eure Administration zu klagen, so verordnet, daß sie durch wiederholte Auflösungen aufgebracht werden. Kommen nach den neuen Wahlen immer dieselben Männer wieder, so versetzt ihre Versammlungen in irgend ein Dorf auf dem Lande, wo sie nicht untergebracht werden können, und da haltet sie, so lange es Euch gefällt; denn das, wißt Ihr, ist Eure Prärogative, und eine ausgezeichnete ist es, da Ihr sie gebrauchen könnt, um Mißvergnügen unter dem Volke zu erregen, seine Achtung vor der Krone zu vermindern und seine Abneigung zu vergrößern.

15. Macht Eure braven ehrlichen Seeofficiere zu winzigen Hafenaufsehern und Zollbeamten in den Colonien. Laßt diejenigen, welche in Kriegszeiten tapfer fochten für die Vertheidigung des Handels ihrer Landsleute, im Frieden angestellt werden, ihn zu berauben. Laßt sie lernen, sich von großen und wirklichen Schmugglern bestechen zu lassen; aber (um ihren Fleiß zu zeigen) laßt sie mit bewaffneten Booten jede Bay, jeden Hafen, jeden Fluß, jeden Bach, jede Bucht und jeden Winkel an der ganzen Küste Eurer Colonien durchstreifen; laßt sie jeden Küstenfahrer, jedes Holzboot, jeden Fischer anhalten und aufhalten, und ihre Ladungen, ja selbst ihren Ballast zu oberst zu unterst kehren; und wo man für einen Pfennig Stecknadeln unverzollt findet, laßt die ganze Ladung in Beschlag neh-

men und confisciren. So wird der Handel Eurer Colonisten zur Zeit des Friedens von ihren Freunden mehr leiden, als er es im Kriege von ihren Feinden gethan. Endlich laßt die Mannschaften dieser Boote bei jeder Farm an ihrem Wege landen, ihre Obstgärten plündern, ihre Schweine und Hühner stehlen und die Einwohner insultiren. Brechen dann die benachtheiligten und aufgebrachten Bauern, weil sie sich außer Stande sehen, sich auf anderm Wege Gerechtigkeit zu verschaffen, gegen die Räuber los und prügeln die Mannschaft und verbrennen ihre Boote, dann müßt Ihr das Hochverrath und Rebellion nennen, Flotten und Armee'n in ihr Land beordern und ihnen drohen, alle Missethäter drei Tausend Meilen transportiren und sie hängen, rädern und viertheilen zu lassen. — O! das wird eine wundervolle Wirkung haben!

16. Hört Ihr von Mißvergnügen in Euren Colonien, so glaubt niemals, daß es allgemein ist, oder daß Ihr Veranlassung dazu gegeben; darum denkt auch gar nicht daran, irgend ein Heilmittel anzuwenden oder irgend eine aufreizende Maßregel zu ändern. Stellt keine Beschwerde ab, damit sie nicht ermuthigt werden, die Abstellung von andern Beschwerden zu verlangen. Gewährt keine Bitte, so gerecht und vernünftig sie auch ist, sonst könnten sie leicht eine andere vorbringen, die unvernünftig wäre. Bezieht alle Eure Erkundigungen über den Zustand der Colonien von Euren Gouvernören und Beamten, die mit ihnen in Feindschaft leben. Ermuthigt und belohnt diese Lügenfabrikanten, haltet ihre lügenhaften Anklagen geheim, damit sie nicht widerlegt werden, aber handelt auf sie, als wären es die deutlichsten Beweise, und glaubt Nichts, was Ihr von den Freunden des Volkes hört. Geht von der Voraussetzung aus, alle *ihre* Klagen seien von ein paar aufrührerischen Demagogen erfunden und vorgebracht, und wenn Ihr die nur fahnden und hängen könntet, würde Alles ruhig sein. Und danach fahndet und hängt ein paar von ihnen, und das Blut der Märtyrer wird für Euren Zweck Wunder wirken.

17. Seht Ihr *eifersüchtige Nationen* sich freuen über die Aussicht auf Eure Entzweiung mit Euren Provinzen und bemüht, sie zu fördern, indem sie alle Klagen Eurer mißvergnügten Colonien übersetzen, veröffentlichen und mit ihrem Beifall unterstützen, zu gleicher Zeit aber im Geheimen Euch zu strengeren Maßregeln aufstacheln, so laßt Euch das nicht beunruhigen und anfechten. Warum sollte es auch? Wollt Ihr doch Alle auf dasselbe hinaus!

18. Sollte eine Colonie auf ihre eigenen Kosten eine Festung errichten, um ihren Hafen gegen die Flotten eines auswärtigen Feindes zu sichern, so laßt Euren Gouvernör die Festung verrathen und in Eure Hände bringen. Denkt nie daran, was sie dem Lande gekostet, denn das sähe wenigstens noch wie einige Achtung vor Gerechtigkeit aus; sondern verwandelt sie in eine Citadelle, die Einwohner zu erschrecken und ihren Handel im Zaume zu halten. Sollten sie in jene Festung dieselben Waffen gebracht haben, die sie gekauft und benutzt, Euch bei Euren Eroberungen zu helfen, nehmt sie alle in Beschlag; das wird wirken, wie Undankbarkeit und Räuberei zusammen genommen. Ein wunderbarer Effect dieser Operationen wird noch sein, jede andere Colonie abzuschrecken, solche Vertheidigungswerke zu errichten, und so können ihre und Eure Feinde leichter in sie einfallen zur großen Schande Eurer Regierung und natürlich zur Förderung Eures Plans.

19. Sendet Armee'n in ihr Land unter dem Vorwand, die Einwohner zu beschützen; aber statt die Forts an ihren Grenzen mit diesen Truppen zu garnisoniren und Einfälle zu verhindern, zerstört diese Forts und beordert die Truppen in das Herz des Landes, damit die Wilden ermuthigt werden, die Grenzen anzugreifen,*) und die Truppen von den Einwohnern beschützt werden: dieß wird so aussehen, als geschähe es von Euch aus bösem Willen oder aus Unwissenheit und wird fürder beitragen, die Meinung unter ihnen zu erzeugen und zu kräftigen, daß Ihr nicht länger fähig seid, sie zu regieren.

20. Endlich, bekleidet den General Eurer Armee in den Provinzen mit großer und unconstitutioneller Gewalt und befreit ihn selbst von der Controlle Eurer eigenen bürgerlichen Gouvernöre. Gebt ihm Truppen genug unter sein Commando, laßt ihn alle Festungen in Besitz nehmen, und wer weiß, ob er es nicht in den Kopf kriegt (wie einige Provinzialgenerale im römischen Reich und ermuthigt durch die allgemeine Unzufriedenheit, die Ihr hervorgebracht), eine Regierung für sich selbst aufzusetzen? Sollte er es thun, und Ihr habt mit Sorgfalt diese wenigen ausgezeichneten

*) Im April 1778 sagten die versammelten Häuptlinge der westlichen Nationen einem von unsern indianischen Agenten: „sie erinnerten sich, daß ihr Vater, der König von Großbrittannien, ihnen im vorigen Herbst eine Botschaft geschickt habe, sie sollten Fort Pittsburg zerstören, und die Soldaten mit der Schärfe ihrer Waffen aus dem Lande treiben: — dieß machte ihnen viele Freude, da es ein starker Beweis von seiner väterlichen Güte gegen sie war." Note von W. T. Franklin.

Regeln von mir befolgt, so gebe ich Euch mein Wort, die Provinzen werden sich ihm sofort alle anschließen — und Ihr seid von jenem Tage an (wenn nicht schon früher), die Mühe, sie zu regieren, los, nebst allen Plagen, die ihren Handel und ihre Verbindung begleiteten, von nun an und auf immer.

Die Theesteuer.

In einem Meeting der Einwohner der Stadt Boston den 20. November 1772 wurde eine Reihe von Beschlüssen gefaßt, die sich stärker, als es je vorher geschehen war, gegen die Eingriffe des englischen Parlaments in die Rechte der Colonien aussprachen. Franklin, der sich damals in London befand, ließ den Bericht über diese denkwürdige Versammlung nebst ihren Beschlüssen daselbst sofort wieder abdrucken. Nachstehender Aufsatz von Franklin begleitete sie als Vorrede. Sie erschien anonym und ist von dem Standpunkte eines Engländers geschrieben. Eine Note in der Ausgabe von W. T. Franklin knüpft daran folgende Betrachtung: „Dieß kleine Stück reizte die englische Regierung auf das Aeußerste. Es war ihr fester Entschluß, Amerika sollte nur von England Thee bekommen. Und in Folge dessen sandte die ostindische Compagnie unter ihrem Schutz große Ladungen davon hinüber. Die Colonien verhinderten überall die Landung oder den Verkauf derselben. Nur in Boston, wo die Stärke der Regierung gemäßigtere Maßregeln verhinderte, warfen einige vermummte Personen den Thee in's Meer. Die Vorrede zur Stempelakte erzeugte die Theesteuer, die Theesteuer erzeugte eine Gewaltthat, die Gewaltthat neue Parlamentsbeschlüsse, und diese Parlamentsbeschlüsse eine Revolution. — „„Ein wenig Nachlässigkeit,““ sagt der arme Richard, „„kann viel Unheil anrichten; um eines fehlenden Nagels willen ging jenes Hufeisen verloren, und um des fehlenden Hufeisens willen ging das Pferd verloren, und um des fehlenden Pferdes willen ging der Reiter verloren, vom Feinde überholt und erschlagen; Alles aus Mangel von ein wenig Sorgfalt um einen Hufnagel.““

Alle Berichte über das Mißvergnügen, welches in den Colonien so allgemein herrscht, werden hier in den letzten Jahren mit Fleiß gemildert und verheimlicht. Es scheint dem Minister für amerikanische Angelegenheiten *) genehm zu sein, die Meinung verbreitet zu sehen, als sei durch seine großen Fähigkeiten aller Streit gedämpft, alle Opposition unterdrückt und das ganze Land zur Ruhe gebracht. Damit aber der wahre Stand der Dinge daselbst besser kennen gelernt und die wahren Ursachen jenes Mißvergnügens wohl verstanden werden können, ist das folgende Stück †) (nicht das Product eines einzelnen Schriftstellers, sondern die einmüthige Erklärung ei-

*) Lord Hillsborough.

†) Hieher gehört natürlich nur diese Vorrede von Franklin, auf die Beschlüsse von Boston kommen wir später zurück.

ner großen amerikanischen Stadt), das letzthin in New-England gedruckt wurde, hier wieder abgedruckt worden. Diese Nation und die andern Nationen Europa's können daraus mit mehr Zuverläßigkeit die Gründe einer Mißhelligkeit erfahren, die früher oder später leicht Folgen haben könnte, welche sie alle interessiren.

Von ihrer ersten Gründung an hatten die Colonien sich leichter regieren lassen, als es vielleicht je in der Geschichte mit so entlegenen Besitzungen der Fall war. Ihre Liebe und Hochachtung für dies Land erzeugten, so lange man sie mit Güte behandelte, einen unbedingten Gehorsam gegen die Verordnungen des Fürsten und selbst gegen die Beschlüsse des Parlaments, wenn sie auch das Recht, sie durch eine gesetzgebende Versammlung binden zu können, in welcher sie nicht repräsentirt waren, nie recht begriffen. Jene Hochachtung und Liebe erzeugten eine gewisse Partheilichkeit für Alles, was englisch war. Daher ihre Vorliebe für englische Moden und Manufacturwaaren, daher ihre gutwillige Unterwerfung unter die Verbote, fremde Güter zu importiren, nach deren Gebrauch sie wenig Verlangen trugen, daher unser langer Genuß des Monopols ihres Handels, woraus unsere Kaufleute und Fabrikanten so große Reichthümer schöpften. Die unglückliche Politik der Stempelakte trübte zuerst diesen glücklichen Zustand, aber die Flamme, die sich dadurch entzündete, erlosch bald wieder bei ihrer Aufhebung, und die alte Harmonie war wieder hergestellt mit all ihren vortheilhaften Folgen für unsern Handel. Die nachfolgende Akte einer andern Administration, welche, nicht zufrieden mit der Anordnung eines Ausschlusses aller fremden Manufacturwaaren von ihren Märkten, unsere eigene Waare auch noch durch schwere Steuern für die dortigen Abnehmer theurer zu machen anfing, fachte die eben erloschene Flamme wieder an, und durch das ganze Festland von Amerika verband man sich, den Handel mit England so lange ganz einzustellen, bis diese Steuern aufgehoben würden. In Folge dessen wurden auch alle aufgehoben, nur eine einzige blieb, — die Theesteuer. Diese wurde geständiger Maßen als eine stehende Wahrung und Ausübung des Rechts, solche Steuern aufzulegen, welches das Parlament sich anmaßte, beibehalten. Nach erfolgter Aufhebung zogen auch die Colonien, so weit es alle andern Güter betraf, ihr getroffenes Uebereinkommen zurück, nur nicht in Bezug auf dasjenige, bei welchem die Steuer beibehalten war. Dieß wurde hier von dem Minister für die Colonien als ein Triumph austrompetet. Dort wurde es blos als

eine schickliche und billige Maßregel betrachtet, um ihre Bereitwilligkeit an den Tag zu legen, bei jeder Annäherung zu einer Versöhnung dem Mutterlande entgegenzukommen. Und diese Neigung zu einem guten Verständniß war so vorherrschend, daß sie vielleicht auch bald in Bezug auf den Thee würden nachgegeben haben. Aber das System der Steuercommissäre, der Beamten ohne Ende, der Flotten und Armeen zur zwangsmäßigen Eintreibung dieser Steuern ging seinen alten Gang, und diese handelten mit großer Rücksichtslosigkeit und Unbesonnenheit. (Sie brachten viele und unnöthige Störungen in den Geschäfsgang, fingen ungerechte und aufreizende Prozesse an und lähmten den Handel in allen seinen Zweigen, während jener Minister durch seine Instructionen das Volk fortwährend in einem Zustande der Aufregung erhielt und in seinem ganzen Verfahren gegen sie keinen andern Zweck zu verfolgen schien, als seine Privatrache zu befriedigen. *) Die Folge davon war, daß die Colonien in diesem Punkte beharrlich an ihren Beschlüssen festhielten. Und das sollte allen Ministern zur Lehre dienen, sich wohl zu hüten, aus Groll irgend einen Zweig des Handels zu hemmen, denn der Fortgang und die Verbindung des allgemeinen Verkehrs kann dadurch bis zu einem Grade verwirrt werden, wie man sich das vorher unmöglich denken oder vorstellen kann. Denn es liegt am Tage, daß als die Colonien sahen, daß ihre demüthigen Petitionen um die Aufhebung der Steuer abgewiesen und mit Verachtung behandelt wurden, und daß der Ertrag der Steuer verwandt wurde, alle ihre Feinde mit unverdienten Gehältern und Pensionen zu belohnen; es liegt am Tage, sage ich, daß da die Steuer selbst noch verhaßter werden mußte, und ihre Beschlüsse, dieselbe zu verkümmern, kräftiger und hartnäckiger. Die Holländer, die Dänen, die Franzosen ergriffen diese Gelegenheit, die ihnen so von unserer Unklugheit geboten war, und begannen ihren Thee in die Colonien einzuschmuggeln. Anfangs war dieß mit Schwierigkeiten verbunden, zuletzt aber ging es leicht, da jedes Geschäft durch die Praxis verbessert wird. Eine Küste von 1500 Meilen Länge ließ sich nicht an allen Orten bewachen, und wenn man die ganze Seemacht von England dazu verwandt hätte, namentlich nicht in einem Lande, wo ihr hemmendes Einschreiten für verfassungswidrig galt, und wo das Schmuggeln demnach als Patriotismus betrachtet wurde. Dazu kam noch, daß

*) Einige von seinen Rundschreiben waren kritisirt und von einer oder zwei amerikanischen Assemblies bloß gestellt werden. F.

die armseligen Hungerleider, denen man es überließ, für kleine Gehälter bei Tag und bei Nacht und bei Sturm und Gewitter die Häfen zu bewachen, es viel bequemer und vortheilhafter fanden, nicht allein ein Auge zuzudrücken, sondern auch in ihren Betten liegen zu bleiben und zu schlafen, da die Kaufleute besser bezahlten, als der König. Auch andere indische Güter, welche für sich allein eine Schmuggelfahrt nicht vortheilhaft gemacht haben würden, begleiteten den Thee mit Nutzen; und es steht sehr zu befürchten, daß die französischen Seidenstoffe, welche früher abgewiesen wurden als nicht nach dem Geschmack der Colonien, vielleicht mit den Waaren von Indien ihren Weg dahin gefunden und sich jetzt in den Geschmack und Gebrauch des Volkes daselbst eingenistet haben.

Man setzt voraus, daß mindestens eine Million Amerikaner zwei Mal des Tags Thee trinken, was nach dem hiesigen Preise der Compagnie auf kaum weniger als eine halbe Guinee per Kopf für das Jahr gerechnet werden kann. Dieser Absatz, der in den fünf Jahren, welche verlaufen sind, seit die Theesteuer passirte, 2,500,000 Guineen allein in die Casse der ostindischen Compagnie bezahlt haben würde, haben wir leichtsinnig an Fremde verloren. Mittlerweile sagt man, die Steuern haben so abgenommen, daß im letzten Jahre die ganze Einzahlung sich auf nicht mehr belief, als auf die armselige Summe von 85 Pfund zum Ersatz für die Ausgaben von einigen hundert Tausenden an Kriegsschiffe und Soldaten zum Schutz der Beamten. Daher bleiben der Thee und die andern indischen Güter, welche in Amerika hätten verkauft werden können, in den Magazinen der Compagnie und verfaulen; während die von fremden Häfen, wie man weiß, durch die amerikanische Nachfrage ausgeräumt sind. Daher kommt denn in gewissem Grade die Unfähigkeit der Compagnie, ihre Noten zu bezahlen, das Sinken ihrer Aktien, wodurch Millionen von Eigenthum verloren gegangen sind, die Herabsetzung ihrer Dividende, wodurch so viele in Verlegenheit gebracht sein müssen, der Verlust für die Regierung von den festgesetzten 400,000 Pfund das Jahr, was einen verhältnißmäßigen Ausfall machen muß in unsern Ersparungen zur Abtragung unserer ungeheuren Schuld: und daher zum Theil der schwere Schlag, den der Credit im Allgemeinen erlitten hat zum Ruin für viele Familien, die Stockung der Geschäfte in Spitalfields und Manchester wegen Mangels an Absatz für ihre Güter, nebst andern künftigen Uebeln, welche sich aus den zahlreichen und geheimen Zusammenhängen im

allgemeinen Handel nicht leicht voraussehen und darum schwer vermeiden lassen.

An den sehr achtbaren Grafen von Dartmouth, einen von Sr. Majestät ersten Staatssecretären.

Eine Denkschrift von Benjamin Franklin, Agenten der Provinz Massachusetts Bay.

Diesen Brief schrieb Franklin kurz vor seiner Abreise nach Amerika. Er gab ihn seinem Freunde Thomas Walpole zur Besorgung. Dieser schickte aber wohlweislich den Brief an Franklin zurück mit dem Bemerken, er habe ihn nicht übersandt, weil er gefürchtet, es könne gefährliche Folgen für ihn haben. In der That hatte Franklin auch den beschränkten Unterthanenverstand ganz verloren, als er diese Denkschrift schrieb. Er spricht darin als der Repräsentant eines souveränen Volkes und nicht mehr als englischer Unterthan. Wir sehen daraus, in Franklins Herzen war damals der Bruch mit England vollständig, denn die ganze Schrift athmet den Geist einer Kriegserklärung. Mit solchen Gefühlen verließ Franklin das Land, das er einst als seine Heimath geliebt und geachtet. Nicht lange darauf, da folgte das ganze amerikanische Volk seinem Beispiele.

Dieweil ein geschehenes Unrecht der leidenden Partei nur ein Recht auf volle Entschädigung geben kann oder im Weigerungsfalle ein Recht, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und dieweil die Blokade von Boston, die nun schon neun Monate fortdauert, jede Woche ihrer Dauer jener Stadt eben so viel Schaden gethan hat, als die indische Compagnie daselbst erfahren hat: so folgt daraus, daß solch eine übertriebene Schadloshaltung ein Unrecht von dieser Regierung ist, wofür Entschädigung gegeben werden sollte. Und dieweil nach den Gebräuchen aller Nationen, der wilden sowohl, als der civilisirten, immer zuerst eine Abstellung des Unrechts gefordert werden muß, bevor durch Vergeltung des Schadens an dem angreifenden Theil Genugthuung genommen wird, was in der vorerwähnten Instanz von Großbrittannien nicht geschehen ist: so protestire ich Endesunterschriebener im Namen meines Landes und der Stadt Boston gegen die Fortsetzung besagter Blokade, und ich verlange hiemit feierlich Genugthuung für allen ihr zugefügten Schaden, der den Werth des daselbst in's Meer geworfenen Thees von der indischen Compagnie übersteigt. Und dieweil der Golf von St. Laurence, die Küsten von Labrador und Nova Scotia, und die Fischereien, die daselbst und an der Bank von New Foundland in Besitz der Franzosen waren, so weit sich

ihre Besitzungen damals weiter ausdehnten, als jetzt, von den verbundenen Kräften Englands und der Colonien erobert wurden, wobei die letzteren fast eben so viel Leute im Dienste hatten, als das erstere: so folgt daraus, daß die Colonien die billigsten und gerechtesten Ansprüche haben, an den Vortheilen dieser Fischereien Theil zu haben. Darum protestire ich im Namen der Colonie von Massachusetts Bay gegen die Akte, die jetzt dem Parlament zur Berathung vorliegt, und die (auf Grund ihrer Weigerung, brittische Manufacturwaaren zu kaufen) jene Provinz mit andern jener Fischerei berauben soll, als eine höchst ungerechte schimpfliche Akte, und ich thue hiemit kund und zu wissen, daß eines Tages sicherlich wird Genugthuung gefordert werden für allen Schaden, den die Ausführung einer solchen Akte herbeiführen mag, und daß die Ungerechtigkeit eines solchen Verfahrens sicherlich alle Colonien so aufbringen wird, daß man in keinem künftigen Kriege, in welchem andere Eroberungen erstrebt werden mögen, weder einen Mann, noch einen Schilling von irgend einer von ihnen erhalten wird, um solche Eroberungen zu unterstützen, bis, wie gesagt, volle Genugthuung gegeben ist.

Benjamin Franklin.

Gegeben in London, diesen 16. Tag des März 1775.

Aus einem Brief an Dr. Joseph Priestley*) in England.

Gewissermaßen als einen Anhang zu vorstehender Denkschrift fügen wir folgende Stelle aus einem Briefe bei, den Franklin zwei Monate nach seiner Ankunft in Amerika schrieb. Es weht uns daraus der frische Hauch der Unabhängigkeit entgegen und der volle Glaubensmuth des Revolutionskampfes.

Philadelphia, den 7. Juli 1775.

Theurer Freund!

Der Congreß versammelte sich zu einer Zeit, wo alle Gemüther durch die Tücke des General Gage und seinen Angriff auf das Landvolk so aufgebracht waren, daß Vorschläge zur Nachgiebigkeit wenig Geschmack fanden; und nur mit großer Schwierigkeit haben wir noch Eine demüthige Petition an die Krone durchgesetzt, um England noch Eine Möglichkeit, noch Eine Gelegenheit zu geben, die

*) Dieser war einer der hervorragendsten Freunde Franklins und einer der wärmsten Vertreter Amerikas und der Menschheit im Allgemeinen in England.

Freundschaft der Colonien wieder zu gewinnen. Ich glaube indeß nicht, daß es Verstand genug haben wird, davon Gebrauch zu machen, und darum schließe ich, daß es sie für immer verloren hat.

Es hat begonnen, unsere Seestädte zu verbrennen, und sicherlich, glaube ich, wir werden nie im Stande sein, die Gewaltthat ähnlich zu erwiedern. Es kann sie ohne Zweifel alle zerstören; ist das aber das geeignete Mittel, wenn es unsern Handel wieder zu gewinnen wünscht? Wahrlich, es muß von Sinnen sein, denn kein Handelsmann aus Bedlam ließ es sich je einfallen, seine Kunden auf den Kopf zu schlagen, um ihre Zahl zu vermehren, oder ihre Häuser anzustecken, um sie in den Stand zu setzen, ihre Schulden zu bezahlen.

Wenn es wünscht, uns zu Unterthanen zu haben und daß wir uns ihm als unserm vielköpfigen Souverän unterwerfen sollen, dann giebt es uns eben jetzt so miserabele Proben von seiner Regierung, daß wir uns stets davor hüten und sie verabscheuen müssen als ein Gewebe von Räuberei, Mord, Hungersnoth, Feuer und Pestilenz.

Sie werden, ehe Sie dieß erhalten, von dem verrätherischen Betragen des General Gage gegen die Leute gehört haben, welche in Boston zurückblieben, daß er ihre Güter behielt, nachdem es ausgemacht war, sie sollten mit ihren Effecten ausziehen dürfen, und zwar auf den Vorwand hin, Kaufmannsgüter seien keine Effecten; Sie werden ferner gehört haben von der Niederlage eines großen Theils seiner Truppen in einem Gefecht gegen die Landleute in Lexington und mehreren andern kleinen Vortheilen, die sie in Scharmützeln mit seinen Truppen errangen, so wie von der Aktion bei Bunkers Hill, in welcher sie zweimal zurückgeschlagen wurden und das dritte Mal einen theuren Sieg gewannen. Man sollte denken, es wäre genug passirt, um Eure Minister zu überzeugen, daß die Amerikaner in's Treffen gehen werden, und daß es hier eine härtere Nuß zu knacken giebt, als sie sich eingebildet.

Gespräch zwischen England, Frankreich, Spanien, Holland, Sachsen und Amerika.

Geschrieben in Frankreich kurz nach seiner Ankunft daselbst im Jahre 1776.

England: Schwester von Spanien, ich habe dich um einen Gefallen zu bitten. Meine Unterthanen in Amerika sind ungehorsam, und ich bin im Begriff, sie zu züchtigen, bitte, gieb ihnen keine Waffen und Munition.

Spanien: Hast du denn vergessen, daß, als meine Unterthanen in den Niederlanden gegen mich rebellirten, du sie nicht allein mit Kriegsvorräthen versorgtest, sondern ihnen auch noch mit einer Flotte zu Hülfe kamest? Ich bin erstaunt, wie du die Unverschämtheit haben kannst, mich um solch einen Gefallen zu bitten, oder die Thorheit, darauf zu hoffen.

England: Du, meine theure Schwester Frankreich, wirst mir diese Bitte gewiß nicht abschlagen.

Frankreich: Standest du nicht bei Rochelle meinen rebellischen Huguenotten mit einer Flotte und Armee bei? Und hast du nicht noch kürzlich auf geheimen Schleichwegen meinen rebellischen Unterthanen in Corsika geholfen? Und giebst du nicht noch in diesem Augenblick ihrem Häuptling eine Pension und hälst ihn bereit, daselbst an die Spitze eines neuen Aufruhrs zu treten, sobald du Gelegenheit dazu finden oder machen kannst? Theure Schwester, bei dir rappelt's wohl ein wenig?

England: Ehrliches Holland! Du siehst, man erinnert sich, daß ich dein Freund war, du wirst bei dieser Gelegenheit auch der meinige sein. Ich weiß freilich recht gut, daß du gewohnt bist, mit diesen Rebellen von mir zu schmuggeln. Darüber will ich indeß ein Auge zudrücken. Verkauf ihnen so viel Thee, als dir gefällt, damit die Schelme entnervt werden, da sie nun einmal von mir keinen mehr nehmen wollen, aber um Gottes willen, bring ihnen keine Waffen.

Holland: Es ist wahr, du halfest mir gegen Philipp, meinen Tyrannen von Spanien, aber habe ich dir dafür nicht auch gegen einen von deinen Tyrannen geholfen,*) und dich in den Stand gesetzt, ihn fortzujagen? Diese Rechnung ist also, wie die Kaufleute sagen, aufgegangen, und ich bin nicht in deiner Schuld. Doch habe ich in der That gegen dich zu klagen, weil du dir alle mögliche Mühe giebst, mich mit deinen Navigationsakten auszuhungern. Da ich aber friedlich gestimmt bin, so streite ich mit dir nicht darum. Ich will nur ruhig in meinem Geschäft fortfahren. Der Handel ist meine Profession, er ist Alles, wovon ich zu leben habe. Und dann will ich dir noch etwas sagen, in der Aussicht auf einen guten Markt würde ich mir kein Gewissen daraus machen, meine Schiffe selbst in die Hölle zu schicken, um den Teufel mit Schwefel zu versorgen.

---

*) Jakob II.

Denn du mußt wissen, gegen das Verbrennen meiner Segel kann ich in London versichern.

Amerika zu England: Nun, du alter, blutdürstiger Raufbold! Du, der du dich überall mit deiner eigenen Tapferkeit blähtest und die Amerikaner als Polterer verschrieest! Du, der du dich vermessen, mit einem einzigen Regiment über alle ihre Leiber marschiren zu können! Du, der du dich durch Betrug in den Besitz ihrer stärksten Festung gesetzt und aller Waffen, die sie darin aufgestapelt hatten! Du, der du eine disciplinirte Armee in ihrem Lande hast, bis an die Zähne gerüstet und mit allem Bedarf wohl versorgt! Du läufst in ganz Europa umher und bettelst, man möge dieß arme Volk nicht mit ein wenig Pulver und Blei versehen? Ist es denn deine Absicht, sie nackt und unbewaffnet zu überfallen und mit kaltem Blute nieder zu metzeln? Ist das dein Muth? Ist das deine Hochherzigkeit?

England: O du infame — Whig-Presbyterianer-Schlange! Du hast die Unverschämtheit, nach all deinem Ungehorsam dich noch vor mir blicken zu lassen? Ueberliefere sofort alle deine Freiheiten und all dein Eigenthum in meine Hände, oder ich hacke dich in Stücken. Habe ich um deßwillen mit so vielen Kosten dein Land gepflanzt? Habe ich dich deßhalb in deiner Kindheit geschirmt und dich vertheidigt gegen deine Feinde?

Amerika: Ich überliefere meine Freiheit und mein Eigenthum nicht, als mit meinem Leben. Es ist nicht wahr, daß mein Land auf deine Unkosten gepflanzt wurde. Deine eigenen Aktenstücke*) strafen dich darin Lüge. Noch gabest du mir je einen Schilling, um mich gegen die Indianer zu vertheidigen, die einzigen Feinde, die ich auf meine eigene Rechnung hatte. Wenn du aber mit ganz Europa in Streit lagst und mich mit in alle deine Zänkereien hineinzogst, dann rühmst du dich noch, mich gegen Feinde beschützt zu haben, die du mir erst erworben hast? Ich habe keine natürliche Ursache, mit Spanien, Frankreich oder Holland zu streiten. Doch habe ich gegen sie alle nach einander mit dir zusammen Kriege geführt. Du wolltest es nicht leiden, daß ich mit einem von ihnen einen separaten Frieden abschloß, obgleich ich es zu meinem großen Vortheil leicht hätte thun können. Hast du ein Recht, mich zu rup-

*) Die Journale des Hauses der Gemeinen vom 10. März 1642 erklären ausdrücklich, daß die amerikanischen Colonien dem Lande Nichts gekostet.

fen, weil du mich in diesen Kriegen unterstützt? Wenn dem so ist, so habe ich damit auch ein verhältnißmäßiges Recht, dich zu rupfen, denn ich habe eben so gut für dich gefochten, als du für mich. Was würdest du von einem amerikanischen Gesetze denken, das dich und deinen Handel zu einem Monopol machte, wie du es durch deine Gesetze mit mir und meinem Handel gemacht hast? Begnüge dich mit dem Monopol, wenn du weise bist und lerne Gerechtigkeit, wenn du geachtet sein willst!

England: Du unverschämte H . . .! Bin ich nicht dein Mutterland? Ist der Titel nicht genug, dich zum Respekt und zum Gehorsam zu zwingen?

Sachsen: Mutterland! Ha! ha! ha! Was für Achtung hast du die Stirn, als Mutterland zu beanspruchen? Du weißt, ich bin dein Mutterland, und du hast mir noch keine gezollt. Ja, erst vor wenig Tagen hast du ein Räubercorps gemiethet, um mich auf offener Straße auszuplündern und mir das Haus über dem Kopfe anzustecken!*) O Schmach! Verbirg dein Gesicht und halt deinen Mund. Fährst du fort, dich so aufzuführen, so machst du dich bei ganz Europa verächtlich!

England: Herr Gott! Wo sind meine Freunde?

Frankreich, Spanien, Holland und Sachsen, alle zusammen: Freunde! Glaube uns, du hast keine, noch wirst du je welche haben, bis du bessere Sitten annimmst! Wie können wir, die wir deine Nachbaren sind, irgend eine Achtung vor dir haben oder irgend eine Billigkeit von dir erwarten, im Fall daß deine Macht sich vergrößern sollte, wenn wir sehen, wie schlecht und ungerecht du beide, deine eigene Mutter und deine eigenen Kinder behandelt hast?

Fabel.

Wir hatten schon in der Darstellung von Franklins Leben Gelegenheit, zu bemerken, daß die amerikanischen Royalisten, die in der Stunde der Gefahr ihr Vaterland treulos verlassen hatten und zu den wilden Horden des Feindes übergetreten waren, um seine Grausamkeiten noch vermehren zu helfen, später, als die glänzenden Sterne der englischen Despotie erblichen, für ihre Güter, die man als den schuldigen Tribut des Hochverraths in Amerika confiscirt hatte, Entschädigung verlangten. Die brittische Regierung, die damals Schulden genug hatte, aber kein Geld, kam durch die ungestümen und in gewissem Sinne wenigstens gerech-

*) Dieß bezieht sich auf Friedrichs II. von Preußen Einfall in Sachsen, und seine Verwüstung der Vorstädte Dresdens.

ten Forderungen ihrer „Freunde“ in nicht geringe Verlegenheit und machte kurz vor dem Abschluß des Friedens wiederholte Anstrengungen, den Amerikanern die Bezahlung der verlangten Entschädigung aufzuhalsen. Wir haben indeß gesehen, was Franklin auf dergleichen Zumuthungen antwortete. Später mußte sich denn doch noch die brittische Regierung bequemen, ihre alten Freunde, die um ihretwillen Verräther geworden waren, ehrenvoll zu versorgen. Nachfolgende Fabel wurde geschrieben, als die amerikanischen Royalisten zum ersten Mal mit ihren Ansprüchen an die englische Regierung hervortraten. Der Rath Franklins war einfach und deutlich genug.

Nobel der Leu, König eines gewissen Waldes, hatte unter seinen Unterthanen einen Stamm von treuen Doggen, die aus Neigung und Prinzip fest an seiner Person und Regierung hielten, und mit deren Beistand er seine Staaten weit ausgedehnt hatte und der Schrecken seiner Feinde geworden war.

Nobel indeß neigte bösen Rathgebern sein Ohr, kriegte einen Widerwillen gegen die Doggen, verdammte sie ungehört und befahl seinen Panthern und Tigern, sie anzugreifen und zu vernichten.

Die Doggen flehten um Erbarmen, aber ihre Petitionen wurden hochmüthig verworfen, und so waren sie gezwungen, sich selbst zur Wehre zu setzen, was sie auch mit Tapferkeit thaten.

Nur einige wenige unter ihnen, eine Race von Bastarden, welche von einer Vermischung von Füchsen und Wölfen herstammten, ließen sich durch die königlichen Versprechungen von großen Belohnungen bestechen und desertirten von den ehrlichen Doggen, um sich mit ihren Feinden zu verbinden.

Am Ende aber waren die Doggen Sieger. Es wurde ein Friedensvertrag abgeschlossen, in welchem Nobel ihre Freiheit anerkannte und aller künftigen Autorität über sie entsagte.

Nun verlangten die Bastarde, denen es nicht erlaubt wurde, unter die Doggen zurückzukehren, von den königlichen Thieren die Belohnung, die ihnen war versprochen worden.

Und eine Versammlung der Thiere wurde anberaumt, um ihre Forderungen zu berathen.

Die Wölfe und Füchse waren einmüthig der Ansicht, die Forderung sei gerecht, königliche Versprechungen müßten gehalten werden, und jeder königliche Unterthan sollte frei beisteuern, um den König in den Stand zu setzen, sein Wort zu halten.

Das Pferd allein zeigte eine Kühnheit und Freimüthigkeit, die dem Adel seiner Natur zukam, und äußerte eine entgegengesetzte Meinung.

„Der König," sagte es, „ist von schlechten Ministern verführt worden, gegen seine treuen Unterthanen einen ungerechten Krieg anzufangen. Königliche Versprechungen sollten in der That ehrenvoll erfüllt werden, sobald sie nämlich gemacht wären, um zur Thätigkeit für das allgemeine Wohl anzuspornen; wenn sie uns aber verleiten, uns einander zu verrathen und zu morden, dann sind sie böse und nichtig von Anbeginn. Die zu solchen Versprechungen riethen, und die in Folge derselben mordeten, sollten nicht belohnt, sondern vielmehr streng bestraft werden. Bedenket wohl, wie sehr unsre gemeinschaftliche Stärke schon durch den Verlust der Doggen gelitten hat. Setzt Ihr den König in den Stand, diese Brudermörder zu belohnen, so schafft Ihr damit einen Fall, der einem künftigen Tyrannen das Recht giebt, ähnliche Versprechungen zu machen, und jedes Beispiel von erfolgter Belohnung eines solchen unnatürlichen Vieh's wird dergleichen Ansprüchen ein neues Gewicht geben. Pferde und Bullen, auf diese Weise können wir vielleicht eben so gut, wie die Doggen, gegen unser eigenes Geschlecht getheilt und nach Gefallen in Bürgerkriege gestürzt werden, bis wir am Ende so geschwächt sind, daß fortan weder Freiheit, noch Sicherheit im Walde zu finden ist und Nichts übrig bleibt, als eine knechtische Unterwerfung unter den Willen eines Despoten, der uns verschlingen kann, wie es ihm gefällt."

Der Rath hatte Verstand genug, zu beschließen, — die Forderung solle verworfen werden.

Aus einem Briefe an Maseres.

Diese Worte, die Franklin kurz vor seinem letzten Abschied von Europa an einen Engländer schrieb, dessen Humanität nicht von brittischem Nationalstolz erstickt war, geben ein freundliches Bild von seinem inneren Leben. Das Streben der Vergangenheit und der Glaube an die Zukunft spiegeln sich hier in glänzenden Farben und mögen darum unsern Mittheilungen aus Franklins Kämpfen in Europa als friedlicher Schlußstein dienen.

Passy (bei Paris), den 26. Juli 1785.

Mein Herr!

So eben erhalte ich Ihr freundliches Schreiben vom 20. dieses. Ich bin mit Ihnen vollkommen der Meinung, daß wenn der Streit auch für unsre beiden Länder von vielem Verderben begleitet war, doch das Endresultat, die Trennung, selbst für das Eurige besser ist, als wenn es gesiegt hätte. Uns in Ruhe und Unterwürfigkeit zu erhalten, würde Euch mehr gekostet haben, als die ganze Herrschaft

werth gewesen wäre, und unsere Knechtung würde die Eurige unmittelbar nach sich gezogen hoben. Das alte System des brittischen Reichs, welches den Colonien die Freiheit ließ, sich selbst zu regieren und zu besteuern, war ein glückliches. Hätte man damit weise fortgefahren, so kann man sich die Stufe der Macht und Bedeutung, welche dieses Reich in der Welt hätte erreichen können, kaum vorstellen. Alle Elemente künftiger Größe, ein ausgedehntes Territorium, Ackerbau, Handel, Künste, Bevölkerung waren innerhalb seiner eigenen Grenzen und standen darum zu seinem Befehl. Ich pflegte dieß System als eine große und schöne Porzellanvase zu betrachten. Ich beklagte die Maßregeln, die, wie ich mit Wahrscheinlichkeit voraussah, sie zerbrechen mußten, und ich strebte, sie zu verhüten; denn ich sah kein Mittel, wie, einmal zerbrochen, sie je wieder sollte geheilt werden. Meine Bemühungen waren fruchtlos: wir sind zerbrochen, und die Theile müssen sich nun für sich allein helfen, so gut sie können. Und es kann uns trotz alle dem noch recht gut gehen, wenn wir auch getrennt sind. Ich habe große Hoffnungen für uns und die besten Wünsche für Euch. Die Anarchie und Verwirrung, wovon Sie sprechen als unter uns herrschend, existiren einzig und allein in Euren Zeitungen. Ich habe authentische Nachrichten, welche mich versichern, daß kein Volk je besser regiert wurde oder mit seinen betreffenden Constitutionen und Regierungen besser zufrieden war, als die gegenwärtigen 13 Staaten von Amerika. Ein wenig Nachdenken kann jeden vernünftigen Menschen zu der Ueberzeugung bringen, daß eine Regierung, deren Verwalter jährlich durch die freie Abstimmung von den Regierten gewählt werden und zu jeder Zeit auch zur Rechenschaft gezogen werden können, wenn ihre Aufführung ihren Constituenten mißfällt, keine tyrannische sein kann, wie Eure Loyalisten*) sie darstellen, welche zu gleicher Zeit mit der größten Inconsequenz zurückzukehren und unter ihr zu leben verlangen. Und unter einem verständigen aufgeklärten Volke, wie das unsrige ist, muß es immer eine zu zahlreiche und zu starke Partei für die Unterstützung einer guten Regierung und der Gesetze geben, um, was man Anarchie nennt, aufkommen zu lassen. Dieser bessere Bericht von unserer Lage, muß erfreulich sein für Ihre Humanität, und darum gebe ich ihn Ihnen. — —

---

*) Die amerikanischen Ueberläufer.

Aus Franklins Reden in der Föderalconvention von 1787.

Die Föderalconvention von 1787, der die Abfassung der Constitution der Vereinigten Staaten oblag, war aus den verschiedenartigsten Elementen zusammengesetzt. Hier galt es nicht mehr, wie im Jahre 1776, die Durchsetzung Einer Idee, die Allen sogleich vollkommen klar war, sobald sie sich einmal offen ausgesprochen; hier galt es nicht, einen gemeinschaftlichen Tyrannen abzuwehren, der nach Aller Leben trachtete: hier galt es vielmehr, die Grundlinien zu einer neuen Weltordnung zu ziehen, und da stand zu erwarten, daß alle Vorurtheile der alten Welt, in denen die Mitglieder der Convention selbst auferzogen waren, sich geltend machen würden, um für ihre Selbsterhaltung zu kämpfen. In der That bieten wenig welthistorische Versammlungen ein solches Chaos von Gedanken, als diese amerikanische Föderalconvention. Liest man ihre Verhandlungen, wie sie von Madison für die Nachwelt aufgezeichnet sind, so fühlt man noch heute jenes seltsame Schwanken einer kreisenden Schöpfung, jenes unbehagliche Gefühl der persönlichen Ohnmacht einem gewaltigen Gährungsprocesse der Natur gegenüber, der oft die Herzen aller Freunde der Menschheit in jener merkwürdigen Versammlung beklemmte. Als endlich nach langem Hin- und Herschwanken die neue Constitution zur Welt gekommen war und wie durch ein Wunder frei von den Vorurtheilen des Herkommens, und die Mitglieder der Convention das Document unterschrieben, äußerte Franklin: „Ich habe oft während dieser Versammlung die Sonne dort hinter dem Präsidentenstuhle betrachtet und gezweifelt, ob es eine aufgehende oder untergehende sei, jetzt endlich sehe ich, daß es eine aufgehende Sonne ist.“ Wir werden später Gelegenheit finden, auf diese Convention näher zurück zu kommen und bemerken hier nur noch kurz, daß einige der bedeutendsten Mitglieder derselben die heftigsten Vorkämpfer des Vorurtheils waren. Die Begeisterung für Altengland und seine Institutionen, ein engherziger Nationalgeist, Geringschätzung des Menschen als solchen 2c., machten sich oft auf eine höchst bedenkliche Weise geltend. Hier siegte kein Mann, hier siegte nur die Idee, die sich nach und nach aus dem Ganzen losrang. Wer nicht an die Geschichte glaubt, der komme hieher und bekehre sich. Die Demokratie faßt kurz und verständlich für Jedermann zusammen, was die ganze von Despotien durchwühlte Menschheit nur dem tiefer blickenden Auge offenbart.

Die Stellung Franklins in der Convention ist eine höchst eigenthümliche. Weniger in der Hitze des Kampfes sich bewegend, als den Gang der Discussion mit dem Auge des Weltweisen überwachend, nimmt er nur hie und da das Wort,

um als Priester der Humanität vor Allem zu warnen, was in die heiligen Rechte des Menschen eingreift, um tobende Geister zu besänftigen, sie an die Würde ihres Berufs zu erinnern ꝛc. Sein ganzes Wesen hat etwas Feierliches, etwas Religiöses, und die allgemeine Verehrung, die er genoß, übte auf den Gang des Ganzen einen unwiderstehlichen Einfluß, wenn auch im Einzelnen seine Ideen oft unpraktisch gefunden wurden. Hören wir ihm aufmerksam zu — vielleicht wird mit der Zeit Manches praktisch, was einst unpraktisch erschien.

Rede über Gehälter.

Die Opposition gegen hohe Gehälter für Staatsbeamten bildet einen Grundzug von Franklins politischem Charakter. Seine Beobachtungen in England hatten ihn überzeugt, daß sie die Hauptursache der Corruption der englischen Regierung waren. Selbst ein Mann aus dem Volke, der sich mit saurem Schweiß das Seinige verdient, konnte er es nicht ruhig mit ansehen, wie vornehme Schlemmer des Volkes Gut unnütz verpraßten oder es benutzten, um ihm die wenigen Vertreter seiner Rechte auch noch abwendig zu machen. Er sah keinen Grund, warum das Volk seine Beamten mit Reichthümern überschütten sollte, während es selbst darbte, und noch weniger, warum es Lockspeisen aushängen sollte, um Männer von niedrigen Leidenschaften zu reizen, sich in sein Vertrauen einzuschleichen, um sich von ihm bereichern zu lassen. Ein Gesetz, welches er in die Constitution von Pennsylvanien brachte und sämmtliche Stellen in seinen Briefen, die sich auf diesen Gegenstand beziehen, athmen alle denselben Geist. Franklin will, daß ein republikanisches Amt eine Last sein soll, die man eher meidet, als sucht, und keine Pfründe, der Selbstsucht zum Preise ausgeboten. So, glaubt er, würde die Republik uneigennützige Beamten erhalten und nicht durch Horden von Aemterjägern zerspalten werden. Die nachstehende Rede wurde durch die Frage über den Gehalt des Präsidenten der Vereinigten Staaten hervorgerufen und in der Convention verlesen.

Herr Präsident!

Nur mit Widerstreben erhebe ich mich, ein Zeichen der Mißbilligung kund zu geben über irgend einen Artikel des Plans, für den wir dem geehrten Herrn,*) der ihn uns vorgelegt hat, so sehr verpflichtet sind. Schon vom ersten Lesen an war ich günstig für ihn gestimmt und wünschte ihm im Allgemeinen Erfolg. Nur in Bezug auf die Gehälter für den executiven Zweig der Verwaltung weiche ich von ihm ab; und da meine Meinung neu und chimärisch erscheinen mag, so treibt mich einzig und allein mein Pflichtgefühl und die Ueberzeugung, daß sie richtig ist, sie zu wagen. Das Committee wird über meine Gründe urtheilen, wenn es sie gehört, und sein Urtheil verändert vielleicht das meinige. Ich sehe Bedenklichkeiten in

*) Pinckney.

der Festsetzung von Gehältern, ich sehe keine in der Verweigerung derselben, sondern im Gegentheil große Vorzüge.

Mein Herr, es giebt zwei Leidenschaften, welche einen gewaltigen Einfluß haben auf die Angelegenheiten der Menschen. Sie heißen Ehrgeiz und Habsucht, Machtliebe und Geldliebe. Für sich allein hat jede derselben große Kraft, die Menschen zur Aktion zu treiben; aber vereinigt in Bezug auf denselben Gegenstand haben sie in manchen Gemüthern die fürchterlichsten Wirkungen. Man stelle vor die Augen solcher Menschen einen Ehrenposten, der zu gleicher Zeit ein Geldposten ist, und sie werden Himmel und Erde in Bewegung setzen, um ihn zu erhalten. Die große Anzahl solcher Stellen ist es, welche die englische Regierung so stürmisch macht. Die Kämpfe um sie sind die eigentliche Quelle aller der Factionen, welche beständig die Nation zersplittern, ihre Staatsräthe verwirren, sie von Zeit zu Zeit in unfruchtbare und verderbenbringende Kriege stürzen und oft zur Unterwerfung unter schimpfliche Friedensbedingungen zwingen.

Und welcher Art sind die Männer, die nach dieser gewinnreichen Auszeichnung streben werden durch allen Tumult der Cabale, die Hitze des Streits, die endlose gegenseitige Beschimpfung der Parteien und durch das gewaltsame Herunterreißen der besten Charaktere? Es sind nicht die Mäßigen und Weisen, die Freunde des Friedens und der guten Ordnung, die Männer, die des Vertrauens am würdigsten sind. Es sind die Verwegenen und Heftigen, die Männer von starken Leidenschaften und unermüdlicher Thätigkeit in Verfolgung selbstsüchtiger Zwecke. Diese werden sich in Eure Regierung eindrängen und Eure Herrscher sein. Und auch diese werden sich in der erwarteten Glückseligkeit ihrer Stellung getäuscht fühlen; denn ihre besiegten Concurrenten werden in demselben Geiste und aus denselben Motiven fortwährend bemüht sein, ihre Administration in Verlegenheiten zu bringen, ihre Maßregeln zu kreuzen und sie beim Volke verhaßt zu machen.

Und abgesehen von diesen Uebeln, wenn wir auch anfangs mit mäßigen Gehältern beginnen, so werden wir finden, daß dieselben nicht von langer Dauer sein werden. Es wird nie an Gründen fehlen zum Vorschlag von Vergrößerungen derselben, und da wird es immer eine Partei geben, die dafür ist, den Leitern mehr zu bewilligen, damit ihrerseits die Leiter wieder in den Stand gesetzt werden, ihnen mehr zu geben. Daher, wie die ganze Geschichte uns lehrt,

hat es in jedem Staat und Königreich eine Art fortwährenden Kriegszustandes zwischen den Regierenden und Regierten gegeben; indem die einen bemüht sind, für ihren Unterhalt mehr zu bekommen und die andern, weniger zu bezahlen. Und dieß allein hat große Convulsionen und Bürgerkriege verursacht, die entweder mit Entthronung der Fürsten oder Knechtung des Volkes endigten. In der Regel setzt freilich die regierende Macht ihre Zwecke durch, und wir sehen die Revenuen der Fürsten beständig zunehmen, und wir sehen, daß sie nie zufrieden gestellt sind, sondern immer noch mehr verlangen. Je mehr das Volk unzufrieden ist mit seiner Steuerlast, desto mehr Geld bedarf der Fürst zur Vertheilung unter die Parteiführer und zur Zahlung der Truppen, die dazu dienen, allen Widerstand zu unterdrücken und ihn in den Stand zu setzen, nach Gefallen zu plündern. Es giebt kaum Einen König unter hundert, der nicht, falls er könnte, dem Beispiel Pharaohs folgen würde — nämlich zuerst dem Volke all sein Geld nehmen, dann seine Ländereien und dann es mit sammt seinen Kindern und Kindeskindern auf immer zu Knechten machen. Man wird mir einwerfen, wir gehen nicht damit um, Könige einzusetzen. Ich weiß es. — Aber in den Menschen liegt eine natürliche Neigung zum Königthum. Es befreit sie zuweilen von einer aristokratischen Herrschaft. Sie möchten lieber Einen Tyrannen haben, als fünfhundert. Es giebt das mehr Schein von Gleichheit unter den Bürgern, und das haben sie gern. Ich bin deßhalb besorgt — vielleicht zu ängstlich, die Regierung dieser Staaten könnte in künftigen Zeiten in eine Monarchie enden. Aber diese Katastrophe, denke ich, kann weit hinaus geschoben werden, wenn wir nicht dadurch, daß wir unsere Ehrenposten zu Geldposten machen, in unser vorliegendes System den Saamen des Streits, der Faction und des Tumultes säen. Thun wir das, so fürchte ich, wenn wir auch zuerst eine Menge anstellen und nicht eine einzelne Person, die Menge wird mit der Zeit bei Seite gesetzt; sie wird nur den Fötus von einem König erzeugen (wie der achtbare Herr von Virginien sich sehr passend ausdrückte), und ein König wird desto eher über uns gesetzt.

Manche mögen sich einbilden, dieß sei eine utopische Idee, und wir könnten nie Männer finden, die uns im exekutiven Departement dienen würden, ohne daß wir ihnen für ihre Dienste gut bezahlen. Ich halte dieß für einen Irrthum. Einige Thatsachen, welche mir in die Augen fallen, führen mich auf die entgegengesetzte

Meinung. Der hohe Sheriff eines Countys in England hat ein ehrenvolles, aber kein gewinnreiches Amt. Es ist vielmehr mit Ausgaben verbunden und wird deßhalb nicht gesucht. Es wird aber doch verwaltet und gut verwaltet, gewöhnlich von einem der ausgezeichnetsten Ehrenmänner des Countys. In Frankreich ist das Amt eines Sachwalters oder eines Mitglieds der gerichtlichen Parlamente noch ehrenvoller. Es wird deßhalb um einen hohen Preis gekauft: es giebt da freilich Sporteln für Gerichtsverhandlungen, welche unter sie vertheilt werden, aber diese Sporteln betragen nicht mehr als drei pro Cent von der Summe für den Platz. Da nun der gesetzliche Zinsfuß daselbst fünf pro Cent ist, so bezahlen sie in der That zwei pro Cent für die Erlaubniß, die gerichtlichen Geschäfte der Nation zu versehen, und diese ist zu gleicher Zeit frei von der Last, ihnen für ihre Dienste irgend einen Gehalt zu bezahlen. Damit meine ich indeß nicht, dieß als eine wünschenswerthe Anordnung für unser gerichtliches Departement zu empfehlen. Ich führe es nur an, um zu zeigen, daß die Lust, Gutes zu thun und seinem Vaterlande zu dienen, und die Achtung, wozu solch ein Benehmen sie berechtigt, bei manchen Gemüthern hinlängliche Beweggründe sind, dem Volke einen großen Theil ihrer Zeit zu opfern ohne den gemeinen Reiz materiellen Gewinns.

Ein anderes Beispiel dafür ist das einer achtungswerthen Gesellschaft, welche das Experiment gemacht und nunmehr über hundert Jahre mit Erfolg angewandt hat. — Ich meine die Quäker. Bei ihnen ist es eine festgesetzte Regel, nicht zu Gericht zu gehen, dagegen haben sie in Streitsachen sich an ihre monatlichen, vierteljährlichen und jährlichen Versammlungen zu wenden. Von diesen werden Committees niedergesetzt, die mit Geduld die Parteien anhören und viel Zeit verwenden, um ihre Streitigkeiten zu schlichten. Dieß zu thun, treibt sie ihr Pflichtgefühl, und ihr Lohn ist die Achtung, die der nützlichen Wirksamkeit gezollt wird. Es ist ehrenvoll, auf diese Weise beschäftigt zu werden, aber es wurde nie vortheilhaft gemacht durch Gehälter, Sporteln oder Nebengefälle. Und in der That ist in allen Fällen des öffentlichen Dienstes, je kleiner der Gewinn, desto größer die Ehre.

Um uns die Sache noch näher zu bringen, haben wir nicht das größte und wichtigste unserer Aemter, das Amt des obersten Generals unserer Armee'n, acht Jahre hinter einander ohne den geringsten Gehalt von einem Patrioten verwalten sehen, den ich nicht durch

weitere Lobpreisungen beleidigen will? Und dieß unter Mühseligkeiten und Kümmernissen, die er mit den andern braven Männern, seinen Kriegsgefährten und Kameraden, theilte, und den beständigen Besorgnissen, die seiner Stellung eigenthümlich waren! Und sollen wir daran zweifeln, drei oder vier Männer in den ganzen Vereinigten Staaten zu finden, die Gemeingeist genug besitzen, um vielleicht für eine gleiche Zeit in einem friedlichen Rath zu sitzen, lediglich um über unsere bürgerlichen Angelegenheiten zu präsidiren und darauf zu sehen, daß unsere Gesetze gehörig vollzogen werden? Herr Präsident, ich habe eine bessere Meinung von unserm Vaterlande. Ich denke, wir werden nie ohne eine hinreichende Anzahl von weisen und guten Männern sein, die das fragliche Amt auf sich nehmen und gut und treu verwalten.

Mein Herr, das Ersparniß der Gehälter, die zuerst in Vorschlag kommen mögen, ist bei mir kein Gegenstand. Das Unheil, das diesem Vorschlag auf dem Fuße folgt, ist es, was ich fürchte. Und darum beantrage ich das Amendement. Wenn es nicht unterstützt oder angenommen wird, muß ich mich bei dem Bewußtsein beruhigen, meine Meinung frei ausgesprochen und meine Pflicht gethan zu haben.*)

Ueber die Naturalisation von Einwanderern.

Die „Gefahr vor den Fremden," die jetzt noch immer von ränkesüchtigen Politikern als Gespenst benutzt wird, um das Volk in Schrecken zu jagen und es zu überreden, sich ganz ihrer Obhut anzuvertrauen, d. h. ihnen zu Aemtern und Würden zu verhelfen, war auch in der Convention das Stichwort vieler Zaghaften. Freilich hatte man damals die segensreichen Wirkungen des republikanischen Lebens auch noch nicht in dem Maße erfahren, freilich mochte die Erinnerung an die Raubzüge der Hessen damals in manchem redlich strebenden Menschen leicht Besorgnisse erwecken können, die Freiheit werde ohne hinreichenden Schutz gegen die „Fremden" nur von kurzer Dauer sein, freilich war man damals erst im Anfange der unbedingten Selbstherrschaft und konnte leicht straucheln, aber die Idee der allbeglückenden, Allen zugehörigen humanen Freiheit drang doch siegreich durch, und keine engherzigen Beschränkungen gegen die Aufnahme der Einwanderer in das republikanische Bürgerthum der neuen Welt wurden in die Constitution aufgenommen. Folgende einfache Aeußerung Franklins während der Debatte über diesen Gegenstand ist hinreichend, alles Geschrei der Natives zu Schanden zu machen.

---

*) Hamilton unterstützte das Amendement und zwar, wie er sich ausdrückte, bloß deßhalb, damit es dem zustehenden Committee für seine Berathungen überwiesen werde. Weiter wurde darauf nicht gehandelt.

Ich bin nicht gegen eine angemessene Zeit *), es würde mich aber sehr betrüben, müßte ich sehen, daß etwas wie eine Illiberalität in die Constitution aufgenommen würde. In dem Volke von England, mit dem wir letzthin Krieg führten, haben wir eine große Menge Freunde und nicht allein in der Masse des Volks, sondern auch in beiden Häusern des Parlaments. In jedem andern Lande von Europa aber sind alle Völker unsere Freunde. Wir fanden im Lauf der Revolution, daß viele Fremde uns treu dienten, und daß viele Eingeborene gegen ihr eigenes Vaterland die Waffen ergriffen. Wenn Fremde, nachdem sie sich nach andern Ländern umgesehen, in denen sie glücklicher leben können, am Ende dem unsrigen den Vorzug geben, so ist das ein Beweis von natürlicher Zuneigung zu demselben, die in uns Vertrauen und Liebe erwecken sollte. †)

Ueber das Stimmrecht.

In Bezug auf das Stimmrecht hatte Franklin die reinsten Ansichten und war durchaus gegen jede Beschränkung desselben. In der Convention wurden die heftigsten Versuche gemacht, nur solchen, die ein bestimmtes Eigenthum besäßen oder ein bestimmtes Quantum von Steuern bezahlten, das Stimmrecht zuzuerkennen. Franklin erklärte sich in seiner gewöhnlichen humanen Weise, aber auf das Bestimmteste dagegen. Folgendes ist aus einer Erwiederung auf einen Aufsatz der Federal Gazette, betitelt: „Winke für die Mitglieder der Convention." Wir theilen es mit, weil Franklin darin die Ansichten, die er auch in der Convention in Bezug auf diesen Gegenstand geltend machte, am Klarsten und Ausführlichsten ausspricht.

„Darum sollten die beiden Zweige von verschieden qualificirten Personen gewählt werden; kurz, sie sollten so weit als möglich bestimmt sein, verschiedene Interessen zu repräsentiren. Aus diesem Grunde würde ich eine Gesetzgebung von zwei Häusern gründen. Das obere sollte das Eigenthum repräsentiren, das untere die Bevölkerung des Staats. Das obere sollte von Freimännern gewählt werden, die an Land und Häusern 1000 Pfund besitzen, das untere von allen denen, die vier Jahre im Lande gewohnt und Steuern bezahlt haben. Ersteres sollte auf 4, letzteres auf 2 Jahre gewählt werden. An Autorität sollten sie gleich sein."

Ueber diesen Vorschlag können sich verschiedene Fragen erheben.

---

*) Die nämlich ein Eingewanderter im Lande gewesen sein muß, um Bürger der Union zu werden.

†) Siehe Elliots Debates, V, 399.

1. Was ist das Verhältniß zwischen den Freimännern, die Land und Häuser von 1000 Pfund Werth besitzen, und denen, die weniger besitzen? Ist es wie 1 zu 10? Ist es selbst, wie 1 zu 20? Ich sollte zweifeln, ob es wie 1 zu 50 wäre. Wenn diese Minorität einen Körper zu wählen hat, ausdrücklich, um denjenigen zu controlliren, den die große Majorität der Freimänner zu wählen hat, — was hat denn diese große Majorität gethan, um einen so großen Theil ihres Wahlrechts zu verwirken? Warum soll diese controllirende Macht im Gegensatz zum Geiste aller Demokratien statt der Majorität der Minorität gegeben werden? Wird es denn beabsichtigt oder nicht, daß die Reichen für die Wahl der Mitglieder des Unterhauses eine Stimme haben sollen, während die von geringerem Eigenthum des Rechtes beraubt sind, für die Mitglieder des Oberhauses zu stimmen? Und warum sollte das Oberhaus, das von einer Minorität gewählt würde, gleiche Rechte haben mit dem unteren, das von der Majorität gewählt würde? Setzt man voraus, daß Weisheit die nothwendige Begleiterin des Reichthums ist, und daß ein Mann, der 1000 Pfund werth ist, so viel Weisheit haben muß, als 20, die jeder nur 999 Pfund haben? Und warum überhaupt soll das Eigenthum repräsentirt werden? Angenommen, einer unserer Indianerstämme käme jetzt überein, eine bürgerliche Gesellschaft zu bilden; jedes Individuum würde zum Stock der Gesellschaft wenig mehr Eigenthum, als seine Büchse und seine Bettdecke bringen, denn gegenwärtig hat er kein anderes; wir wissen, daß, wenn einmal einer von ihnen versucht hat, ein paar Schweine zu halten, so ist er nie im Stande gewesen, sie als Eigenthum zu behaupten. Seine Nachbarn denken immer, sie haben ein Recht, sie zu tödten und zu essen, wenn immer sie Mundvorrath brauchen, denn es ist einer von ihren Grundsätzen, daß die Jagd für alle frei ist. Darum muß die Anhäufung von Eigenthum in einer solchen Gesellschaft und die Sicherheit desselben für die Individuen in jeder Gesellschaft eine Wirkung des Schutzes sein, der ihm durch die vereinte Kraft der Gesellschaft in der Vollziehung ihrer Gesetze gegeben wird. Das Privateigenthum ist daher ein Geschöpf der Gesellschaft, und den Anforderungen dieser Gesellschaft, wenn immer ihre Bedürfnisse es verlangen, bis auf den letzten Heller unterworfen. Darum sind seine Beisteuern zu den öffentlichen Erfordernissen nicht als dem Publikum dargebrachte Wohlthaten zu betrachten, welche die Steuernden zu Ehre und

Macht berechtigen, sondern als die Rückerstattung einer früher eingegangenen Verbindlichkeit, oder die Bezahlung einer rechtmäßigen Schuld. Die Combinationen der bürgerlichen Gesellschaft sind nicht gleich denen einer Anzahl Kaufleute, welche in verschiedenen Verhältnissen zum Bau und zur Befrachtung eines Schiffs ihr Eigenthum zusammenmachen und darum auch von Rechtswegen bei der Disposition der Reise mehr oder weniger Stimme haben mögen, je nach ihren respectiven Beiträgen: sondern die wichtigen Zwecke der bürgerlichen Gesellschaft und die persönlichen Garantien des Lebens und der Freiheit bleiben für jedes Mitglied der Gesellschaft dieselben; und der ärmste behält fortwährend gleiche Ansprüche auf sie mit dem Reichsten, was für Unterschiede auch Zeit, Glück oder Fleiß in ihren Verhältnissen verursachen mögen. Mit Rücksicht hierauf schmerzt es mich sehr, aus vorliegenden Papieren zu sehen, daß unter einem Theil unsers Volkes die Neigung herrscht, eine Aristokratie anzufangen dadurch, daß man den Reichen einen Vorrang in der Regierung geben will, wonach ihnen allein die Wahl der Hälfte der Gesetzgebung unter dem stolzen Namen des Oberhauses zukommen soll, während man den andern Zweig, der von der Majorität des Volkes gewählt werden soll, durch den Namen des Unterhauses herabwürdigt, und dann diesem Oberhause eine Dauer von 4 Jahren, dem unteren von bloß 2 Jahren geben will. Ich hoffe deshalb, daß unsere Repräsentanten in der Convention nicht hastig auf diese Neuerungen eingehen, sondern den Rath des Propheten annehmen werden, — „Halte dich an die alten Wege, blicke auf die alten Pfade, betrachte sie wohl und sei nicht unter denen, die der Veränderung ergeben sind.“

Schlußrede in der Convention.

Gehalten vor der letzten Abstimmung über das Ganze.

Herr Präsident,

Ich bekenne, daß ich augenblicklich diese Constitution nicht ganz billige, aber ich weiß nicht gewiß, ob ich sie nicht später billigen werde, denn in meinem langen Leben habe ich es viele Male erfahren, daß ich nach reiflicher Ueberlegung und besserer Belehrung bewogen war, selbst über wichtige Gegenstände, welche ich einst für recht hielt, später aber anders fand, meine Meinungen zu ändern.

Je älter ich darum werde, desto mehr werde ich geneigt, an der Richtigkeit meines Urtheils zu zweifeln, und desto mehr Achtung zolle ich dem Urtheil Anderer. Den meisten Menschen geht es freilich, wie den meisten Religionssecten, — sie glauben, sie haben die ganze Wahrheit in Besitz, und so weit Andere von ihnen abweichen, so weit sind sie nach ihrer Meinung im Irrthum. Steele, ein Protestant, sagt in einer Dedication an den Pabst: „Der einzige Unterschied zwischen unsern beiden Kirchen in Bezug auf die Zuverlässigkeit ihrer Lehren ist, daß die römische Kirche unfehlbar und die Kirche von England nie im Unrecht ist.“ Aber mögen viele Privatpersonen auch eben so hoch von ihrer eigenen Unfehlbarkeit denken, als von der ihrer Secte, so sprechen das doch wenige so natürlich aus, wie eine gewisse französische Dame, die in einem kleinen Streit mit ihrer Schwester ausrief: Ich weiß nicht, wie es kommt, Schwester, aber ich kenne Niemanden, als mich selbst, der immer Recht hat. (Il n'y a que moi qui a toujours raison.) In diesem Sinne trete ich der Constitution mit allen ihren Fehlern bei, wenn es nämlich Fehler sind. Denn ich halte eine Generalregierung für uns für nothwendig, und es giebt keine Regierungsform, die nicht, falls sie gut verwaltet wird, von Segen sein kann. Und ferner glaube ich, daß diese für einen Zeitraum von Jahren wohl verwaltet werden wird, und daß sie nur dann in Despotismus enden könnte, wie früher andere Formen es gethan haben, wenn das Volk so verdorben sein würde, daß es einer despotischen Regierung bedürfte und keiner andern mehr fähig wäre. Nebenbei zweifle ich sehr, ob wir eine andere Convention zusammenbringen können, die eine bessere Constitution zu machen im Stande ist; denn wenn Ihr eine Anzahl von Männern versammelt, um den Vortheil ihrer verbundenen Weisheit zu haben, so bekommt Ihr auch unvermeidlich mit diesen Männern alle ihre Vorurtheile, ihre Leidenschaften, ihre irrigen Meinungen, ihre lokalen Interessen und ihre selbstsüchtigen Zwecke. Läßt sich von solch einer Versammlung etwas Vollkommenes erwarten? Es setzt mich vielmehr in Erstaunen, mein Herr, zu finden, daß dieß System der Vollkommenheit so nahe kommt, als es wirklich thut; und ich bin der Meinung, es wird auch unsere Feinde in Erstaunen setzen, welche ganz fest darauf rechnen, bald zu hören, daß unsere Rathsversammlungen verwirrt sind, wie die von den Erbauern des Thurms zu Babel, und daß unsere Staaten auf dem Punkte stehen, sich zu trennen, um später nie wieder zusammenzukommen, als um sich einander die Hälse abzuschneiden.

So stimme ich denn dieser Constitution bei, weil ich keine bessere erwarte, und weil ich nicht bestimmt weiß, ob dies nicht die beste ist. Die Meinungen, die ich über ihre Fehler gehabt habe, opfere ich dem Gemeinwohl. Ich habe draußen nie eine Sylbe davon geflüstert. Zwischen diesen Wänden wurden sie geboren, und hier sollen sie auch sterben. Wollte Jeder von uns bei seiner Rückkehr zu seinen Constituenten die Einwürfe berichten, die er gegen diese Constitution gemacht hat, und sich bemühen, zu seiner Unterstützung Partheigänger zu werben, so könnten wir dadurch vielleicht ihre allgemeine Annahme verhindern und somit alle die heilsamen Wirkungen und großen Vortheile einbüßen, die eine wirkliche oder scheinbare Einstimmigkeit sowohl unter fremden Nationen, als unter uns selbst zur natürlichen Folge haben müßte. Die Stärke und Wirksamkeit einer Regierung zur Gründung und Erhaltung der Glückseligkeit eines Volkes hängt sehr von der Meinung ab, von der allgemeinen Meinung sowohl über die Güte der Regierungsform, als über die Weisheit und Unbeflecktheit der Regierenden.

Ich hoffe darum, daß wir um unserer selbst als eines Theils des Volkes und um unserer Nachkommen willen, herzlich und einmüthig zusammenhandeln werden, um diese Constitution zu empfehlen, wohin immer unser Einfluß sich ausdehnen mag, und daß wir für die Zukunft unser Augenmerk und unsere Bemühungen dahin gerichtet sein lassen, daß sie gut verwaltet wird.

Mit Einem Worte, Herr Präsident, ich kann es nicht unterlassen, den Wunsch auszusprechen, jedes Mitglied der Convention, das noch etwas einzuwenden hat, möge bei dieser Gelegenheit, wie ich, an seiner eigenen Unfehlbarkeit ein wenig zweifeln, und um unsere Einmüthigkeit zu manifestiren, seinen Namen unter dieses Instrument setzen.

Franklins Bemühungen für die Neger.

Ohne auf eine Frage eingehen zu wollen, die sich nicht so kurz abmachen läßt, theilen wir hier einige Documente mit, die Franklin in seinem letzten Lebensjahre schrieb, und daraus wir sehen können, was seine Absichten waren, als er den ersten Abolitionistenverein in Philadelphia stiftete. Auch diejenigen, welche die absolutesten Gegner selbst der allmählichsten Befreiung der Neger sind, welche nur mit Abscheu daran denken mögen, es könnte je dazu kommen, daß Neger zu Menschen erzogen und ihr ganzer Stamm einmal in die freie Entwicklung des Menschengeschlechts mit aufgenommen würde, selbst diejenigen, welchen noch nach Jahrtausenden die Neger als Hausthiere vorschweben, werden die Vermächtnisse des

sterbenden Franklin nicht in den Schmutz der gewöhnlichen Parteipolitik herunterziehen und das ursprünglich Reine rein sein lassen. Wir haben hier Franklin vorzuführen, wie er lebte und dachte, und wenn er diesem oder jenem nicht gefällt, so ist das nicht unsere Schuld. Uebrigens wird auch Jeder bald sehen, daß Franklin den fanatischen Propheten des abstracten Abolitionismus eben so fern steht, als den fanatischen Propheten der Sclaverei.

Plan zur Verbesserung der Lage der freien Neger.*)

Das Geschäft bezüglich der freien Neger soll von einem Committee von 24 Personen versehen werden, das jedes Jahr in der Versammlung dieser Gesellschaft im Monat April gewählt wird, und um die verschiedenen Dienste schnell, regelmäßig und energisch ausführen zu können, soll es sich in folgende Unterabtheilungen theilen, nämlich:

1. Ein Committee der Beaufsichtigung hat die Moral, die allgemeine Aufführung und die gewöhnliche Lage der freien Neger zu beobachten und ihnen Rath und Belehrung, Schutz gegen Ungerechtigkeiten und andere freundliche Dienste zu Theil werden zu lassen.

2. Ein Committee von Vormündern hat die Kinder und jungen Leute bei angemessenen Personen unterzubringen, damit sie, während einer mäßigen Lehr- oder Dienstzeit ein Gewerbe oder ein anderes Geschäft lernen, wovon sie leben können. Dieß kann das Committee zum Theil durch Ueberredung der Aeltern und betreffenden Personen, zum Theil durch Anwendung der Gesetze erreichen, welche für diesen und ähnliche Zwecke gemacht sind. Bei der Aufsetzung der Contracte bei diesen Gelegenheiten hat das Committee, so weit es thunlich ist, der Gesellschaft das Recht der Vormundschaft über die so verbundenen Personen zu sichern.

3. Ein Committee der Erziehung, welches den Schulunterricht der Kinder freier Neger zu überwachen hat. Es hat seinen Einfluß dahin zu richten, daß sie entweder die Schulen, die schon jetzt in dieser Stadt bestehen, regelmäßig besuchen oder andere zu diesem Zwecke zu gründen. Sie werden in beiden Fällen dafür sorgen, daß die Zöglinge in solchen Dingen unterrichtet werden, die sie für ihr künftiges Leben gebrauchen, und vorzüglich, daß ihnen ein tiefer Eindruck von den wichtigsten und allgemein anerkannten moralischen und religiösen Principien beigebracht wird. Sie haben auch ein regelmäßiges

*) Von Franklin für die Association in Philadelphia entworfen.

Buch über die Heirathen, Geburten und Freilassungen aller Neger zu führen.

4. Ein Committee der Beschäftigung, dessen Aufgabe es ist, alle diejenigen freien Neger, welche arbeitsfähig sind, in beständiger Beschäftigung zu erhalten, da der Mangel derselben Armuth, Müssiggang und viele lasterhafte Gewohnheiten zur Folge haben würde. Durch fleißige Nachfrage wird dieses Committee im Stande sein, für eine große Anzahl gewöhnliche Arbeit zu finden. Sie werden auch dafür sorgen, daß solche, die geeignete Talente verrathen, verschiedene Handwerke lernen, was dadurch geschehen kann, daß man sie bewegt, sich für eine Reihe von Jahren verbindlich zu machen, wodurch ihre Meister für die Kosten und die Mühe ihres Unterrichts und ihrer Erhaltung entschädigt werden. Das Committee kann auch die Einrichtung einiger nützlichen und einfachen Manufacturen versuchen, welche nur wenig Geschick erfordern, und wozu sich daher vielleicht von Anfang an welche finden, die dazu befähigt sind.

So oft das Committee der Beaufsichtigung Personen findet, die aus irgend einem besondern Grunde Aufmerksamkeit erfordern, so soll es dieselben sofort dem Committee überweisen, zu dessen Wirkungskreis sie gehören.

In Sachen von gemischter Natur haben die verschiedenen Committees sich zu berathen, und, wo nöthig, zusammen zu handeln. Sachen von großer Wichtigkeit sollen dem ganzen Committee überwiesen werden.

Die Kosten, welche die Verfolgung dieses Plans verursacht, sollen aus einem Fond bestritten werden, der durch Schenkungen und Subscriptionen für diese besondern Zwecke aufgebracht und von den andern Fonds dieser Gesellschaft getrennt erhalten werden soll.

Das Committee hat in den halbjährigen Meetings dieser Gesellschaft im April und October über seine Schritte und den Stand der Casse Rechenschaft abzulegen.

Philadelphia, den 26. October 1789.

Eine Addresse an das Publikum von Seiten der Pennsylvanischen Gesellschaft zur Förderung der Abschaffung der Sclaverei und zur Unterstützung der freien Neger, die ungesetzmäßig in Leibeigenschaft gehalten werden.*)

Mit besonderer Befriedigung können wir den Freunden der Menschheit die Versicherung geben, daß in Verfolgung der Zwecke unsers Vereins unsere Bemühungen sich weit über unsere sanguinischsten Erwartungen hinaus erfolgreich bewiesen haben.

Ermuthigt durch diesen Erfolg und durch den täglichen Fortschritt jenes erleuchtenden und segensreichen Geistes der Freiheit, der sich über die ganze Welt ergießt, und in demüthiger Hoffnung auf den fortdauernden Beistand des göttlichen Segens haben wir gewagt, unserm ursprünglichen Plan eine wichtige Erweiterung zu geben und bitten deßhalb inständigst um die Hülfe und den Beistand Aller, welche empfänglich sind für die zarten Bewegungen des Mitleids und der Sympathie und ein Herz haben für die erhabene Freude der Wohlthätigkeit.

Die Sclaverei ist eine so abscheuliche Erniedrigung der menschlichen Natur, daß selbst ihre Ausrottung, wenn nicht mit der äußersten Behutsamkeit vollzogen, eine Quelle von ernsten Uebeln nach sich ziehen kann.

Der unglückliche Mensch, den man lange wie ein Vieh behandelt, sinkt nur zu häufig unter die gewöhnliche Norm der menschlichen Gattung. Die drückenden Ketten, die seinen Körper binden, fesseln auch seine Verstandeskräfte und verkümmern die gesellschaftlichen Neigungen seines Herzens. Gewöhnt, sich nach dem Willen eines Herrn wie eine bloße Maschine zu bewegen, ist sein Urtheil verdunkelt; er hat nicht die Macht, zu wählen, und Vernunft und Gewissen haben nur wenig Einfluß auf sein Betragen, weil er hauptsächlich von der Leidenschaft der Furcht regiert wird. Er ist arm und freundlos — vielleicht aufgerieben durch übermäßige Arbeit, Alter und Krankheit.

Unter solchen Umständen kann die Freiheit oft ein Unglück für ihn werden und für die Gesellschaft gefährlich.

Die Aufmerksamkeit auf emanzipirte Neger wird deßhalb, so steht

*) Geschrieben von B. Franklin. W. T. F.

zu hoffen, ein Zweig unserer Nationalpolizei werden. Aber in so so fern wir beitragen, diese Emanzipation zu fördern, wird diese Aufmerksamkeit für uns offenbar eine große Pflicht, die wir nach unserm besten Wissen und Können zu erfüllen gedenken.

Diejenigen, welche der Freiheit zurückgegeben sind, zu unterrichten, zu leiten und in den Stand zu setzen, ihre bürgerliche Freiheit zu genießen und auszuüben, sie an ein arbeitsames Leben zu gewöhnen, ihnen Beschäftigung zu verschaffen, die ihrem Alter, ihrem Geschlecht, ihren Fähigkeiten und andern Umständen entspricht, und ihren Kindern eine Erziehung zu verschaffen, die auf ihre künftige Lebenslage berechnet ist; das sind die großen Umrisse des obigen Plans, den wir angenommen haben, und der, wie wir fest glauben, das gemeine Wohl und namentlich das Glück dieser unserer bisher zu arg vernachlässigten Mitmenschen wesentlich fördern wird.

Ein so weitgreifender Plan läßt sich aber nicht ohne beträchtliche Geldmittel, welche unsere gegenwärtigen gewöhnlichen Cassenbestände weit überschreiten, in's Werk setzen. Wir hoffen viel von der Großmüthigkeit der aufgeklärten und wohlwollenden Freimänner und werden alle Schenkungen und Subscriptionen für diesen Zweck dankbar entgegen nehmen. Zahlungen können gemacht werden an unsern Schatzmeister, James Starr oder an James Pemberton, den Vorsitzer unsers Correspondenzcommittees.

Gezeichnet im Auftrag der Gesellschaft,

B. Franklin, Präsident.

Philadelphia, den 9. November 1789.

An den Redacteur der „Federal Gazette.“

Am 23. März 1790.

Mein Herr!

Als ich gestern Abend in Ihrem ausgezeichneten Blatte die Rede las, die Herr Jackson*) im Congreß gegen die Einmischung desselben in die Angelegenheiten der Sclaverei gehalten und gegen alle Versuche, die Lage der Sclaven zu verbessern, fiel mir eine ähnliche in den Sinn, die vor etwa 100 Jahren von Said Mehemed Ibrahim, einem Mitglied des Divans von Algier, gehalten würde, wie das in Martins Consularbericht vom Jahre 1687 zu sehen ist. Sie

*) Herr Jackson von Georgien in der Debatte über eine Petition des Pennsylvanischen Abolitionistenvereins um Aufhebung des Sclavenhandels.

war gegen die Annahme einer Petition der Sekte Erika oder Puristen, welche auf die Abschaffung der Seeräuberei und Sclaverei als ungerechter Akte gerichtet war. Herr Jackson führt sie nicht an, vielleicht hat er sie nicht gesehen. Wenn sich deßhalb manche von ihren Räsonnements in seiner beredten Addresse vorfinden, so mag das nur zum Beweise dienen, daß die Interessen und Einsichten der Menschen in allen Gegenden und Klimaten mit bewundernswerther Aehnlichkeit operiren und operirt werden, so oft sie sich in ähnlichen Verhältnissen befinden. Des Afrikaners Rede lautet nach der Uebersetzung, wie folgt:

„Allah Bismillah rc.

„Gott ist groß und Mahomed ist sein Prophet.

„Haben diese Erika auch die Folgen der Annahme ihrer Petition bedacht? Wenn wir unser Kreuzen gegen die Christen einstellen, wie sollen wir uns mit den Bequemlichkeiten der Produkte ihrer Länder versorgen, die für uns doch so nothwendig sind? Wenn wir aufhören, aus ihrem Volke Sclaven zu machen, wer soll in diesem heißen Klima unsere Felder bebauen? Wer soll die gemeinen Arbeiten unserer Stadt und in unsern Familien versehen? Müssen wir dann nicht unsere eigenen Sclaven werden? Und sind wir da uns Moslemiten nicht mehr Mitleid und Rücksicht schuldig, als diesen Christenhunden? Wir haben jetzt über 50,000 Sclaven in und bei Algier; diese Zahl, wenn nicht durch frische Ergänzungen voll gehalten, wird sich bald vermindern, und nach und nach ganz in Nichts verschwunden sein. Wenn wir dann aufhören, der Ungläubigen Schiffe zu nehmen und zu plündern, ihre Seeleute und Passagiere zu Sclaven zu machen, dann verlieren unsere Länder allen Werth, weil sie nicht bebaut werden; die Renten der Häuser in der Stadt sinken auf die Hälfte; und die Revenüen des Staats, die von seinem Antheil an der Beute erwachsen, sind total vernichtet! Und wofür? Um den Grillen einer grillenhaften Sekte zu fröhnen, die uns nicht allein bewegen möchte, keine Sclaven mehr zu machen, sondern auch diejenigen, welche wir haben, frei zu lassen! Aber wer soll ihre Herren für den Verlust entschädigen? Wird der Staat es thun? Reicht unser Schatz dazu aus? Werden die Erika es thun? Können sie es thun? Oder wollten sie lieber, um zu thun, was sie sich als Gerechtigkeit gegen die Sclaven denken, eine größere Ungerechtigkeit gegen ihre Eigner begehen? Wenige von ihnen werden in ihre Länder zurückkehren, sie wissen zu wohl, daß sie sich dort viel

größeren Mühsalen unterwerfen müssen, sie werden nicht unsere heilige Religion annehmen, sie werden nicht unsere Gebräuche adoptiren, unser Volk wird uns nicht beflecken durch Heirathen mit ihnen, sollen wir sie als Bettler in unsern Straßen erhalten oder unsere Habe ihrem Raube zur Beute geben? Denn Menschen, die an die Sclaverei gewöhnt sind, werden nicht für ihren Lebensunterhalt arbeiten, wenn sie nicht gezwungen werden. Und was ist da so bedauernswerth in ihrer gegenwärtigen Lage? Waren sie nicht Sclaven in ihren eigenen Ländern? Werden nicht Spanien, Portugal, Frankreich und die italienischen Staaten von Despoten regiert, die alle ihre Unterthanen ohne Ausnahme in Sclaverei halten? Sogar England behandelt seine Matrosen wie Sclaven. So oft es der Regierung gefällt, werden sie aufgegriffen, in Kriegsschiffe gesperrt und daselbst verdammt, nicht allein zu arbeiten, sondern auch zu fechten für geringen Lohn oder bloße Kost, nicht besser, als wir sie unsern Sclaven bewilligen. Ist ihre Lage denn schlechter geworden, dadurch, daß sie in unsere Hände gefallen sind? Nein, sie haben nur eine Sclaverei mit einer andern vertauscht, und ich kann dreist sagen mit einer bessern; denn hier sind sie in ein Land gebracht, wo die Sonne des Islamismus ihr Licht ausstrahlt und in vollem Glanze scheint, und sie haben eine Gelegenheit, sich selbst mit der wahren Lehre bekannt zu machen und dadurch ihre unsterblichen Seelen zu retten. Die zu Hause bleiben, sind dieses Glückes nicht theilhaftig. Die Sclaven nach Hause senden, hieße sie aus dem Licht in die Finsterniß senden. — Ich frage noch einmal, was soll mit ihnen geschehen? Ich habe andeuten hören, man könne sie in die Wildniß verpflanzen, wo es reichlich Land gebe, sie zu erhalten, und wo sie als Freistaat blühen können; aber ich fürchte, sie sind zu wenig geneigt, ohne Zwang zu arbeiten, als auch zu unwissend, um einen guten Staat zu gründen, und die wilden Araber würden sie bald belästigen und vernichten oder wieder zu Sclaven machen. Während sie uns dienen, versorgen wir sie mit Allem, und sie werden mit Humanität behandelt. Die Arbeiter in ihrem eigenen Land werden, wie ich wohl unterrichtet bin, schlechter genährt, beherbergt und gekleidet. Die Lage der Meisten unter ihnen ist daher schon verbessert und erfordert keine weitere Verbesserung. Hier ist ihr Leben in Sicherheit. Sie sind nicht in Gefahr, gewaltsam als Soldaten angeworben, noch gezwungen zu werden, sich einander die christlichen Kehlen abzuschneiden, wie in den Kriegen ihrer eigenen

Länder. Wenn einige von den Frommen und Bigotten, welche uns jetzt mit ihren einfältigen Petitionen quälen, in einem Anfall von blindem Eifer ihre Sclaven befreit haben, so war es weder Edelmuth, noch Humanität, was sie dazu trieb; es war das drückende Bewußtsein einer Last Sünden und die Hoffnung, durch das vermeintliche Verdienst eines so guten Werks von der ewigen Verdammniß ausgeschlossen zu werden. Wie gröblich irren sie sich aber, wenn sie wähnen, die Sclaverei sei vom Koran verboten! Sind nicht die beiden Lehren, um nicht mehr anzuführen, „Herren, behandelt Eure Sclaven mit Güte: Sclaven, dient Euren Herren mit Freudigkeit und Treue," deutliche Beweise vom Gegentheil? Und kann denn die Plünderung der Ungläubigen in jenem heiligen Buche verboten sein, sintemal daraus doch wohl bekannt ist, daß Gott die Welt und Alles, was darinnen ist, seinen gläubigen Moslemiten gegeben hat, welche sie von Rechtswegen genießen sollen, sobald sie sie erobern. Laßt uns also Nichts mehr hören von diesem abscheulichen Vorschlag, die christlichen Sclaven frei zu lassen, dessen Annahme die Preise unserer Länder und Häuser herunterbringen und dadurch so viele gute Bürger ihres Eigenthums berauben würde, was allgemeine Unzufriedenheit schaffen, Insurrectionen hervorrufen, den Staat in Gefahr stürzen und allgemeine Verwirrung erzeugen müßte. Ich hege darum keinen Zweifel, diese weise Rathsversammlung wird die Ruhe und die Glückseligkeit einer ganzen Nation von wahren Gläubigen der Grille von ein paar Erikas vorziehen und ihre Petition abweisen."

Das Resultat war, wie Martin uns sagt, daß der Divan zu folgender Resolution kam, „die Lehre, es sei ungerecht, die Christen zu plündern und zu Sclaven zu machen, ist allerwenigstens problematisch; aber daß es das Interesse dieses Staates ist, die bisherige Praxis beizubehalten, ist klar; darum soll die Petition verworfen werden."

Und demnach ward sie verworfen. Und da gleiche Motive in den Gemüthern der Menschen gleiche Meinungen und Entschlüsse hervorzubringen pflegen, können wir da nicht nach diesem Bericht dreist voraussagen, daß die Petitionen an das Parlament von England für die Abschaffung des Sclavenhandels, um nichts von andern Legislaturen zu sagen, und die Debatten darüber, ein ähnliches Ende nehmen werden?

Ich bin, mein Herr, Ihr beständiger Leser und ergebenster Diener

Historikus.

Aus Franklins Correspondenz.

An seine Schwester Jane.

Philadelphia, den 28. Juli 1743.

Theuerste Schwester Jenny!

Ich nahm Deine Ermahnung sehr freundlich und war weit ent-entfernt, davon verletzt zu werden. Wenn ich Dir darum etwas darüber sage, so geschieht es nur, um einige falsche Meinungen, die Du über mich zu haben scheinst, zu berichtigen, und das thue ich bloß deßhalb, weil sie Dich quälen, wozu ich nicht gern die Veranlassung sein möchte. Du drückst Dich so aus, als wenn Du dächtest, ich wäre dagegen, Gott zu verehren, und glaubte, mit guten Werken den Himmel verdienen zu können. Das sind aber Phantasien ohne Wirklichkeit. Denn ich bin so weit davon entfernt, daran zu denken, Gott müsse nicht verehrt werden, daß ich selbst ein ganzes Gebetbuch für meinen eigenen Gebrauch geschrieben habe, und ich glaube, es giebt wenig oder gar keine Menschen in der Welt, die schwach genug sind, sich einzubilden, das wenige Gute, das wir hier thun können, verdiene dereinst eine so ungeheure Belohnung.

Indeß giebt es einige Sachen in Eurer Lehre und Gottesverehrung, mit denen ich nicht übereinstimme; darum aber verdamme ich sie eben so wenig, als ich verlange, Deinen Glauben daran wankend zu machen. Uns können Dinge mißfallen, die trotzdem in sich selbst recht sind: ich wünschte nur, Du machtest mir dasselbe Zugeständniß und dächtest besser sowohl von der Moral, als von Deinem Bruder. Lies in Edwards letztem Buch: „Einige Gedanken bezüglich des gegenwärtigen Wiederauflebens der Religion in Neu-England“ von Seite 367 bis 375, und wenn Du über Andere urtheilst, so fürchte Dich nicht, der Baum könnte schlecht sein, sobald Du siehst, daß die Frucht gut ist. Sei vielmehr versichert, daß dem nicht so ist, denn Du weißt, wer gesagt hat: „Man sammelt nicht Trauben von den Dornen, noch Feigen von den Disteln.“

Ich habe nicht Zeit, noch etwas beizufügen, als daß ich stets sein werde, Dein Dich zärtlich liebender Bruder ꝛc.

An dieselbe (Mrs. Jane Mecom).

New=York, den 19. April 1757.

Theure Schwester!

Ich schrieb Dir gestern wenige Zeilen, vergaß aber Dir bezüglich unserer Schwester Dowse zu antworten. Da auf ihre eigene Weise leben zu können eine der größten Annehmlichkeiten für alte Leute ist, so denke ich, ihre Freunde sollten ihnen darin eben so wohl entgegen zu kommen suchen, als in vielen andern Dingen. Haben sie lange in einem Hause gelebt, so wird es ihnen zur andern Natur. Sie werden fast so eng damit verbunden, wie die Schildkröte mit ihrer Schale. Reißt man sie heraus, so sterben sie. Wenn man alte Leute und alte Bäume von ihrer alten Stelle verpflanzt, so trifft es zehnmal gegen einmal, daß man sie tödtet. Darum laß unsere gute alte Schwester darüber nicht mehr beunruhigt werden. Wir gehen selbst mit schnellen Schritten dem Alter zu und werden dieselben zarten Rücksichten erwarten, und was wir selbst geben, haben wir dann auch ein Recht, unserer Seits zu empfangen.

Was aber ihre wenigen Putzsachen betrifft, so denke ich, sie hat Recht, daß sie sie nicht verkaufen will und zwar aus dem Grunde, den sie selbst angiebt, nämlich, daß sie nur wenig bringen und dann nach Verzehrung dieses Wenigen für sie keinen Nutzen haben würden, dagegen die Hoffnung, sie bei ihrem Tode zu erhalten, ihre Wärterin vielleicht zärtlich und sorgsam für sie machen und ihren Werth zehnfach für sie eintragen würde. Wenn so, dann sind sie am Besten verwandt.

Ich hoffe, Du besuchst die Schwester so oft, als Deine Geschäfte es erlauben, und leistest ihr jeden Beistand und jede Gefälligkeit, die du ihr in ihrer gegenwärtigen Lage erweisen kannst. Hohes Alter, Kränklichkeit und Armuth zusammen genommen, sind Leiden genug. Die Vernachlässigung und Unaufmerksamkeit von Freunden und nahen Verwandten sollten nie dazu kommen — Leute in ihren Umständen sind geneigt, dieß oft ohne Grund zu argwöhnen, darum sollte auch in unserm Benehmen gegen sie jeder Schein sorgfältig vermieden werden. Ich schreibe mit dieser Post auch an Vetter William, um ihn zu ermahnen, seine Sorgfalt fortzusetzen, was er gewiß auch thun wird 2c. 2c.

An George Whitefield.*)

Philadelphia, den 6. Juni 1753.

Geehrter Herr!

Ich empfing Ihren freundlichen Brief vom 2. dieses und bin erfreut, zu hören, daß Sie an Kräften zunehmen; ich hoffe, Sie werden an der Besserung bleiben, bis Ihre alte Gesundheit und Festigkeit ganz hergestellt ist. Lassen Sie mich wissen, ob Sie noch die kalten Bäder gebrauchen, und was für Wirkungen sie haben.

Was die Güte betrifft, von der Sie sprechen, so wünsche ich, sie hätte Ihnen mehr von Diensten sein können. Und wäre das der Fall gewesen, so würde der einzige Dank, den ich begehrte, der sein, daß Sie immer eben so bereit sein möchten, irgend einer andern Person, die Ihres Beistandes bedürfte, zu dienen, und so gute Dienste von einem zum andern weiter gehen ließen, denn alle Menschen sind Eine Familie.

Wenn ich beschäftigt bin, Andern zu dienen, so sehe ich für meinen Theil das nicht an, als erwiese ich ihnen damit eine Wohlthat, sondern als bezahlte ich ihnen eine Schuld. Auf meinen Reisen sowohl, als seit ich hier ansässig bin, habe ich viele Güte empfangen von Menschen, denen ich nie Gelegenheit haben werde, dafür den geringsten direkten Gegendienst zu thun, und zahllose Gnade von Gott, der unendlich darüber erhaben ist, mit unsern Diensten geholfen werden zu können. Diese Güte von den Menschen kann ich ihnen darum nur an ihren Mitmenschen vergelten, und für die Gnade von Gott kann ich nur durch meine Bereitwilligkeit, seinen andern Kindern und meinen Brüdern zu helfen, mein Dankgefühl an den Tag legen. Denn ich glaube nicht, daß Danksagungen und Complimente, wenn sie auch jede Woche wiederholt werden, unsere wirklichen Verpflichtungen gegen einander abmachen können, geschweige denn die gegen unsern Schöpfer. Aus diesem meinem Begriff von den guten Werken werden Sie auch sehen, daß ich weit entfernt bin, zu hoffen, mit ihnen den Himmel verdienen zu können. Unter Himmel verstehen wir einen Zustand der Glückseligkeit von unendlichem Grade und ewiger Dauer. Solche Belohnung zu verdienen, kann

---

*) Einer der Gründer der Methodisten.

ich Nichts thun. Wer dafür, daß er einem Dürstenden einen Trunk Wasser gäbe, mit einer guten Pflanzung bezahlt zu werden verlangte, wäre bescheiden in seinen Forderungen im Vergleich mit denen, welche sich einbilden, sie verdienten den Himmel für das wenige Gute, das sie auf Erden thun. Selbst die gemischten unvollkommenen Freuden, die wir in dieser Welt genießen, entspringen mehr aus Gottes Güte, als aus unserm Verdienst. Wie viel mehr solch eine Seligkeit des Himmels! Ich für meinen Theil bin nicht eitel genug, zu denken, ich verdiente sie, noch thöricht genug, sie zu erwarten, noch anmaßend genug, sie zu verlangen. Ich begnüge mich vielmehr, mich dem Willen und der Anordnung des Gottes zu unterwerfen, der mich gemacht und bis dahin erhalten und gesegnet hat, und auf dessen väterliche Güte ich das Vertrauen setze, daß er mich nie ins Elend stürzen wird, und daß selbst die Leiden, die ich je erdulden mag, mir zum Frommen dienen werden.

Der Glaube, von dem Sie sprechen, hat gewiß seinen Nutzen in der Welt. Ich verlange nicht, ihn abnehmen zu sehen, noch würde ich mich je bemühen, ihn bei irgend einem Menschen zu schwächen. Ich wünsche nur, er brächte mehr gute Werke hervor, als ich ihn in der Regel habe thun sehen. Ich meine, wahrhaft gute Werke, Werke der Güte, der Liebe, der Barmherzigkeit und des Gemeingeistes, nicht Sabbathhalten, Predigten lesen oder hören, nicht die Ausübung von kirchlichen Ceremonien oder das Herplappern von langen Gebeten voll Schmeicheleien und Complimente, die selbst von weisen Männern verschmäht werden und darum noch viel weniger im Stande sind, der Gottheit zu gefallen. Die Verehrung Gottes ist eine Pflicht, das Hören und Lesen von Predigten kann nützlich sein, aber wenn Menschen zufrieden sind, zu hören und zu beten, wie viele es sind, so ist das gerade so, als wenn ein Baum sich rühmen wollte, er wäre begossen und trüge Blätter, wenn er auch nie eine Frucht hervorgebracht hätte.

Ihr großer Meister dachte viel weniger von diesen äußeren Zeichen und Bekenntnissen, als viele von seinen modernen Schülern thun. Er zog die Thäter des Worts den bloßen Hörern vor, den Sohn, der sich scheinbar weigerte, seinem Vater zu gehorchen, und dann doch seine Befehle ausführte, ihm, der seine Bereitwilligkeit versicherte, dann aber die Arbeit vernachläßigte, den ketzerischen, aber barmherzigen Samariter dem unbarmherzigen, wenn auch orthodoxen Priester und heilig gemachten Leviten, und diejenigen, wel-

che den Hungernden speiseten, den Dürstenden tränkten, den Nackten bekleideten, die Fremdlinge beherbergten und die Kranken pflegten, sollen, so erklärt er, an dem jüngsten Tage aufgenommen werden, und wenn sie auch nie seinen Namen gehört, während diejenigen, welche Herr! Herr! schreien, welche sich ihres Glaubens rühmen, die guten Werke aber vernachläßigt haben, sollen verworfen werden, und wenn ihr Glaube auch stark genug war, Wunder zu thun. Er versicherte, daß er nicht gekommen sei, die Gerechten, sondern die Sünder zur Buße zu rufen, womit er seine bescheidene Meinung an den Tag legte, daß es in seiner Zeit Manche gäbe, welche sich so gut dünkten, daß sie auch ihn nicht anzuhören brauchten zu ihrer Besserung. Heut zu Tage aber haben wir kaum ein Pfäfflein, das es nicht für die Pflicht eines jeden Menschen in seinem Bereich hielte, seine jämmerlichen Predigten mit anzuhören, und wer das nicht thut, der soll gegen Gott sündigen. Solcherlei Leuten wünsche ich mehr Demuth und Ihnen Gesundheit und Glückseligkeit, denn ich bin :c.

Aus einem Briefe an Lord Kames.*)

— — — Ich beabsichtige ein kleines Werk für die Jugend zu schreiben unter dem Titel „die Kunst der Tugend". Aus dem bloßen Titel werden Sie aber schwerlich errathen, was die Natur eines solchen Buches sein kann. Ich muß ihn deshalb ein wenig erläutern. Viele Leute führen ein schlechtes Leben, die gern ein gutes führen möchten, wenn sie nur wüßten, wie sie es anfangen sollten. Sie haben sich häufig entschlossen und bemüht, einen andern Weg zu betreten, aber vergebens, weil ihre Bemühungen nicht die rechte Richtung nahmen. Von Menschen zu verlangen, daß sie gut, gerecht, mäßig :c. sind, ohne ihnen zu zeigen, wie sie es werden können, ist gleich der unwirksamen Barmherzigkeit, von welcher der Apostel spricht, und die sich begnügt, zu den Hungernden, den Frierenden und den Nackten zu sagen: „esset, wärmet Euch, kleidet Euch," ohne ihnen zu zeigen, wo sie Speise, Feuer und Kleidung bekommen können. Die meisten Menschen haben von Natur einige Tugenden, aber keiner hat von Natur alle Tugenden. Sich diejenigen zu erwerben, welche man nicht hat, und dann die erworbenen eben

*) Ein durch mehrere philosophische Werke bekannter Schriftsteller und ein Freund Franklins und der Sache der Amerikaner. Er lebte in Schottland, wo Franklin ihn mehrere Male besuchte.

so fest zu halten, wie diejenigen, welche man von Natur hat, ist der Gegenstand einer Kunst. Es ist dies eben so gut eine Kunst, wie die Malerei, die Schifffahrt oder die Architectur. — Will Jemand ein Maler, ein Schiffer oder ein Architect werden, so ist es nicht genug, daß ihm gerathen wird, einer zu werden, daß er sich von den Gründen seines Rathgebers überzeugen läßt, es würde für ihn von Nutzen sein, einer zu werden, und daß er dann den Entschluß faßt, einer zu werden, sondern es müssen ihm auch die Principien der Kunst gelehrt, es müssen ihm alle Handgriffe gezeigt werden, und wie er sich die Fertigkeit erwerben kann, alle die Werkzeuge zu gebrauchen. So gelangt er planmäßig und durch die Praxis allmählich zu einiger Vollkommenheit in seiner Kunst. Verfährt er anders, so läuft er Gefahr, auf Schwierigkeiten zu stoßen, die ihn entmuthigen und von der weiteren Verfolgung seines Planes zurückschrecken. Meine Kunst der Tugend hat auch ihre Werkzeuge und lehrt sie gebrauchen. Den Christen wird als das wirksamste Mittel zur Bekehrung anbefohlen, an Christus zu glauben. Und wenn der Glaube stark genug ist, so kann er allerdings bei Manchen von Wirkung sein, denn die feste Ueberzeugung von der unendlichen Weisheit, Macht und Güte eines Lehrers, und die Zuversicht, daß er den Gehorsamen gewißlich belohnen und den Ungehorsamen bestrafen wird, muß seinen Lehren großes Gewicht verschaffen und dazu dienen, daß seine Schüler sie um so genauer befolgen. Leider haben aber manche diesen Glauben in einem so schwachen Grade, daß er gar keine Wirkung hat. Unsere Kunst der Tugend kann deshalb denen, deren Glaube unglücklicher Weise nicht stark genug ist, von großen Diensten sein und ihrem schwachen Glauben zu Hülfe kommen. Diejenigen, welche von Natur einen guten Charakter haben und sorgfältig erzogen sind, so daß gute Gewohnheiten früh bei ihnen eingewurzelt und schlechte verhütet sind, brauchen darum diese Kunst weniger nothwendig, aber Alle können mehr oder weniger Wohlthaten davon erndten. Kurz, sie eignet sich zu allgemeinem Gebrauch. Das sieht freilich aus, als wäre ich sehr für mich eingenommen, ich muß mich daher schnell daran machen, das kleine Stück zu Ende zu bringen und Ihnen das Manuscript mittheilen, damit Sie selbst sehen können, ob es im Stande ist, solche Anmaßungen wieder gut zu machen. Dabei hoffe ich denn zugleich auf den Vortheil Ihrer Verbesserungen. — — —

An John Alloyne.

London, 9. August 1768.

Lieber Hans,

Du verlangst mein unparteiisches Urtheil über frühe Heirathen zu hören zur Antwort auf die zahllosen Einwürfe, die von vielen Leuten gegen Deine eigene erhoben sind. Du erinnerst Dich, daß ich damals, als Du mich darüber um Rath fragtest, der Ansicht war, Jugend auf beiden Seiten sei kein Einwurf. Und wahrlich, von den Heirathen zu schließen, die ich habe beobachten können, bin ich vielmehr geneigt zu denken, frühe Heirathen haben die meiste Wahrscheinlichkeit für sich, glücklich zu werden. Das Temperament und die Gewohnheiten der jungen Leute sind noch nicht so steif und unbiegsam, als im vorgerückten Alter; sie bilden sich leichter in einander, und dadurch werden viele Veranlassungen zum Widerwillen abgeschnitten. Und hat die Jugend weniger von jener Klugheit, welche zur Leitung einer Familie erforderlich ist, so gehen doch in der Regel Aeltern und bejahrtere Freunde den jung verheiratheten Leuten mit Rath und That zur Hand und ersetzen ihnen dadurch vollkommen, was ihnen in dieser Beziehung abgeht. Durch frühe Heirath wird aber die Jugend desto eher an ein regelmäßiges und nützliches Leben gewöhnt, und vielleicht werden manche von den Zufällen und Verbindungen, welche ihrer Gesundheit, ihrem Ruf oder beiden zugleich hätten gefährlich werden können, auf diesem Wege glücklich vermieden. Besondere Umstände können es allerdings für Einzelne zu einer Klugheit machen, den Eintritt in die Ehe zu verschieben. Im Allgemeinen aber zwingt uns die Natur anzunehmen, daß wenn sie unsern Körper dazu reif gemacht, sie auch nicht Unrecht gethan hat, das Verlangen danach in uns zu erwecken. Dazu kommt noch, daß späte Heirathen nicht dieselbe Wahrscheinlichkeit bieten, daß die Aeltern leben bleiben, bis die Kinder erzogen sind. „Späte Kinder," sagt ein spanisches Sprichwort, „sind frühe Waisen." Ein melancholischer Gedanke für diejenigen, die in diesem Falle sind! Bei uns in Amerika werden die Ehen in der Regel am Morgen des Lebens geschlossen; wenn wir daher in den Mittag des Lebens kommen, so sind unsere Kinder erzogen und versorgt, und dann kommt noch ein Nachmittag und Abend voll heiterer Muße für uns selbst. Durch diese frühen Heirathen werden wir auch mit mehr Kindern gesegnet, und da es außerdem bei uns Sitte ist, daß jede Mutter nach

der Anordnung der Natur ihr eigenes Kind säugt und wartet, so wachsen auch mehr von ihnen auf. Daher der schnelle Fortschritt der Bevölkerung unter uns, die in Europa ohne Beispiel ist. Kurz, ich bin froh, daß Du verheirathet bist, und gratulire Dir dazu auf das Herzlichste. Du bist jetzt auf dem Wege, ein nützlicher Bürger zu werden, und Du bist dem unnatürlichen Stande eines lebenslänglichen Cölibats entronnen, welches hier das Schicksal von Vielen ist, die es nie beabsichtigten, die aber eine Veränderung ihres Lebens so lange hinausschoben, bis sie am Ende fanden, daß es zu spät war, noch daran zu denken, und darum ihr ganzes Leben lang in einer Lage bleiben, welche den Werth des Menschen gar sehr verringert. Ein einzelner Band aus einem größeren schriftstellerischen Werke hat lange nicht den Werth, den er sonst im Verhältniß zum ganzen hat. Oder was denkst Du von einer halben Scheere? sie schneidet nicht und kann höchstens dazu dienen, einen Tisch zu zerkratzen.

An Mrs. Thompson zu Lisle.

Paris, den 8. Februar 1777.

Sie sind zu früh bei der Hand, Madame Lästerzunge, und zu muthwillig, mich einen Rebellen zu nennen. Erst sollten sie abwarten, wie es abläuft, denn das muß entscheiden, ob es eine Rebellion ist oder bloß eine Revolution. Hier sind die Damen höflicher, sie nennen uns die Insurgenten, und an der Art Leuten haben sie in der Regel viel Gefallen. Man sollte übrigens auch denken, alle andern Frauen, die unter der Tyrannei eines schlechten Ehemanns leiden oder gelitten haben, müßten in revolutionären Principien ganz fest sein und danach handeln.

Letzten Frühling sah ich auf meinem Wege nach Canada unsere liebe Madame Barrow in New-York. Herr Barrow war zwei oder drei Monate von ihr abwesend gewesen, um dem Gouvernör Tryon und andern Tories am Bord der Asia, eines von des Königs Schiffen, welche im Hafen lagen, Gesellschaft zu leisten; und in der ganzen Zeit war der böse Mann kein einziges Mal an's Land gekommen, um sie zu besuchen. Unsere Truppen drangen damals gerade in die Stadt, und sie packte auf, sie zu verlassen, denn da sie ein großes Haus hatte, so fürchtete sie, man würde einige Officiere bei ihr einquartiren. Da sie aber in großer Bestürzung zu sein schien

und kaum wußte, wohin sie sich wenden sollte, überredete ich sie, da zu bleiben, und ich ging zu den Oberofficieren, die damals dort commandirten, und empfahl sie ihrem Schutze, den sie denn auch versprachen und ihr angedeihen ließen. Auf meiner Rückkehr von Canada, wo ich auf vierzehn Tage ein Stück von Gouvernör war (und ich denke, ein sehr guter) und es bis auf den heutigen Tag hätte bleiben können, wäre nicht Eure verdammte Armee, die aller guten Regierung feind ist, gekommen und hätte mich herausgetrieben, fand ich sie noch in ruhigem Besitz ihres Hauses. Ich erkundigte mich, wie unsere Leute sich gegen sie benommen hätten, und sie sprach höchst anerkennend von der achtungsvollen Aufmerksamkeit, die sie ihr bezeigt, und von der Ruhe und Sicherheit, die sie ihr verschafft hätten. Ich sagte, das freue mich sehr, und wenn sie sie schlecht behandelt hätten, würde ich ein Tory geworden sein. Dann, sagte sie (mit jener anmuthigen Heiterkeit, die ihr so natürlich ist) wünschte ich, sie hätten mich schlecht behandelt. Sie müssen nämlich wissen, sie ist eben so torystisch gesinnt, wie Sie, und kann mich eben so flink einen Rebellen nennen. Ich trank Thee mit ihr. Wir gedachten in Liebe Ihrer und unserer andern Freunde, der Wilke's, von denen sie kürzlich Nichts gehört hatte. Was seitdem aus ihr geworden ist, weiß ich nicht. Die Straße, in der sie wohnte, wurde einige Monate darauf fast ganz niedergebrannt. Da aber von damals an die Stadt fortwährend im Besitz der Truppen des Königs war, so fand ich keine Gelegenheit, zu erfahren, ob sie von dem Feuer gelitten. Ich hoffe, sie hat es nicht, und wenn sie es hat, so wünschte ich, ich hätte ihr nicht zugeredet, da zu bleiben. Es freut mich zu hören, daß jene unglückliche und doch so verdiente Familie, die W—s, in ein Geschäft kommen, das ihnen ihren Lebensunterhalt verschaffen kann. Ich bitte, Gott möge sie segnen, und daß sie noch glücklichere Tage sehen mögen. Herrn Cheap's und Dr. H—s Wohlergehen macht mir Freude. Bitte, lernen Sie, wenn Sie es noch nicht gelernt haben, sich über die Freuden Anderer zu freuen, wie ich, und glücklich zu sein in ihrem Glück, wenn Ihnen selbst keins begegnet, dann werden Sie vielleicht den Ort, in den der Zufall Sie gerade geführt, nicht so bald müde, und sind nicht so geneigt, herumzustreifen, um Ihre Langeweile los zu werden. Ich denke, Sie haben es ganz richtig getroffen, warum Sie des Aufenthalts in St. Omer müde sind, nämlich daß Sie nicht bei Laune sind, und das kommt bloß von dem guten Leben und dem Müßiggang. Ein

Monat Hanfbrechen in Bridewell bei Wasser und Brod würde Sie gesund und lebendig und für die Folge heiter und mit jeder andern Lage zufrieden machen. Und das Mittel verschreibe ich Ihnen, meine Theuerste, aus purer Güte, ohne irgend Bezahlung dafür zu verlangen. Und wenn Sie dann nicht in Stimmung kommen, dann kann ich Ihnen sagen, daß weder Brüssel noch Lisle Ihnen gefallen wird. Ich weiß Nichts davon, was es kostet, in beiden Plätzen zu leben, aber ich bin fest überzeugt, eine einzelne Frau, wie Sie sind, kann sich bei einiger Oekonomie mit 200 Pfund das Jahr überall ganz anständig erhalten und mich noch mit in den Kauf. Laden Sie mich aber ja nicht ernstlich ein, zu Ihnen zu kommen und bei Ihnen zu leben, denn ich bin hier gebunden und sollte nicht von dannen weichen, aber ich weiß nicht, ob ich im Stande sein würde, Ihnen eine abschlägige Antwort zu geben. Viele Empfehlungen an Madame Payne und Madame Heathcoat, denn habe ich auch nicht die Ehre, sie zu kennen, so sind sie doch, wie Sie sagen, Freundinnen der amerikanischen Sache, und darum weiß ich gewiß, es sind vernünftige Frauenzimmer. Ich weiß, Sie wünschen, Sie könnten mich sehen, da das aber nicht geht, so will ich mich beschreiben. Stellen Sie sich mich vor, so lustig, wie früher, und eben so kräftig und herzig, nur ein paar Jahre älter, sehr einfach gekleidet, auf dem Kopfe meine dünnen, schlichten, grauen Haare, die unter meiner einzigen Coiffure (Kopfputz), einer feinen Pelzkappe, hervorgucken, und zwar fällt diese fast bis auf die Brille über meine Stirn. Nun denken Sie sich, wie das unter den gepuderten Köpfen von Paris aussehen muß! Ich wünschte nur, alle Damen und Herren in Frankreich wären so gütig und folgten meiner Mode, kämmten ihre Köpfe, wie ich meinen, entließen ihre Frisöre und bezahlten mir das halbe Geld, das sie ihnen bezahlen. Sie sehen, das könnte die vornehme Welt recht gut durchsetzen, und dann könnte ich alle diese Frisöre, deren es mindestens 100,000 giebt, ausheben, und mit dem Gelde wollte ich sie unterhalten, mit ihnen England einen Besuch abstatten und die Köpfe Eurer Minister und geheimen Staatsräthe zurechtsetzen, denn ich glaube, sie sind augenblicklich un peu derangées (ein wenig verwirrt). Adieu, Tollköpfchen, und glauben Sie, daß ich stets sein werde Ihr zärtlicher Freund und unterthäniger Diener

B. Franklin.

Nachschrift: Seien Sie nicht zu stolz auf diesen langen Brief. Ein Anfall von Gicht, der mich fünf Tage lang eingesperrt und mich

veranlaßt hat, alle Gesellschaft abzuweisen, hat mir ein wenig Zeit zum Tändeln gegeben. Sonst würde der Brief sehr kurz ausgefallen sein, Besuche und Geschäfte hätten mich unterbrochen, und vielleicht wünschen Sie mit Madame Barrow, sie hätten es.

An Madame Brillon.

Passy, 1778.

Vielleicht erinnern Sie sich, meine theure Freundin, daß als wir neulich jenen glücklichen Tag in dem anmuthigen Garten und der traulichen Gesellschaft von Moulin Joly (hübsche Mühle) verlebten, ich in einem der Gänge anhielt und eine Zeit lang hinter der Gesellschaft zurückblieb. Man hatte uns zahllose Skelette von einer Gattung kleiner Fliegen gezeigt, genannt die Ephemere, deren Geschlechter, so sagte man uns, stets innerhalb ihres Geburtstages sterben. Ich hatte das Glück, eine lebende Gesellschaft von ihnen auf einem Blatte zu bemerken, die in einer Unterhaltung begriffen zu sein schienen. Sie wissen, ich verstehe die Sprachen aller unteren Thiere. Mein übertriebener Eifer für das Studium derselben ist die beste Entschuldigung, die ich für die geringen Fortschritte anführen kann, welche ich in Ihrer bezaubernden Sprache gemacht habe. Die Neugierde trieb mich, auf das Gespräch dieser kleinen Geschöpfe zu lauschen, da aber bei ihrer natürlichen Lebendigkeit immer drei oder vier zugleich sprachen, so konnte ich nur wenig aus ihrer Unterhaltung machen. Ich hörte indeß aus einigen abgerissenen Ausdrücken, die ich hin und wieder verstand, daß sie einen heißen Kampf hatten über die Verdienste von zwei fremden Musikern, einem Cousin und einem Moscheto. Mit dieser Disputation brachten sie ihre Zeit hin und schienen dabei die Kürze ihres Lebens so wenig zu beachten, als wären sie sicher gewesen, einen ganzen Monat zu leben. Glückliches Völkchen! dachte ich, du stehst gewiß unter einer weisen, gerechten und milden Regierung, da du über keine öffentlichen Beschwerden zu klagen hast, noch einen Gegenstand des Streites, als die Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten von fremder Musik. Ich wandte mein Ohr von ihnen ab zu einer alten mit grauen Haaren, die allein saß auf einem andern Blatt und mit sich selbst sprach. Von ihrem Selbstgespräch amüsirt, schrieb ich es nieder in der Hoffnung, es werde in gleichem Maße auch ihr Vergnügen machen, der ich so unendlich verpflichtet bin für das allersüßeste Vergnügen auf der Welt, ihre köstliche Gesellschaft und himmlische Harmonie.

„Die alten Philosophen unsers Geschlechts," so hub sie an, „welche lange vor meiner Zeit lebten und blühten, waren der Meinung, diese ungeheure Welt, die Moulin Joly, könne selbst nicht länger als 18 Stunden bestehen. Und ich denke, ihre Meinung hatte einigen Grund, denn nach seiner augenscheinlichen Bewegung muß der große Lichtkörper, der aller Natur Leben giebt, und der in meiner Zeit offenbar beträchtlich dem Ocean am Ende der Welt zu gesunken ist, nun bald seinen Lauf endigen, in den Wassern, welche uns umgeben, erlöschen und die Welt in Kälte und Dunkelheit lassen, was nothwendig allgemeinen Tod und Verderben mit sich bringt. Ich habe sieben von diesen Stunden gelebt, ein bedeutendes Alter, da es nicht weniger als vierhundert und zwanzig Minuten umfaßt. Wie äußerst Wenige von uns leben so lange! Ich habe Generationen entstehen, empor blühen und vergehen sehen. Meine gegenwärtigen Freunde sind die Kinder und Enkel der Freunde meiner Jugend, die ach! nicht mehr sind. Und ich muß ihnen bald folgen, denn bin ich auch noch gesund, so kann ich doch nach dem Lauf der Natur nicht erwarten, noch über sieben oder acht Minuten länger zu leben. Was hilft mir jetzt alle meine Mühe und Arbeit beim Anhäufen von Honigthau auf dieses Blatt, den ich nun doch nicht mehr genießen kann! Was die politischen Kämpfe, an denen ich arbeitete zum Besten der Söhne unsers Vaterlandes, der Bewohner dieses Busches, oder meine philosophischen Bestrebungen für das Wohl unsers Geschlechts im Allgemeinen! Denn in der Politik, was können Gesetze ohne Moral thun? Unser gegenwärtiges Geschlecht von Ephemeren wird im Lauf der Minuten gleich denen von andern und ältern Büschen verdorben und in Folge dessen ebenso elend werden. Und in der Philosophie, wie winzig unser Fortschritt! Ach! die Kunst ist lang und unser Leben so kurz! Meine Freunde möchten mich trösten mit dem Gedanken an einen Namen, den ich hinter mir lassen würde, und sie sagen, ich habe genug gelebt für Natur und Ruhm. Aber was ist der Ruhm für eine Ephemere, die nicht mehr lebt? Und was soll überhaupt aus aller Geschichte werden in der achtzehnten Stunde, wenn die Welt selbst, wenn die ganze Moulin Joly zu Ende gehen und in die Gruft der allgemeinen Zerstörung versinken wird?"

Und was mich betrifft, so bleiben mir jetzt nach allen meinen eifrigen Bestrebungen keine ungetrübten Freuden, als der Gedanke, ein langes Leben hindurch etwas Gutes gewollt zu haben, die herz=

liche Unterhaltung von ein paar guten Ephemeren-Damen und dann und wann ein freundliches Lächeln und ein Lied von meiner stets liebenswürdigen Brilliante. — — —

An Madame Helvetius.*)

Paris, 1780.

Voll Schmerz über Ihren barbarischen Entschluß, den Sie gestern Abend so bestimmt aussprachen, zu Ehren Ihres theuren Mannes Ihr ganzes Leben allein bleiben zu wollen, zog ich mich in meine Zelle zurück, warf mich auf's Bett und glaubte mich todt und in den elysäischen Gefilden.

Man fragte mich, ob ich Lust hätte, einige besondere Personen zu sehen. „Führen Sie mich zu den Philosophen." „Es giebt deren zwei, welche hier in der Nähe leben in diesem Garten, sie halten sehr gute Nachbarschaft und sind sehr befreundet mit einander." „Wer sind sie?" „Sokrates und Helvetius." „Ich schätze sie beide überaus hoch, aber lassen Sie mich zuerst Helvetius sehen, denn ich verstehe ein wenig französisch, aber kein Wort griechisch." — Er nahm mich mit vieler Höflichkeit auf und sagte, er habe mich seit einiger Zeit dem Rufe nach gekannt. Er fragte mich tausend Dinge über den Krieg und über den gegenwärtigen Stand der Religion, der Freiheit und der Regierung in Frankreich. „Sie fragen also gar nicht," sagte ich ihm, „nach Ihrer theuren Gattin Madame Helvetius, und unterdessen liebt sie Sie über alle Maßen, und ich durfte nur eine Stunde bei ihr bleiben." „Ach ja," sagte er, „Sie erinnern mich an mein altes Glück. Aber man muß es vergessen, um hier glücklich zu sein. Zuerst habe ich auch mehrere Jahre lang nur an sie gedacht. Endlich aber habe ich Trost gefunden. Ich habe nämlich eine andere Frau genommen, die ihr von Allen, die ich finden konnte, am ähnlichsten ist. Es ist wahr, sie ist nicht ganz so schön, aber sie hat eben so viel gesunden Verstand, viel Geist, und sie liebt mich unendlich. Ihr einziges Streben ist, mir zu gefallen, und eben jetzt ist sie ausgegangen, den besten Nektar zu suchen, um mich heute Abend damit zu tractiren; bleiben Sie bei mir, und Sie werden sie sehen." „Ich merke," sagte ich, „Ihre alte Gattin ist treuer, als Sie, denn mehrere gute Parthie'n, die ihr angetragen

*) Dieser und der folgende Brief sind im Original in französischer Sprache geschrieben.

wurden, hat sie alle ausgeschlagen. Ich bekenne, ich selbst war zum Närrischwerden in sie verliebt, aber sie war nicht zu erweichen und hat mich aus Liebe zu Ihnen absolut abgewiesen." „Ich beklage Sie," sagte er, „um Ihres Unglücks willen, denn sie ist in der That eine gute und schöne Frau und sehr liebenswürdig. Aber sind der Abbe von La R.... und der Abbe M.... nicht noch bei ihr?" „Ja gewiß, denn sie hat nicht einen Einzigen von Ihren Freunden verloren." „Hätten Sie dann nur den Abbe M.... gewonnen (mit gutem Kaffee à la crême), für Sie zu sprechen, so würde es Ihnen vielleicht geglückt sein, denn er ist ein Räsonneur, wie Duns Scotus und St. Thomas, und er weiß seine Argumente in so trefflicher Ordnung aufzuführen, daß sie fast unwiderstehlich werden. Und wäre dann der Abbe de la R.... gewonnen (durch eine schöne Ausgabe von einem alten Classiker), gegen Sie zu sprechen, so wäre es noch besser gegangen, denn ich habe immer beobachtet, daß sie alle Mal, wo er ihr etwas rieth, eine sehr starke Neigung hatte, das Gegentheil zu thun." Bei diesen Worten trat die neue Madame Helvetius mit dem Nektar herein, und denken Sie sich mein Erstaunen, — es war Madame Franklin, meine alte amerikanische Lebensgefährtin. Natürlich reclamirte ich sie sofort, sie aber erwiederte kalt und bestimmt: „Ich bin 49 Jahre und 4 Monate für Sie eine gute Frau gewesen, — fast ein halbes Jahrhundert, damit sei'n Sie zufrieden. Hier habe ich eine neue Ehe geschlossen, die dauert für die Ewigkeit."

Diese Weigerung meiner Erydice brachte mich so auf, daß ich sofort den Entschluß faßte, diese undankbaren Schatten zu verlassen und in diese schöne Welt zurückzukehren, um die Sonne wiederzusehen und Sie. — Und da bin ich denn wieder! — Rächen wir uns!*)

An den Abbe Morellet.

Paris, 1782.

Theuerster Freund! Sie haben mich oft durch Ihre ausgezeichneten Trinklieder erheitert, dafür wünsche ich Sie mit einigen christlichen, moralisch philosophischen Gedanken über denselben Gegenstand zu erbauen.

In vino veritas, sagt der Weise. Im Weine ist Wahrheit.

*) Als Franklin diesen Brief schrieb, war er 74 Jahre alt.

Vor Noah also, wo die Menschen Nichts als Wasser zu trinken hatten, konnten sie die Wahrheit nicht finden. So kamen sie auf Irrwege, wurden abscheulich schlecht und dafür mit Recht in dem Wasser, das sie so gern tranken, ersäuft.

Nachdem nun dieser Biedermann Noah gesehen, daß durch das elende Getränk alle seine Zeitgenossen umgekommen waren, kriegte er einen entsetzlichen Widerwillen dagegen, und um seinen Durst zu stillen, schuf Gott den Weinstock und offenbarte ihm das Geheimniß, Wein daraus zu gewinnen. Mit Hülfe dieses edlen Saftes entdeckte er viele, viele Wahrheiten, und seit der Zeit ist das Wort deviner (wahrsagen) in Gebrauch gekommen, was ursprünglich Nichts anders bedeutet, als mit Hülfe des Weins (vin) etwas entdecken. So behauptete der Patriarch Joseph mit Hülfe eines Bechers oder Glases Wein wahrsagen (deviner) zu können.*) Dieser Saft hat seinen Namen auch bloß bekommen, um anzudeuten, daß er keine menschliche, sondern göttliche (divine) Erfindung ist. Darum werden seit jener Zeit auch alle ausgezeichneten Dinge, selbst die Gottheiten divines oder divinités genannt.

Man spricht von der Verwandlung des Wassers in Wein auf der Hochzeit zu Cana wie von einem Wunder. Aber diese Verwandlung geschieht durch Gottes Güte alle Tage unter unsern Augen. Das Wasser, das vom Himmel herunterfällt auf unsere Weinberge, dringt in die Wurzeln der Weinstöcke und verwandelt sich dann in Wein — ein beständiger Beweis, daß Gott uns liebt und Freude hat an unserm Glück. Das besondere Wunder auf der Hochzeit zu Cana wurde bloß gethan, um bei Gelegenheit eines plötzlichen Bedürfnisses, das es erforderte, den gewöhnlichen Gang der Natur zu beschleunigen.

Es ist wahr, Gott hat die Menschen auch unterrichtet, den Wein wieder zu Wasser zu machen. Aber was für Wasser wird das? Lebenswasser (Branntwein). Und das bloß deßhalb, um sie dadurch in den Stand zu setzen, im Fall der Noth das Wunder von Cana zu wiederholen und das gemeine Wasser in jene ausgezeichnete Sorte Wein zu verwandeln, welche man Punsch nennt!

Bruder in Christo, seien Sie wohlwollend und wohlthätig, wie

*) Der römische Redner (Cicero), der sich durch seine schlechten Gedichte deutlich genug als ein Wassertrinker zu erkennen giebt, bekennt in seinem Buche de divinatione (über die Wahrsagerkunst) ganz offen, daß er vom Wahrsagen Nichts versteht. "Quid futurum sit, non divino." F.

der Herr, und verderben Sie sein gutes Werk nicht. Er hat den Wein gemacht, uns zu erfreuen. Sehen Sie daher Ihren Tischnachbaren sich Wein einschenken, dann seien Sie nicht zu schnell bei der Hand, Wasser dazu zu schütten. Warum wollen Sie die Wahrheit ersäufen? Wahrscheinlich weiß Ihr Nachbar besser, was ihm schmeckt, als Sie. Vielleicht liebt er das Wasser nicht; vielleicht will er der Mode zu Gefallen nur ein paar Tropfen dazu thun; vielleicht will er nicht, daß ein Anderer es merkt, wie wenig er hinein thut. Darum bieten Sie Niemandem Wasser an, als den Kindern, denn das ist eine falsche Höflichkeit und sehr unbequem. Ich sage Ihnen das als ein Mann von Welt, und ich werde schließen, wie ich angefangen, als ein guter Christ. Ich habe Ihnen nämlich noch eine sehr wichtige religiöse Bemerkung zu machen auf Grund der heiligen Schrift. Bedenken Sie, daß der Apostel Paulus dem Timotheus sehr ernstlich anempfahl, zu seiner Gesundheit Wein in sein Wasser zu thun, daß dagegen kein einziger Apostel, noch einer der heiligen Väter, uns je angerathen, Wasser in den Wein zu thun! B. F.

Nachschrift: Um uns in unserer Pietät und Erkenntlichkeit gegen die göttliche Vorsehung noch mehr zu befestigen, denken Sie an die Stelle, welche sie unserm Ellenbogen gegeben hat. Sie sehen auch, daß die Thiere, welche das Wasser trinken müssen, welches über die Erde fließt, wenn sie lange Beine haben, auch mit einem langen Halse versehen sind, damit sie, ohne sich auf die Kniee werfen zu müssen, ihren Trank erreichen können. Aber der Mensch, welcher bestimmt war, Wein zu trinken, muß im Stande sein, das Glas an den Mund zu bringen. Wäre nun der Ellenbogen näher bei der Hand angebracht, so wäre der Unterarm zu kurz geworden, um das Glas an den Mund zu bringen, und wäre er näher an der Schulter, so wäre der Unterarm so lang, daß er das Glas über den Kopf gebracht hätte. So würden wir ein Leben gehabt haben, wie Tantalus.*) Aber durch die gegenwärtige Lage des Ellenbogens sind wir in den Stand gesetzt, nach unserer Bequemlichkeit zu trinken, indem das Glas grade an den Mund trifft. — Verehren wir darum das Glas in der Hand diese allgütige Weisheit! — Beten wir an und trinken! —

*) Ein alter griechischer König, der, wie der Volksglaube sagte, für seine Verbrechen auf der Erde in der Unterwelt damit bestraft wurde, daß er an ewigem Hunger und Durst litt, während die kostbarsten Früchte und Wasser unmittelbar vor ihm standen. Wollte er danach greifen, so wichen Früchte und Wasser zurück.

An Benjamin Webb.

Passy, den 22. April 1784.

Geehrter Herr!

Ich empfing Ihren Brief vom 15. dieses, und die Denkschrift, die er enthielt. Ich schicke Ihnen hiemit einen Wechsel auf 10 Louis-d'ors. Ich will damit jedoch nicht sagen, daß ich Ihnen diese Summe gebe; ich leihe sie Ihnen nur. Wenn Sie mit einem guten Namen in Ihre Heimath zurückkehren, so können Sie nicht fehlen, in irgend ein Geschäft zu kommen, das Sie in den Stand setzen wird, alle Ihre Schulden zu bezahlen. In dem Falle müssen Sie, wenn Sie einem andern ehrlichen Manne begegnen, der sich in ähnlichem Elend befindet, mich dadurch bezahlen, daß Sie ihm diese Summe geben. Dabei müssen Sie ihm auf die Seele binden, seine Schuld auf dieselbe Weise abzutragen, wenn er dazu im Stande ist und eine andere Gelegenheit der Art trifft. Ich hoffe, so kann sie durch viele Hände gehen, ehe sie an einen Schurken kommt, der ihren Umlauf abschneidet. Dieß ist so ein Pfiff von mir, mit wenig Geld viel Gutes zu thun. Ich bin nicht reich genug, um viel auf gute Werke verwenden zu können, darum bin ich gezwungen, schlau zu sein und so viel als möglich aus Wenigem zu ziehen. — — —

An Dr. Percival.

Passy, den 17. Juli.

— — Es ist zum Erstaunen, daß die mörderische Praxis des Duellirens, welche Sie mit so vielem Recht verdammen, sich so lange hat erhalten können. Früher, als durch Duelle Rechtsstreite entschieden wurden, und man noch die Meinung hegte, die Vorsehung würde in jedem Falle die Wahrheit und das Recht zum Siege führen, ließen sie sich entschuldigen. Gegenwärtig aber entscheiden sie Nichts. Ein Mann sagt etwas, und ein Anderer sagt ihm, das sei eine Lüge. Sie fechten; aber mag getödtet werden, wer will, der Streitpunkt wird nicht erledigt. In dieser Beziehung erzählt man sich hier eine hübsche kleine Geschichte. „Ein Herr verlangte in einem Kaffeehause von einem Andern, er solle weiter von ihm weg rücken. Warum? Weil Sie stinken, mein Herr. Das ist eine Beleidigung, und Sie müssen sich mit mir schlagen. Ich will mich mit Ihnen schlagen, wenn Sie darauf bestehen, aber ich sehe nicht ein, wie das die Sache bessern soll. Denn wenn Sie mich tödten, so werde ich

ebenfalls stinken, und wenn ich Sie tödte, so werden Sie, wo möglich, noch ärger stinken, als jetzt." Wie können solche arme Sünder, wie wir sind, solch einen Stolz besitzen, sich einzubilden, jeder Angriff auf ihre eingebildete Ehre verdiene den Tod? Diese kleinen Fürsten in ihrer eigenen Meinung würden den Souverän einen Tyrannen schelten, der einen von ihnen für ein paar unhöfliche Worte gegen seine geweihte Person zum Tode verurtheilte. Und doch macht Jeder von ihnen sich zum Richter in seiner eigenen Sache, verdammt den Angeschuldigten ohne Geschworene und nimmt es selbst auf sich, der Henker zu sein. — — — —

An Dr. Priestley.

Passy, den 8. Februar 1780.

— — — Es freut mich immer, wenn ich höre, daß Sie sich noch mit physikalischen Experimenten beschäftigen, und daß Ihre Forschungen mit solchem Erfolg gekrönt werden. Die reißenden Fortschritte, welche die wahre Wissenschaft macht, lassen mich zuweilen bedauern, daß ich so früh geboren wurde. Es ist unmöglich, sich eine Vorstellung davon zu machen, wie hoch in tausend Jahren die Macht des Menschen über die Materie gesteigert sein mag. Vielleicht lernen wir große Massen ihrer Schwere berauben und ihnen zum Zwecke eines bequemen Transports absolute Leichtigkeit geben. Der Ackerbau erfordert vielleicht weniger Arbeit und verdoppelt seine Producte. Alle Krankheiten werden vielleicht durch sichere Mittel verhütet oder geheilt (selbst die der Alterschwäche nicht ausgenommen) und unser Leben nach Gefallen verlängert, selbst über seine Dauer vor der Sündfluth hinaus. O! daß auch die Wissenschaft der Moral auf einem eben so schönen Wege zur Vervollkommnung wäre, daß doch die Menschen aufhörten, Wölfe gegen einander zu sein, und daß doch menschliche Wesen endlich lernten, was sie jetzt mit Unrecht Menschlichkeit nennen! — —

An Dr. Price.*)

Passy, den 9. October 1780.

— — — Ich erwarte nicht, daß Euer neues Parlament weder weiser, noch ehrlicher sein wird, als das letzte. Alle Versuche, durch

*) Dr. Price war ein Engländer, darum aber nicht weniger, wie Dr. Priestley und Franklin, ein ächter Demokrat. Trotz aller Verleumdungen blieb er unwan-

die gebräuchlichen Mittel ein ehrliches zu bekommen, erscheinen mir eitel und unwirksam. Ich glaube, da ist keine Heilung möglich, als wenn man alle Stellen unvortheilhaft und den König zu arm macht, um noch Bestechungen und Pensionen vergeben zu können. Bis dies durchgesetzt ist, was nur durch eine Revolution geschehen kann, und ich glaube nicht, daß Ihr Tugend genug behalten habt, um eine hervorzurufen, wird Eure Nation fortwährend geplündert und gezwungen werden, durch Taxen die Plünderer für ihre Plündereien und Zerstörungen zu bezahlen. Die Freiheit und die Tugend vereinen sich daher in dem Ruf: „komm heraus aus England, mein Volk!“ In Bezug auf religiöse Probeeide bin ich völlig Ihrer Meinung. Wenn aber auch das Volk von Massachusetts in seiner neuen Constitution sich davon noch nicht ganz rein gehalten hat, so müssen wir doch in Anbetracht dessen, was dieß Volk vor hundert Jahren war, zugestehen, daß es auch in der Liberalität bezüglich religiöser Gegenstände weiter gekommen ist, und wir können auf noch höhere Grade der Vollkommenheit hoffen, wenn in späteren Jahren seine Constitution revidirt wird. Hätten die christlichen Prediger fortgefahren zu lehren, wie Christus that und seine Apostel, nämlich ohne Gehälter, wie es noch heute die Quäker thun, dann hätte es nach meiner Meinung nie religiöse Probeeide gegeben, denn ich glaube, sie wurden nicht sowohl erfunden, um die Religion selbst zu schützen, als das, was sie einbringt. Ist eine Religion gut, so denke ich, wird sie sich selbst erhalten, und kann sie sich nicht selbst erhalten und trägt Gott nicht Sorge, sie zu erhalten, so daß ihre Bekenner sich gezwungen sehen, die weltliche Macht zu Hülfe zu rufen, so ist das, fürchte ich, ein Zeichen, daß sie Nichts taugt. — — —

An Strahan.

Passy, den 19. August 1784.

— — — Sie „billigen nicht die Abschaffung vortheilhafter Aemter, denn Sie sehen nicht ein, warum ein Staatsmann, der sein Ge-

---

delbar ein treuer Vorkämpfer für die Menschenrechte, allen Anmaßungen einer erblichen Aristokratie und ihrer Sachwalter, der Advokaten des „historischen“ Rechts, gegenüber. Er kämpfte nachher in England mit demselben Eifer für die Rechte des französischen Volkes, wie er es in der amerikanischen Revolution für die Amerikaner gethan.

schäft gehörig versieht, nicht gerade so gut für seine Arbeit bezahlt werden sollte, wie irgend ein anderer Arbeiter." Einverstanden. Aber warum besser, als irgend ein anderer Arbeiter? Je kleiner der Gehalt, desto größer die Ehre ꝛc. — —

An Dr. Cooper. *)

Paris, den 1. Mai 1777.

— — — Ganz Europa ist auf unserer Seite, so weit als Beifall und gute Wünsche gehen können. Diejenigen, welche unter der Gewalt der Willkür leben, sind darum doch Freunde der Freiheit und verlangen danach. Indeß verzweifeln sie fast daran, sie für Europa wieder zu erringen. Dagegen lesen sie die Uebersetzungen der einzelnen Constitutionen von unsern Colonien mit Enthusiasmus. Und es giebt überall solch eine Menge Leute, die davon sprechen, sobald als der Frieden hergestellt und unsere Unabhängigkeit begründet sei, mit ihren Familien und ihrem Vermögen nach Amerika übersiedeln zu wollen, daß man allgemein glaubt, wir werden durch die Einwanderungen aus Europa einen ungeheuern Zuwachs an Kraft, Reichthum und Intelligenz erhalten. Dazu denkt man, um solche Einwanderungen zu vermindern oder zu verhüten, würden auch die dortigen Tyrannen gezwungen sein, die Zügel etwas weniger straff anzuziehen und ihren Völkern mehr Freiheit zuzugestehen. Daher wird hier unsere Sache allgemein als die Sache der Menschheit betrachtet, und Alle sind der Ansicht, daß wir für ihre Freiheit kämpfen, wenn wir unsere eigene vertheidigen. Das ist eine herrliche Aufgabe, die uns von der Vorsehung geworden ist, und ich vertraue fest, sie hat uns auch den dazu erforderlichen Geist und Tugend gegeben und wird uns am Ende mit Erfolg krönen. — —

An Winthrop.

Paris, den 1. Mai 1777.

— — — Ich beförderte Ihren Brief an Dr. Price, der kürzlich wohl war, aber seine Freunde fürchten für ihn Gewaltthätigkeiten von Seiten der Regierung in Folge seiner letzten ausgezeichneten Schriften zu Gunsten der Freiheit. Ich wünsche, alle Freunde der

*) Ein thätiges Mitglied der revolutionären Assembly in Massachusetts.

Freiheit und des Menschen verließen jene Pfütze der Corruption und überließen sie ihrem Schicksal. — — —

Das Verfahren jener Fürsten von Deutschland, welche das Blut ihres Volkes verkauft haben, hat sie der Verachtung und dem Haß von ganz Europa unterworfen. Der Fürst von Anspach, dessen Rekruten sich empörten und sich weigerten, zu marschiren, wurde gezwungen, sie zu entwaffnen und zu fesseln, und sie dann mit Hülfe seiner Garden an die Seeküste zu treiben, wobei er selbst persönlich thätig war. Auf seiner Rückkehr durch Holland wurde er von großen Volkshaufen durch jede Stadt gejagt, die er passirte, und mit allen Arten von schimpflichen Beinamen versehen. Des Königs von Preußen *) Einfall, diese Fürsten zu zwingen, ihm für die Leute, die sie durch sein Gebiet treiben, denselben Zoll per Kopf zu bezahlen, den sie ihm für ihr Vieh zu bezahlen pflegten, weil sie als solches verkauft würden, wird allgemein beifällig besprochen, als ein gerechter Verweis für diese Tyrannen. Inliegend sende ich Ihnen eine von den vielen Satiren, die bei dieser Gelegenheit erschienen. — —

An General Washington.

Passy, den 5. März 1780.

Geehrter Herr!

Erst kürzlich empfing ich den Brief, mit dem Ihre Excellenz mich beehrten zur Empfehlung des Marquis von La Fayette. Seine Bescheidenheit hielt ihn lange in seinen eigenen Händen. Wir wurden indeß gleich bei seiner Ankunft in Paris mit einander bekannt; und sein Eifer für die Ehre unsers Vaterlandes, seine Thätigkeit in unsern Angelegenheiten dahier und seine treue Anhänglichkeit an unsere Sache und an Sie flößten mir dieselbe Achtung und Liebe für ihn ein, die der Brief von Ihrer Excellenz in mir hervorgerufen haben würde, wäre er mir sogleich übergeben worden.

Sollte nach ein oder zwei neuen Feldzügen Frieden eintreten und uns ein wenig Muße gönnen, so würde es mich glücklich machen, Ihre Excellenz in Europa zu sehen und, wenn mein Alter und meine Kräfte es erlaubten, Sie durch einige seiner ältesten und berühmtesten Königreiche zu begleiten. Auf dieser Seite des Oceans würden

*) Friedrich II.

Sie den großen Ruhm, den Sie sich erworben, rein und frei von jenen kleinen Schatten genießen, welche die Eifersucht und der Neid von eines Mannes Landsleuten und Zeitgenossen sich bemühen, auf das lebende Verdienst zu werfen. Hier würden Sie sehen und genießen, was die Nachwelt über Washington sagen wird. Denn ein tausend Meilen haben fast dieselbe Wirkung, wie ein tausend Jahre. Die schwache Stimme jener niedrigen Leidenschaften erstreckt sich nicht so weit weder im Raum, noch in der Zeit. Gegenwärtig genieße ich diese Freude für Sie, da ich oft die alten Generäle dieses kriegerischen Landes (welche die Karten von Amerika studiren und alle Ihre Bewegungen auf denselben anmerken) mit aufrichtiger Anerkennung und großem Beifall von Ihrem Verfahren sprechen und Sie einstimmig den größten Feldherrn des Jahrhunderts beizählen höre.

Ich muß den Schauplatz bald verlassen, Sie können es aber noch erleben, unser Vaterland blühen zu sehen, und es wird schnell und wundervoll aufblühen, sobald der Krieg vorüber ist, wie ein Feld von jungem Weizen, den langes schönes Wetter und Sonnenschein entkräftet und entfärbt hatte, und das in diesem schwachen Zustande durch ein Gewitter mit heftigem Wind, Hagel und Regen mit gänzlichem Verderben bedroht zu sein schien, dann aber, wenn der Sturm vorüber ist, sich wieder färbt mit frischem Grün, mit doppelter Kraft emporschießt und nicht allein des Eigenthümers, sondern auch jedes vorübergehenden Reisenden Auge entzückt.

Die besten Wünsche, die für Ihre Gesundheit, Ehre und Glückseligkeit gehegt werden können, werden Sie stets begleiten von Ihrem ꝛc.

B. Franklin.

Herrn Hutton.*)

Passy, den 7. Juli 1782.

Mein theurer, alter Freund!

Ein Brief von Ihnen an den Staatsminister, Herrn Bertin, der einen Bericht über die abscheulichen Mordthaten enthielt, den einige von den Grenzbewohnern an Ihren armen Indianern verübt, hat mich unendlich geschmerzt und verletzt. Die Fügungen der Vorsehung in dieser Welt beunruhigen meinen schwachen Ver-

*) Sekretär der Gesellschaft der Mährischen Brüder in Pennsylvanien.

stand. Ich kann es nicht begreifen, warum es grausamen Menschen so frei steht, ihre Mitmenschen um's Leben zu bringen. Einige von den Indianern mögen Sünden begangen haben, aber man kann sich unmöglich denken, daß die kleinen Kinder schon etwas verbrochen hatten, was den Tod verdient. Warum hat ein einzelner Mann in England, der Blut liebt und die Amerikaner haßt, die Freiheit, in dieser schlechten Lust zu schwelgen, deutsche Mörder zu miethen und sie mit seinen eigenen zu verbinden, um in einer Reihe von blutigen Jahren gegen 100,000 menschliche Geschöpfe um's Leben zu bringen, von denen Viele nützliche Talente, Tugenden und Fähigkeiten besaßen, auf die er kein Recht hat! Er ist es, der die Wilden mit Aexten und Skalpirmessern versehen hat und sie bewegt, unsere wehrlosen Farmer zu überfallen und sie mit sammt ihren Weibern und Kindern hinzumorden, denn er bezahlt sie für ihre Skalpe, deren Zahl nach der Rechnung, die davon in Amerika geführt wird, sich schon auf zwei tausend beläuft! Vielleicht sind die Bewohner an den Grenzen, durch die Grausamkeiten der Indianer außer sich gebracht, zu dem Entschluß gekommen, alle Indianer, die ihnen in die Hände fallen, ohne Unterschied zu tödten, und darum kann man auch diese gräßlichen Mordthaten an unsern armen Pflegebefohlenen ihm zur Last legen. Und doch lebt dieser Mann, genießt Alles, was diese Welt bietet und ist von Schmeichlern umgeben, welche auch sein Gewissen zur Ruhe wiegen, indem sie ihm sagen, er sei der beste der Fürsten!

Aus einem Briefe von D. Hartley.*)

Paris, den 23. April 1778.

Sollten stürmische Zeiten kommen, so seien Sie auf Ihre Sicherheit bedacht: die Ereignisse sind ungewiß und die Menschen haben ihre Launen.

Antwort von Franklin.

Ich danke Ihnen für Ihre freundliche Fürsorge; da ich aber ein langes Leben beinah geendigt habe, so lege ich nur wenig Werth auf das, was noch übrig ist. Wie ein Tuchhändler, wenn Jemand mit

*) Ein warmer Freund Franklins, dessen persönlichen Bemühungen es zuerst gelang, die englischen Minister für den Frieden empfänglich zu machen. Seine Correspondenz mit Franklin bildet die Einleitung zu den Friedensunterhandlungen.

ihm um einen Rest handelt, bin ich bereit, zu sagen „Da es nur das letzte Ende ist, so will ich mit Ihnen darum nicht streiten, nehmen Sie es, für was Sie wollen." Vielleicht ist ohnehin der beste Gebrauch, den man von so einem alten Kerl machen kann, einen Märtyrer aus ihm zu machen.

An David Hartley.

Passy, den 16. October 1783.

— — — Was würden Sie dazu denken, wenn ich einen Familienvertrag zwischen England, Frankreich und Amerika in Vorschlag brächte? Amerika würde so glücklich sein, wie die Sabiner Mädchen, wenn es die Veranlassung werden könnte, seinen Vater und seinen Gatten in ewigem Frieden zu vereinen. Was für viele Thorheiten sind diese viele Kriege? Ihr wollt Euch einander nicht erobern. Warum sollte es denn Euer fortwährendes Geschäft sein, einander umzubringen? Wie viel ausgezeichnete Sachen hätten sich unternehmen lassen, um die innere Wohlfahrt beider Länder zu fördern, was für Brücken, Straßen, Kanäle und andere nützliche Werke und Einrichtungen zur Herbeiführung der allgemeinen Glückseligkeit hätten mit dem Gelde und den Menschen gegründet und getroffen werden können, die während der letzten sieben Jahrhunderte durch Eure wahnsinnigen Kriege dazu verwandt sind, Euch einander in's Verderben zu stürzen? Ihr seid nahe Nachbarn, und jeder von Euch hat achtungswerthe Eigenschaften. Lernt darum Ruhe halten und gegenseitig Eure Rechte respectiren. Ihr seid alle Christen. Der Eine ist der „allerchristlichste König", der andere der „Vertheidiger des Glaubens". Beweiset also auch durch Euer künftiges Betragen die Rechtmäßigkeit dieser Titel. Daran, sagt Christus, wird Jedermann erkennen, daß Ihr meine Jünger seid, wenn Ihr Euch einander liebet. Suchet Frieden und haltet ihn aufrecht.

An David Hartley.

Passy, den 5. Juli 1785.

Ich kann die Küsten von Europa nicht verlassen, ohne von meinem mir ewig theuren Freunde Hartley Abschied zu nehmen. Wir waren lange Arbeitsgenossen bei dem besten aller Werke, dem Werke des Friedens. Ich lasse Sie noch im Felde, — da ich aber mein Tagewerk vollendet, so gehe ich nach Hause, um mich zu Bett zu

legen. Wünschen Sie mir eine gute Nachtruhe, wie ich Ihnen einen heiteren Abend wünsche. Leben Sie wohl! und seien Sie versichert, daß ich stets mit der innigsten Liebe der Ihrige bleiben werde.

Benjamin Franklin
in seinem 80. Jahr.

An Robert Morris.

Passy, den 25. December 1783.

Die Lässigkeit unsers Volks in Bezahlung der Steuern ist äußerst tadelnswerth, sein Widerstreben, sie zu bezahlen, noch mehr. Ich sehe, daß man sich in einigen Beschlüssen von Stadtmeetings dagegen verwahrt, dem Congreß die Macht zu geben, dem Volke sein Geld aus den Taschen zu nehmen, wie sie es heißen, wenn es auch bloß deßhalb geschieht, um die Zinsen und das Capital von rechtmäßig contrahirten Schulden zu bezahlen. Sie scheinen sich hierin zu versehen. Das Geld, das ein Volk von Rechts wegen schuldig ist, ist seines Gläubigers Geld und nicht mehr das Geld des Volkes, das im Weigerungsfalle durch irgend ein Gesetz gezwungen sein sollte, es zu bezahlen. In der That scheint mir alles Eigenthum außer des Wilden augenblicklicher Hütte, seinem Bogen, seinem Jagdmesser und andern kleinen Besitzthümern, die zu seinem Lebensunterhalt unbedingt nöthig sind, ein Geschöpf gesellschaftlichen Uebereinkommens zu sein. Darum hat die Gesellschaft das Recht, Erbschaften und alle andern Uebertragungen von Eigenthum zu reguliren und selbst die Ausdehnung und den Gebrauch desselben zu beschränken. Alles Eigenthum, welches ein Mensch nothwendig bedarf für die Erhaltung seiner selbst und die Fortpflanzung seines Geschlechts, ist sein natürliches Recht, das Niemand ein Recht hat, ihm zu rauben, dagegen ist alles Eigenthum, das für solche Zwecke überflüssig ist, Eigenthum der Gesellschaft, die es durch ihre Gesetze geschaffen, und die darum auch durch andere Gesetze darüber disponiren kann, wenn immer die Wohlfahrt der Gesellschaft eine solche Disposition verlangt. Wem unter diesen Bedingungen die bürgerliche Gesellschaft nicht behagt, mag sich zurückziehen und unter Wilden leben. Denn wer nicht seinen Beitrag zur Erhaltung der Gesellschaft bezahlen will, kann auch kein Recht haben auf die Wohlthaten derselben.

An Benjamin Vaughan.*)

14. März 1785.

— — — Ueberflüssiges Eigenthum ist ein Geschöpf der Gesellschaft. Einfache und milde Gesetze würden hinreichen, bloß das nothwendige Eigenthum zu bewachen. Des Wilden Bogen, seine Axt und sein Mantel von Fellen waren ohne Gesetz hinreichend geschützt durch die Furcht vor persönlicher Rache und Schadloshaltung. Als unter dem Schutz der ersten Gesetze ein Theil der Gesellschaft Reichthümer aufhäufte und mächtig wurde, machte derselbe andere strengere Gesetze und trachtete sein Eigenthum auf Kosten der Menschlichkeit zu schützen. Dieß war aber ein Mißbrauch seiner Macht und der Anfang der Tyrannei. Hätte man vor seinem Eintritt in die Gesellschaft einem Wilden gesagt: „Auf diesem Wege kann dein Nachbar Eigenthümer von ein hundert Stück Wild werden; wenn aber dein Bruder oder dein Sohn oder du selbst, im Fall daß Ihr kein Wild zu Eigen habt und hungrig seid, eins tödten solltet, so müßte ein schimpflicher Tod die Folge davon sein,“ so würde er wahrscheinlich seine Freiheit und sein gemeines Recht, alles Wild zu tödten, das ihm in den Weg kommt, den sämmtlichen Vortheilen der Gesellschaft, die man ihm hätte anbieten mögen, vorgezogen haben. — —

An Herrn Small.

Philadelphia, den 28. September 1787.

— — — — Ich habe kein einziges von den Principien über Staatsökonomie aufgegeben, welche Sie sonst an mir kannten. Um aber die schlechten Gebräuche eines Landes abzuändern und neue, wenn auch bessere, einzuführen, muß man zuerst die Vorurtheile des Volkes entfernen, seine Unwissenheit aufklären und es überzeugen, daß durch die vorgeschlagenen Veränderungen sein Interesse gefördert werden wird; und das ist nicht die Arbeit eines Tages. Unsere Gesetzgeber sind alle Grundbesitzer, und sie haben sich noch nicht überzeugt, daß am Ende alle Steuern vom Grund und Boden bezahlt werden. Außerdem ist unser Land so spärlich besiedelt, indem die Wohnungen namentlich in den hinteren Ländern vielleicht 5 oder 6 Meilen von einander sind, daß die Zeit und Arbeit des Collectors, der von Haus zu Haus gehen müßte und oft gezwungen sein würde,

*) Der Brief, aus dem diese Stelle genommen ist, ist gegen die Barbarei der englischen Criminalgesetze gerichtet, die für Diebstahl den Tod verhängten.

mehrere Male zu kommen, ehe er die Steuer erhielte, mehr betragen würde, als die ganze Steuer werth wäre, und deßhalb sahen wir uns gezwungen, den Weg der indirecten Besteuerung einzuschlagen, d. h. Abgaben auf die Einfuhr von Gütern und Accisen zu erheben.

An den Abbe Morellet.

Philadelphia, den 22. April 1787.

— — — Bezüglich der Freiheit des Handels bin ich mit Ihnen Einer Meinung, vorzüglich in Ländern, wo sich directe Steuern durchführen lassen. Dieß wird mit der Zeit auch bei uns der Fall sein, sobald nämlich unser weit ausgedehntes Land sich mit Einwohnern füllt. Gegenwärtig aber sind dieselben so weit von einander angesiedelt, daß die Collection einer directen Steuer fast unmöglich ist, indem die Kosten des Collectirens von Haus zu Haus mehr betragen würden, als die ganze Steuer ausmacht. Man kann sich nicht besser ausdrücken, als Sie es thun, wo Sie die Freiheit des Handels, des Ackerbaues, der Fabrikation ꝛc., selbst der bürgerlichen Freiheit vorziehen, da in diese nur selten eingegriffen wird, in die andern aber jeden Augenblick. Unsere Schuld vom Kriege her ist drückend, und darum sind wir gezwungen, Eingangszölle und jede andere Methode, die wir nur ersinnen können, anzuwenden, um zur Abtragung derselben Geld aufzubringen; in unseren Herzen aber sind wir vollkommen bereit, die Abgaben auf die Einfuhr abzuschaffen, sobald wir es nur möglich machen können.

An B. Vaughan.

Philadelphia, den 24. October 1788.

— — — Meine herzlichsten Grüße an den braven Dr. Price und den ehrlichen Ketzer Dr. Priestley. Ich nenne ihn nicht ehrlich, um ihn auszuzeichnen, denn ich denke, alle Ketzer, die ich gekannt, waren tugendhafte Männer. Sie haben die Tugend der Unerschrockenheit, oder sie würden es nicht wagen, ihre Ketzerei einzugestehen; und sie können auch nicht umhin, in allen andern Tugenden fest zu sein, denn sonst würden sie ihren vielen Feinden Waffen gegen sie in die Hände geben, und sie haben nicht, wie orthodoxe Sünder, solch eine Menge von Freunden, die sie entschuldigen oder rechtfertigen. Verstehen Sie mich indeß nicht falsch. Es ist nicht meines guten Freundes Ketzerei, der ich seine Ehrlichkeit zuschreibe. Es ist vielmehr umgekehrt seine Ehrlichkeit, die ihm den Namen eines Ketzers eingebracht hat. —.—

An Dr. Price.

Philadelphia, den 31. Mai 1789.

Ich empfing kürzlich Ihren Brief mit der Einlage von Kitty Shipley, die mich von des guten Bischofs Tod unterrichtete, der mich sehr ergriff. Meine Freunde sinken Einer nach dem Andern in's Grab, während mein Alter und meine Krankheiten mich hindern, mir neue zu erwerben, und hätte ich auch dazu noch die nöthige Lebendigkeit und Fähigkeit behalten, so sehe ich doch kaum, wo ich unter der gegenwärtigen Generation gleich gute finden könnte. So muß ich erwarten, immer elender zu werden, je länger ich lebe. Wie wir dem Ende unsers Leben näher kommen, giebt uns die Natur immer mehr Hülfsmittel, uns davon los zu winden, und eins der mächtigsten von denselben ist der Verlust solch theurer Freunde. —

An Dr. Rush.

Philadelphia, 1789.

Mein theurer Freund, während unserer langjährigen Bekanntschaft haben Sie mir viele Beweise von Achtung gegeben, doch muß ich Sie bitten, noch einen neuen dazu zu fügen. Ich ersuche Sie nämlich dringend, bei Veröffentlichung Ihrer geistreichen Rede über den moralischen Sinn alle jene übertriebenen Lobsprüche auf Ihren Freund Franklin gänzlich zu übergehen und zu unterdrücken. Dieselben haben mich außerordentlich verletzt, als ich sie wider Erwarten hören mußte, und es würde mich tödtlich kränken, sollten sie gedruckt erscheinen. Im Vertrauen auf Ihre Einwilligung in mein dringendes Gesuch bin ich rc. rc.

An David Hartley.

Philadelphia, den 4. December 1789.

— — — Die Convulsionen in Frankreich sind von einigen unangenehmen Umständen begleitet, wenn aber dieser Kampf der Nation ihre künftige Freiheit erorbert und sichert, und eine gute Verfassung, dann wird der Genuß dieser Segnungen ihr in wenig Jahren für allen Schaden, den ihre Erwerbung verursacht haben mag, reichlichen Ersatz bieten. Gott gebe, daß nicht allein die Liebe zur Freiheit, sondern eine gründliche Kenntniß der Rechte des Menschen alle Nationen der Erde durchdringen möge, so daß ein Philosoph überall auf ihrer Oberfläche seinen Fuß hinsetzen kann und sagen: hier ist mein Vaterland!

Und somit schließen wir unsere Auszüge aus Franklins Schriften. Wir haben ihn als busy body seine literarische Laufbahn eröffnen, wir haben ihn als armen Richard die Grundsätze der Mäßigkeit, Sparsamkeit und Rechtlichkeit ausbreiten, wir haben ihn in England für die Rechte der Colonien kämpfen und später in Frankreich der alten Welt die Segnungen der jungen Republik verkünden, wir haben ihn noch als Greis mit jugendlicher Kraft und Begeisterung für die Rechte des Menschen und die demokratische Freiheit in die Schranken treten, wir haben ihn für Handelsfreiheit, religiöse Duldsamkeit und allgemeines Stimmrecht streiten, wir haben ihn noch wenige Tage vor seinem Tode beim Aufsteigen jener verheißungsvollen Morgenröthe in Frankreich mit heißen Segenswünschen die Zukunft der Welt begrüßen hören. Wir haben einen Mann zu uns sprechen hören, der sich für Alles interessirte, was auf die Entwicklung des Menschengeschlechts einen praktischen Einfluß üben konnte. Sein ganzes Dichten und Trachten bewegte sich auf der Oberfläche dieser Erde, und er bedurfte weder Himmel, noch Hölle, ihn in seinen Handlungen zu bestimmen. In dem redlichen Willen, Gutes zu thun, sah er sich nach allen Seiten hin um in der Welt, und wo er etwas für sich zu thun fand, da legte er ohne Säumen Hand an's Werk.

Sein Leben war so rein, so krystallhell, daß es eine wahre Wonne ist, dabei zu verweilen, wohin man auch blickt. Der arme, verlassene Junge in Philadelphia mit den zwei Broden unter den beiden Armen und dem dritten am Munde, der kühne Bändiger des Blitzes, der Repräsentant der Colonien im englischen Parlament, der schmucklose Gesandte der Republik zwischen den gepuderten Perrücken am französischen Hofe und der alte, lebensmüde Greis von seinen Enkeln umspielt, das sind Alles so heitere, so erhebende Bilder, daß man ein Stock sein muß, wenn man nicht getrieben wird, diesen Mann zu lieben und zu verehren.

Einer seiner Freunde und Zeitgenossen sagt von ihm: „Vielleicht hat es noch nie einen Menschen gegeben, dessen Leben mit größerem Recht ein nützliches genannt werden kann.“ Ein nützliches Leben! O, wollte doch Jeder recht bedenken, was es heißt, ein nützliches Leben! Nicht schillernde Declamationen, nicht neu klingende Phrasen machen einen Menschen groß, nur was er nützt, bestimmt seinen Werth. Mag immerhin der europäische Idealist, der an dem platten alltäglichen Leben und seiner Bedeutung für die praktische

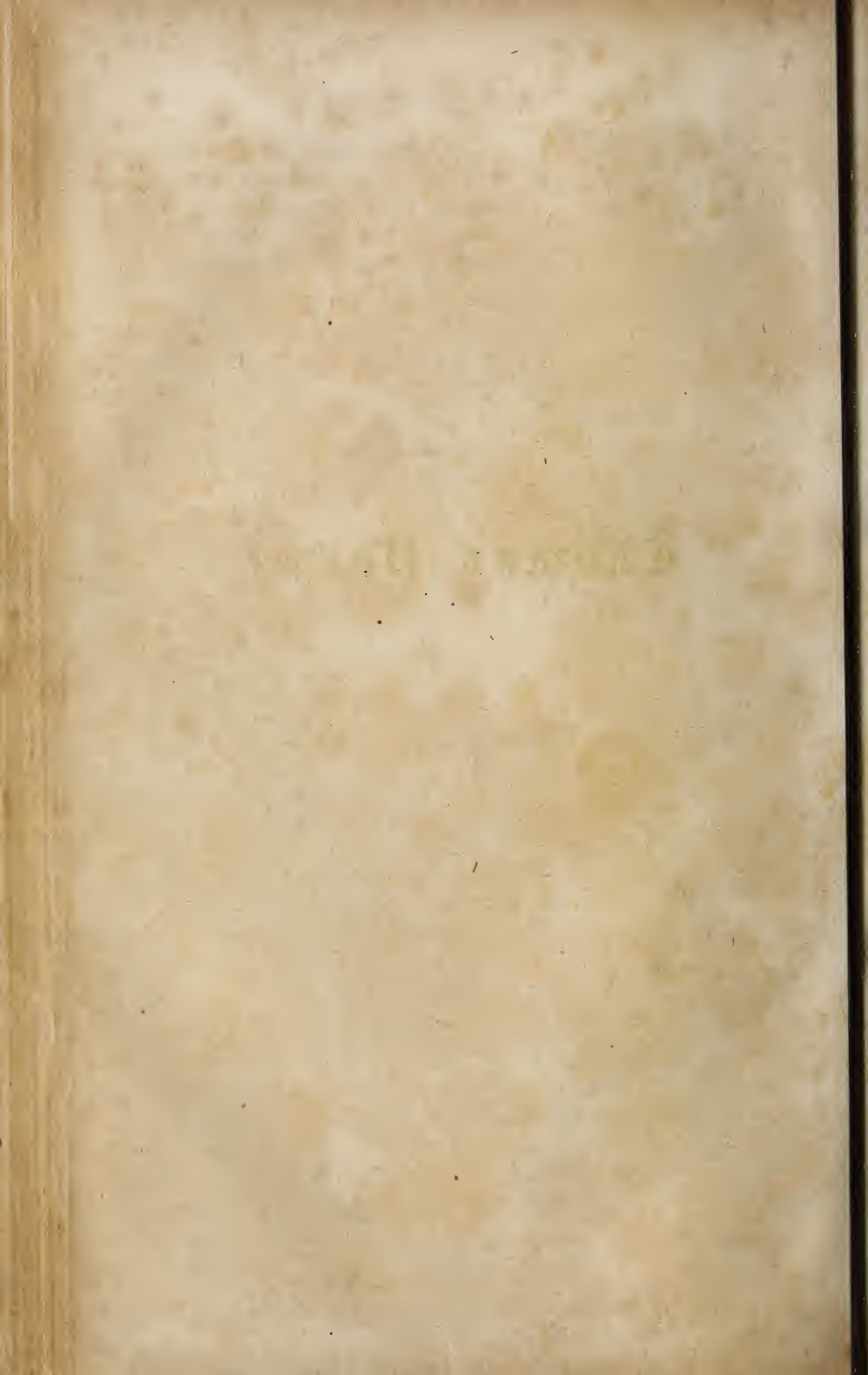
Fortentwicklung der Menschheit kein Interesse nimmt, auch Franklin platt und alltäglich finden; wer sich mit amerikanischen Augen die Welt besieht und vor allen Dingen danach verlangt, die Massen der Völker aufgeklärt und befreit zu sehen, wird in ihm stets einen der größten Wohlthäter des Menschengeschlechts verehren. Amerika ist überhaupt nicht das Land, durch schöne Phrasen und glänzende Theorien in die Augen zu stechen, Amerika ist ein plattes, nüchternes, prosaisches Land, das Land der Arbeit, und Männer, wie Franklin, sind seine treuesten Repräsentanten. Aber so unscheinbar dieser Mann ist, so groß ist er, wenn man ihn nach dem praktischen Nutzen mißt, den er für die Welt geschaffen hat. Möge Amerika nie einen andern Maßstab an seine Volksmänner legen, möge es nie einen Mann für größer halten, als er ihm nützlich gewesen.

Franklin war ein Arbeiter und blieb es bis an's Ende seines Lebens in der höchsten Bedeutung des Worts. Als er nicht mehr für sich zu arbeiten brauchte, arbeitete er mit verdoppelter Anstrengung für sein Volk und die Menschheit. Auch wurde er nicht vornehm, wie wohl Viele es thun, wenn sie zu Reichthum und Ansehen gekommen, — seine Manieren blieben stets dieselben gegen Hoch und Niedrig, Vornehm und Gering.

Sein Aeußeres war der reinste Ausdruck der Humanität und gewann ihm unwiderstehlich Aller Herzen. Selbst der verschrobenste Höfling hatte in seiner Nähe menschliche Regungen und vergaß, daß er nicht Mensch sein durfte, um Höfling bleiben zu können. Er war mittlerer Größe, — sein Schritt war fest, doch bescheiden, sein Kopf war der Kopf eines Denkers, und sein Antlitz spiegelte in tausend feinen Zügen seine innere Welt, das ewig heitere, ewig thätige Leben seiner Seele.

Und nun — vergessen wir den großen, einfachen Mann nicht wieder, lassen wir ihn uns einen freundlichen Leitstern durchs Leben sein. Nehmen wir ein Beispiel an seiner Thätigkeit, Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit, damit auch wir einst am Ende unsers Lebens mit demselben heiteren Lächeln in die Vergangenheit zurückblicken können, wie er es that. Suchen wir nützliche Menschen zu werden, nicht Glanz und Reichthum, nur das Bewußtsein, seinen Nebenmenschen von Nutzen gewesen zu sein, macht glücklich und zufrieden.

Thomas Paine.



Thomas Paine's Leben.

Vorrede.

Aus der heiteren Nähe Benjamin Franklins, dessen Leben offen vor uns dalag, wie der lichte Tag, führt uns unser Weg zu einem rauhen Kämpfer, dessen edle Gestalt vor all dem Schmutz, mit dem empörte Aristokraten und heuchlerische Pfaffen sie begeifert, kaum noch kenntlich erscheint. Sein Name ist Thomas Paine, und man braucht ihn nur auszusprechen, um ganze Heere von Vorurtheilen heraufzubeschwören. Da weiß Jeder etwas zu erzählen, Jeder eine unerhörte Schandthat zu berichten, da wirft Jeder einen frommen Blick zum Himmel und ruft im Hochgefühle seiner Pharisäertugend: „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin, wie jener Elende." Nur Wenige sind frei genug, um ihm auch nur die allergewöhnlichste historische Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und das noch dazu in dem Lande, wo jedes Kind ihn besser kennen sollte. Die meisten amerikanischen Geschichtschreiber überhüpfen ihn, so gut sie können, vermeiden es auf das Sorgfältigste, auch nur seinen Namen niederzuschreiben, und sprechen höchstens so im Allgemeinen von „einigen politischen Flugschriften", die zur Zeit der Entscheidung zwischen Freiheit und Knechtschaft „ungeheure Wirkungen" hervorgebracht. Ja, es sollte uns gar nicht wundern, wenn uns von vielen wohlwollenden Menschen ein Vorwurf daraus gemacht würde, daß wir Thomas Paine den Vätern unserer Republik beigezählt. Dafür hoffen wir indeß, im Lauf unserer Darstellung selbst bei jedem ehrlichen Manne volle Rechtfertigung zu finden. Und wenn auch einzelne verzärtelte Kinder an diesem oder jenem von den derben Vätern keinen sonderlichen Gefallen haben, so werden die kräftigeren Naturen sie vielleicht mit desto größerer Liebe umfassen und sich an ihrem Geiste zu Thaten emporschwingen.

Es ist uns hier darum zu thun, Thomas Paine in seiner wahren Gestalt vor unsern Lesern erscheinen zu lassen. Wie er war und lebte, mit all seinen Größen und Schwächen, so wollten wir ihn zeichnen und gingen mit heiligem Ernst an die Arbeit. Wir ließen es uns nicht verdrießen, mit der größten Gewissenhaftigkeit seine schwärzesten Verleumder durchzulesen, und je länger wir hineinschauten, desto mehr zerfiel vor unsern Augen all der Schmutz der Lüge in Nichts, und der gewaltige Mann trat hell und deutlich daraus hervor. Und fürwahr! wir brauchen uns nicht zu schämen, ihn als einen der Väter unserer Republik anzuerkennen!

Da es indeß nicht unsere Aufgabe ist, uns mit den feilen Gesellen herumzubalgen, die sich ein Geschäft daraus gemacht, Paine's Andenken zu besudeln, sondern vielmehr sein Leben und seinen Charakter unbefangen hinzuzeichnen, wie sie nach sorgfältigem Studium der historischen Quellen uns vor der Seele stehen, so wollen wir hier in der Vorrede die bekanntesten von seinen Verleumdern einer kurzen Darstellung unterziehen. Es kann dann Jeder, der unserer Wahrhaftigkeit nicht traut, ohne Mühe die Mittel und Wege finden, sich weiter zu belehren. Wir glauben, für jeden Mann von gesundem Menschenverstand reicht es hin, jenen Lügnern nur einmal ins Gesicht zu sehen, um zu wissen, was er von ihnen zu halten hat. Wir werden sie deßhalb hier ohne alle weiteren Bemerkungen vorführen, und uns dann nachher in unserer Entwicklung von Thomas Paine's Leben nicht wieder von ihnen stören lassen.

Der Erste, der ein „Leben von Thomas Paine" schrieb, nannte sich Francis Oldys von Philadelphia. Der Verfasser dieses Buches stellte sich die würdige Aufgabe, durch eine künstliche Mischung von Wahrheit und Lüge Paine's Privatcharakter zu verdächtigen und namentlich sein erstes Leben in England in ein schwarzes Licht zu stellen. Es wurde jedoch von vorn herein ziemlich allgemein geglaubt und nachher auch noch officiell bekannt, daß dieses Buch nicht aus Philadelphia, sondern aus dem Herzen des englischen Cabinets stammte. Es war eins von den Mitteln, die den drohenden Bewegungen in den Massen des englischen Volkes entgegen arbeiten sollten, welche seit dem Erscheinen von Thomas Paine's „Menschenrechten" die Aristokratie Altenglands erzittern machten. Das Buch, das gleich in seinem Titel eine Lüge enthielt, war vorzüglich auf den Geschmack des rohen Pöbels berechnet, und in so fern erreichte es hie und da seinen Zweck. Die dadurch in Umlauf gebrachten Lügen

waren aber alle so plump, daß sie kein verständiger Mann glaubte, selbst die Nachfolger des sogenannten Francis Oldys sahen sich gezwungen, ihren Collegen als Lügner hinzustellen, um für sich selbst Glauben zu gewinnen. Wie sich nachher aus seinen eigenen Geständnissen ergab, war der eigentliche Verfasser dieses Buches George Chalmers, der zu jener Zeit im englischen Ministerium beschäftigt war. Er schrieb das Buch im Auftrag von Lord Hawksbury (nachmaligem Grafen von Liverpool), der ihm dafür 500 Pfd. Sterl. versprach, wenn es zu seiner Zufriedenheit ausfallen würde.

Der zweite und boshafteste Verleumder Thomas Paine's ist James Cheetham. Nach seiner Darstellung ist Paine ein gemeiner Mensch, ohne alle Bildung, ohne alle gute Eigenschaften, ein schlechter Schriftsteller, ein eitler Narr, ein Säufer, ein Ehebrecher, ein Betrüger, ein Dieb, ein Bluthund, ein Gemisch von allen Lastern, ein Teufel in Menschengestalt. Die Darstellung seines Lebens ist kurz folgende: Von gemeinen Aeltern geboren, lernt er zuerst seines Vaters Handwerk, geht in seinem 16. Jahre „vielleicht ohne seines Vaters Erlaubniß" nach London auf ein Kaperschiff, kehrt „vielleicht aus Respect vor dem Pulverdampf" wieder um, heirathet, seine Frau stirbt nach einem Jahr im Wochenbett, „vielleicht wegen schlechter Behandlung," wird dann Steuerbeamter, nach einiger Zeit aber „wahrscheinlich wegen Schmuggelei" abgesetzt, treibt sich dann verachtet und arm als Copist in London herum, trifft daselbst Franklin und geht auf dessen Rath nach Amerika. Bisher ist er ein guter englischer Unterthan und ein begeisterter Verehrer der englischen Constitution gewesen, seitdem er aber sein Amt verloren, sinnt er auf Rache. In Amerika findet er dazu Gelegenheit. Er schreibt seinen „Gesunden Menschenverstand," untergräbt dadurch die Unterthanentreue der Amerikaner, bringt das ganze Volk in Aufruhr und treibt es in den Kampf für die Unabhängigkeit. „Wie Miltons überwundener Teufel," sagt Cheetham, „sah Paine voll Bosheit zurück auf England als ein Paradies, das für ihn verloren," so schreibt er den gesunden Menschenverstand und reißt dadurch das englische Reich in Stücken. Das ist Cheethams Meinung. Und mit derselben racheschnaubenden Wuth, fährt er fort, begleitet dann Paine das amerikanische Heer und ruht nicht eher, als bis Amerikas Freiheit gesichert ist. Trotz alle dem aber ist und bleibt nach Cheethams Darstellung Thomas Paine auch damals in Amerika ein verachtetes Subject, das in keine gute Gesellschaft

kommt, höchstens als Copist zu gebrauchen ist ꝛc. ꝛc. Den Mann, den er auf der einen Seite Alles machen läßt, schildert er auf der andern als einen ganz unbedeutenden Menschen und elenden Schriftsteller. Sonderbarer Widerspruch! — Nun aber weiter. Als Paine in Amerika fertig ist, treibt ihn sein Rachedurst nach Europa. Er conspirirt in Frankreich und hilft die Revolution machen, die er schon zwei Jahre vor ihrem Ausbruch ankündigt. Endlich geht er nach England und sucht die Regierung, die ihm einst sein Aemtchen genommen, über den Haufen zu stürzen. Er schreibt seine Menschenrechte, das ganze englische Volk wird toll und ist eben im Begriff, eine Revolution zu machen, Paine wetzt schon die Guillotine, da hält ihn die Weisheit der englischen Regierung ein in seinem Lauf. Paine entkommt mit Mühe nach Frankreich, wo er im Triumph in den blutigen Nationalconvent getragen wird. Das englische Volk wird nach und nach zur Ruhe gebracht, und für die Raserei eines allgemeinen Stimmrechts, das in England von so fürchterlichen Folgen hätte sein können, indem es (nach Cheetham) Vertreter der Armen und Besitzlosen in's Parlament gebracht haben würde, kann Paine nur noch in Frankreich blutige Pläne schmieden. Endlich erreicht ihn der Arm der Vorsehung auch dort. Sein College Robespierre setzt ihn in's Gefängniß, nur eine Krankheit schützt ihn vor der Guillotine. Da setzt er all seiner Bosheit die Krone auf. Er schreibt das Zeitalter der Vernunft, um die ganze Menschheit zeitlich und ewig zugleich zu verderben, namentlich aber sein „verlorenes Paradies“ England gegen seine segenbringende Kirche aufzuregen und es in die Nacht des Unglaubens und der Tyrannei zu stürzen. Endlich aber, nachdem er noch einmal sehr empfindlich die Macht der geschmähten englischen Regierung gefühlt, kommt er nach Amerika zurück und entführt im Alter von 65 Jahren noch eine junge französische Frau, die er nachher halb verhungern läßt. In Amerika lebt er verlassen, ein Ekel für alle Menschen, das Leben eines von Gott verfluchten Feindes der Menschheit, in einer Kothlache von allen Lastern, als da sind Geiz, Betrügerei, Säuferei, bis er am Ende darin erstickt. Seine Bosheit gegen England bewahrt er bis an seinen Tod, was namentlich seine gemeinen Schimpfereien auf alle englisch gesinnten Männer, z. B. die Föderalisten, die englischen Emissäre und auch Cheetham, beweisen, und seinen Unglauben behielt er auch, im Tode aber „wahrscheinlich bloß aus Eitelkeit.“

Das ungefähr ist Thomas Paine's Lebenslauf, wie Cheetham

ihn darstellt. Ihm in allen Einzelnheiten zu folgen, würde uns zu weit führen. Es genügt uns, zu sehen, daß nach ihm die amerikanische Revolution mit allen ihren Folgen für die Menschheit ein Werk der Rache für ein verlorenes Steueramt und die französische Revolution davon nur die Fortsetzung ist. Und doch bleibt der Mann, von dem man einst im englischen Ministerium „mit Recht" fürchten mußte, er werde die ganze Welt für den albernen Wahn der demokratischen Freiheit in Bewegung setzen und ihr Gott und seine irdischen Stellvertreter zugleich nehmen, ein gewöhnlicher Mensch, ein unbedeutender Schriftsteller! Es genügt uns zu wissen, daß nach Cheetham „allgemeines Stimmrecht," „jährliche Wahlen"*) ꝛc. Lächerlichkeiten sind, und daß es nach ihm ein gemeines Gemüth verräth, wenn man über Monarchien und Monarchen, namentlich einen Georg III., „spotten" kann, um sein elendes Machwerk für sich allein beurtheilen zu können. Doch sehen wir uns nun auch den Mann Cheetham noch ein wenig an.

James Cheetham, ein geborener Engländer, war für einige feindliche Handlungen gegen die Regierung in England verfolgt und kam 6 oder 7 Jahre vor Paine's Rückkehr nach Amerika. Er war Hutmacher von Geschäft und arbeitete als solcher in New-York. Als politisch Verfolgter gewann er bald Einfluß in der demokratischen, damals „republikanischen" Partei, schrieb einige heftige Artikel gegen die andere Partei und wurde in Folge dessen Mitredacteur an dem damaligen Hauptorgan der „republikanischen" Partei in New-York, dem "Citizen" (Bürger). Als solcher zeichnete er sich durch beißende persönliche Angriffe und lautes Parteigezänke aus. Als Paine zurückkam, war Cheetham einer der Ersten, ihn zu begrüßen und ihm seine Bewunderung für seine Schriften an den Tag zu legen. Er half ihm zu Ehren ein Fest veranstalten ꝛc. So blieben sie denn auch gute Freunde, so lange Cheetham der Sache der „republikanischen" Partei anhing. Plötzlich aber wechselte dieser seine Meinung, benutzte sein Blatt zu den schmutzigsten Angriffen gegen die Regierung Thomas Jeffersons und unterstützte die Verdächtigung der Föderalisten, Jefferson stehe unter französischem Einfluß. In Folge dessen wurde Cheetham aus der Gesellschaft von Tammany Hall ausgestoßen, und ein großes Meeting im Park

*) Cheetham hat Paine sogar in „Verdacht," daß er die Richterstellen wählbar machen will. Abscheulich! wenn es wahr wäre, und noch abscheulicher! im Staat New-York sind sie es wirklich schon geworden.

„von Bürgern, die gegen die Regierung freundlich gesinnt waren,“ erklärte, das Blatt Cheethams sei nicht länger das Organ der republikanischen Partei. Hierauf erfolgte von Seiten Cheethams ein höchst gemeiner Angriff gegen De Witt Clinton, der bei jenem Meeting präsidirt hatte. Paine stellte Cheethams Verfahren in seiner vernichtenden Weise bloß, und derselbe wurde der Gegenstand allgemeiner Verachtung. Selbst die Föderalisten, so lieb ihnen der Verrath auch gewesen war, wollten mit dem Verräther Nichts zu thun haben. Als er sich so von allen Seiten verlassen sah, faßte er den Entschluß, nach England zurückzukehren, und erklärte, daß es seine Absicht sei, gegen William Cobbet, der damals mit Erfolg gegen die englische Regierung Opposition machte, zu schreiben und ein Toryblatt herauszugeben. Zu diesem Ende fing er an, eine religiöse Farbe anzunehmen, was Paine zu dem Ausspruch veranlaßte, er sei ein Heuchler in der Religion und ein John Bull in der Politik. Als Paine aber starb, machte jener sich sofort daran, sein Leben zu schreiben, und er erklärte seinem nahen Freunde Charles Christian, er habe dabei keinen andern Zweck, als sich bei der Hofpartei in England einzuführen. Also der Paß eines politischen Renegaten bei seinem Uebergang, das ist Cheethams Leben Thomas Paine's. Als aber Cheetham sich eben zur Reise nach England anschickte, ereilte ihn der Tod und bewahrte ihn vor weiterem Verrath.

Sein boshaftes Pasquill blieb zehn Jahre lang unbeantwortet. Erst im Jahre 1819 erschienen in England zwei andere Biographien Thomas Paine's, eine von seinem Jugendfreunde Clio Rickmann, und eine andere von Shervin. In Amerika war aber durch geistliche Einflüsse Thomas Paine's Namen ein solcher Gegenstand des Schreckens geworden, daß man es erst in neuester Zeit wagte, seine Ehrenrettung zu übernehmen. Jetzt aber fangen Paine's Freunde nach und nach an, aus ihrem Dunkel hervorzutreten und in andern Worten zum Volke von dem Manne zu sprechen, den man ihm als den lebendigen Teufel vorgemalt.

Bald wird auch Cheethams Leben Paine's als eine Verherrlichung des Mannes angesehen werden, den es der allgemeinen Verachtung Preis geben sollte. Und wenn auch im Jahre 1809, als ein in diesem Buche schändlich verleumdetes Weib vor Gericht trat, um ihren und Paine's Verleumder zu belangen, der fromme Richter Herrn Cheetham nur zu 250 Dollars Strafe verurtheilte, weil, abgesehen von den Unwahrheiten bezüglich der Klägerin, sein Buch im Interesse

der Religion geschrieben sei und große Verdienste um dieselbe habe, so ist doch seit jener Zeit schon Manches anders geworden. Und auch Paine wird für das Volk nicht immer ein Teufel bleiben. So lange es noch gesunden Menschenverstand in der Welt giebt, wird auch der Verfasser des „gesunden Menschenverstandes" Freunde behalten, die ihn ehren und für ihn zeugen.

Daß die frommen Quäker nach Paine's Tode sich große Mühe gaben, der Welt aufzubinden, er sei als ein reuiger Sünder gestorben, daß ihnen aber durch William Cobbet und einen ehrwürdigen Quäkerprediger, Hicks, ihre Freude verdorben wurde, werden wir an einem andern Orte sehen.

Aus den Schriften Thomas Paine's werden wir nur politische mittheilen, theils weil diese vorzugsweise in den Bereich dieses Werks gehören, theils weil seine theologischen Schriften erst kürzlich durch eine schöne deutsche Ausgabe von Herrn Thomas in Philadelphia dem deutschen Publikum in den Vereinigten Staaten zugänglich gemacht sind.

Und so betrachten wir uns denn reines Herzens und ohne Vorurtheil das Leben dieses außerordentlichen Mannes. Sehen wir ihm nur ohne Bangen grade in's Gesicht, hören wir ohne Zagen, was er für die Menschheit gedacht, und nehmen wir ihn, wie wir ihn finden, nicht wie die feilen Creaturen der Fürsten und Pfaffen ihn hingemalt. Die feste Zuversicht, daß unsere deutschen Landsleute in Amerika augenblicklich am Besten im Stande sind, ihn in seiner universellen Stellung zu würdigen, läßt uns von vorn herein das belohnende Gefühl genießen, daß diese unsere Arbeit willkommen sein und auf einen guten Boden fallen wird.

Thomas Paine wurde geboren zu Thetford in der Grafschaft Norfolk in England am 29. Januar 1737. Seine Aeltern waren arm und konnten ihrem Sohne weder durch Geld, noch durch einen angesehenen Familiennamen sein Fortkommen in der Welt sichern. Der Vater war seines Gewerbes ein Schnürbrustmacher, und seines Glaubens ein Quäker. Sein Name war der eines fleißigen, ehrlichen Arbeiters, weiter wußte die Welt Nichts von ihm zu sagen.

Die Mutter gehörte der bischöflichen Kirche von England an, und die Heirath scheint bei den strengen Glaubensbrüdern beider Seiten Anstoß gegeben zu haben. Daher kam es denn auch wohl, daß Thomas nie getauft wurde. Seinen Namen erhielt er ohne Ceremonien, indeß wurde er nachher auf Veranlassung einer frommen Tante vom Bischof von Norwich in aller Form confirmirt.

Die spärlichen Mittel der Aeltern litten es natürlich nicht, ihrem Sohn eine glänzende Erziehung geben zu lassen. Was sie aber konnten, thaten sie mit redlichem Willen. Schon in zartester Jugend wurde Thomas in eine lateinische Schule in Thetford geschickt, er lernte aber kein Latein außer den ersten Anfangsgründen, erhielt indeß einen ziemlich guten Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen. Sein Lehrer war früher Caplan auf einem Kriegsschiff gewesen und hatte noch Nichts von seiner Begeisterung für das Seeleben verloren. Er erzählte den Jungens von seinen Fahrten, von dem Kampf mit den Elementen und den blutigen Scenen der Schlacht, und die jugendlichen Phantasien wurden rege und erweckten in den kleinen Herzen heißere Sehnsuchten, als sie der trockene lateinische Unterricht zu befriedigen vermochte. Auch für unsern Thomas blieben diese Eindrücke unauslöschlich.

Von seiner Knabenzeit wissen wir sonst nichts Besonderes, und er scheint damals noch keine auffallenden Zeichen von außergewöhnlichem Talent an den Tag gelegt zu haben. Indeß fing er sehr bald an, selbstständig zu denken, und die Religion quälte ihn namentlich schon in frühester Jugend mit Zweifeln. Er bemerkte darüber selbst in seinem „Zeitalter der Vernunft": „Seit der Zeit, daß ich im Stande war, einen Gedanken zu fassen und mit Ueberlegung zu handeln, zweifelte ich entweder an der Wahrheit des christlichen Systems oder dachte wenigstens, es sei eine sonderbare Geschichte. Ich wußte kaum, was es war, aber ich erinnere mich sehr wohl, daß ich etwa sieben oder acht Jahre alt war, da ich von einem Verwandten von mir, der ein großer Anhänger der Kirche war, eine Predigt vorlesen hörte über das Thema der sogenannten Erlösung durch den Sohn Gottes. Als die Predigt zu Ende war, ging ich in den Garten, und während ich die Gartentreppe hinunterging (ich erinnere mich noch ganz genau des Orts), empörte sich mein Inneres bei der Erinnerung an das, was ich gehört hatte, und ich dachte bei mir selbst, das hieße ja den allmächtigen Gott handeln lassen, wie einen leidenschaftlichen Menschen, der seinen Sohn tödtete, wenn er

sich auf keinem andern Wege rächen könnte; und da ich gewiß wußte, ein Mensch, der so etwas thäte, würde gehängt werden, so konnte ich nicht begreifen, warum man solche Predigten hielte. Und dieß war nicht so ein Gedanke, der etwas von kindischem Leichtsinn an sich trug, sondern es war bei mir eine ernste Betrachtung, die aus der Vorstellung entsprang, die ich von Gott hatte, daß er nämlich zu gütig sei, um so etwas zu thun, und zu allmächtig, um dazu auf irgend eine Weise genöthigt zu sein."

In seinem 13ten Jahre sah sich sein Vater gezwungen, ihn von der Schule wegzunehmen, und da es ihm durchaus an Mitteln fehlte, irgend etwas Anderes zu lernen, ging Thomas bei seinem Vater in die Lehre und lernte das Schnürbrustmachen. In seinem 16ten Jahre aber trieb es ihn fort, sich die Hauptstadt zu besehen. Seine Aussichten in London waren jedoch nicht besser, als zu Hause. Ohne Geld, ohne Verwandte und Bekannte fand er sich unter all den Menschen in der ungeheueren Weltstadt verlassener, als je. Sein Drang nach höherer Thätigkeit sollte noch lange keine Befriedigung finden, der Mangel an Lebensmitteln zwang ihn, sein altes Geschäft wieder aufzunehmen. Er ging deßhalb zu einem Herrn Morris, bei dem er einige Wochen Beschäftigung fand. Von da ging er nach Dover, wo er eine Zeitlang bei einem Herrn Grace in seinem Geschäft arbeitete.

Lange hielt er es indeß nicht aus, sein ungestümer Geist ließ ihm in dieser engen Sphäre keine Ruhe. Er sah sich nach einer neuen Lebensweise um, und da ihm nichts Anderes offen stand, erwachten in ihm die alten Phantasien, die einst sein Lehrer in ihm rege gemacht, und er entschloß sich, in See zu gehen, und meldete sich in den Dienst des Freibeuters Terrible, Capitän Death, den so eben der Beginn der Feindseligkeiten mit Frankreich zur Thätigkeit rief. An Bord dieses Schiffes blieb er jedoch nur kurze Zeit, indem sein Vater, „der nach seinem Quäkerglauben ihn als einen Verlorenen betrachten mußte", ihn auf das Zärtlichste und Dringendste davon zurückrief. So erzählt uns Paine selbst gelegentlich im zweiten Theil seiner Menschenrechte. Bald darauf trieb es ihn wieder fort auf einen andern Freibeuter, den König von Preußen, Capitän Mendez, er scheint aber auch auf diesem nicht lange geblieben zu sein und nach und nach durch die Anschauung der Wirklichkeit seine Begeisterung für den Seedienst verloren zu haben.

Im Jahre 1756 finden wir ihn wieder mit seiner alten Arbeit bei

Herrn Morris in London beschäftigt und nachher abwechselnd in Dover. Im Jahre 1759 etablirte er sich in Sandwich als Meister Schnürbrustmacher und heirathete Mary Lambert, die Tochter eines Steuerbeamten in jenem Ort. Im folgenden Jahre zog er nach Margate, wo bald nachher seine Frau im Wochenbette starb. Darauf entschloß er sich, sein Geschäft ganz zu verlassen und ging nach London, um sich für das Steuerfach auszubilden, und nach einiger Zeit fleißiger Vorbereitung erhielt er gegen Ende des Jahres 1763 die Stelle eines Supernumerarius. Kaum war indeß ein Jahr vorüber, so wurde er wieder seines Amtes entlassen, weswegen, ist nicht bekannt. Keinesfalls aber war seine Entlassung die Folge einer ehrenrührigen Handlung, denn als er sich nach Verlauf einiger Zeit im Jahre 1766 an die oberste Steuerbehörde mit einer Bittschrift wandte, worin unter andern die Worte vorkommen: „Keine Klage über die geringste Unredlichkeit oder Unmäßigkeit ist je wider mich erschienen", fand er sofort bereitwilliges Gehör, was gewiß nicht der Fall gewesen sein würde, wenn er in seinem Gesuch die Unwahrheit gesagt und sich in seiner früheren Amtsverwaltung Unredlichkeiten hätte zu Schulden kommen lassen. Dieß geben übrigens auch seine größten Feinde zu, mit alleiniger Ausnahme von „Francis Oldys".

In der Zwischenzeit ernährte er sich in London durch Schulunterricht, und alle Mußestunden, die ihm übrig blieben, verwandte er auf seine wissenschaftliche Ausbildung. Was ihm dort geboten war, benutzte er auf das Eifrigste. Namentlich besuchte er die philosophischen Vorlesungen von Martin und Ferguson und wurde nachher mit Dr. Bevis, einem ausgezeichneten Astronomen und Mitgliede der königlichen Gesellschaft bekannt, bei dem sein lebendiger Hang zur Mathematik freudige Anerkennung und reiche Nahrung gefunden zu haben scheint. In der That setzte er nachher durch seine mathematischen Kenntnisse die ganze wissenschaftliche Welt in Erstaunen. Was aber viel wichtiger ist, er gewöhnte sich dadurch frühzeitig an jene scharfe Auffassungs- und klare und bestimmte Ausdrucksweise, die wir später an dem politischen Schriftsteller bewundern.

Seine ersten litterarischen Versuche waren gereimte Verse, zu deren Anfertigung er große Neigung und unverkennbares Talent zeigte. Je mehr sich aber sein ganzes Wesen dem praktisch Nützlichen zuwandte, desto mehr unterdrückte er in sich die Neigung zum Dichten, weil er fürchtete, es möchte ihn zu sehr in das Reich der

Einbildungskraft führen. An der damaligen Politik fand er keinen Gefallen, denn er betrachtete sie als ein unmoralisches Glücksspiel, und auf den Gedanken an eine höhere Politik sollte er erst später durch den Drang der Zeit kommen. Hätte er damals die Mittel gehabt und seinem natürlichen Triebe folgen dürfen, er hätte sich mit ganzer Seele den Wissenschaften hingegeben, namentlich der höheren Mathematik und ihrer Anwendung auf die Mechanik.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Thetford wurde er im Jahre 1768 als Steuerbeamter nach Lewes in Sussex versetzt. Er wohnte daselbst im Hause eines Tabackshändlers, des Herrn Ollive, der ein Jahr nach seiner Ankunft starb und eine Tochter und mehrere Söhne hinterließ. Paine verließ die Familie auf kurze Zeit, kehrte dann zurück, heirathete die Tochter des Hauses und setzte das Tabacksgeschäft auf seinen eigenen Namen fort.

Im Jahre 1772 schrieb er ein kleines Pamphlet: „die Sache der Steuerbeamten." Dasselbe behandelte einen sehr unpopulären Gegenstand, indem es auf eine Erhöhung der Gehälter der Steuerbeamten drang. Es bestand nach Shervin aus zwei Theilen, nämlich 1., dem „Zustand der Gehälter der Steuerbeamten," 2., „Gedanken über die Corruption der Grundsätze und über die zahlreichen Uebel, welche aus der zu großen Armuth der Steuerbeamten entspringen." Wem es bloß darum zu thun ist, den Charakter Thomas Paine's zu verdächtigen, der hat hier eine gute Gelegenheit, ihn als einen eigensüchtigen Aemterjäger und Geldmenschen hinzustellen. Wie uns aber Shervin berichtet, war der Inhalt dieser Flugschrift durchaus würdig, und eine Sache, die allerdings beim Volke aus sehr natürlichen Gründen keinen Anklang finden konnte, war darin mit einer solchen Energie und Klarheit behandelt, daß sie jedem vorurtheilslosen Leser einen hohen Begriff von der Fähigkeit und Gradheit des Verfassers geben mußte. Er stellte die Bestechlichkeit und Unehrlichkeit der schlecht besoldeten Beamten mit schonungsloser Wahrheit dar und rieth der Regierung, „ihre Beamten ehrlich zu machen, dadurch, daß sie dieselben vor Mangel schützte." Der Zweck, der ihm dabei vor Augen schwebte, war also ohne allen Zweifel ein guter, wenn auch das Mittel im Volke keinen Anklang und im Parlament keinen Fürsprecher fand.*)

Während seines Aufenthalts in Lewes war Paine in allen Gesellschaften gern gesehen, und auch die „Vornehmen" des Orts suchten

*) Siehe Shervin.

seine Unterhaltung. Sein liebstes Spiel war das Kegeln, wobei er sich häufig von seinen Arbeiten erholte. Auch gehörte er zu einem Discussionsclubb, in dem er für den Meister im Discutiren galt. Uebrigens lebte er äußerst mäßig und sparsam, wie mehrere durchaus glaubwürdige Personen, die ihn damals kannten, einstimmig versichern.*)

Im April des Jahres 1774 wurde er indeß zum zweiten Male seines Amtes entlassen. Zum Vorwand diente dabei, daß er eine Tabackshandlung habe, was Grund genug war, ihn in den Verdacht zu bringen, er benutze seine Stellung zum Schmuggeln. Die Regierung gab sich Mühe genug, ihm irgend einen bestimmten Verdacht anzukleben, er hatte aber sein Amt so ordentlich verwaltet, daß man ihm mit dem besten Willen nichts Erhebliches nachsagen konnte. Wahrscheinlich hatte aber der Geist der Wahrheit und Unabhängigkeit, der sich in seiner Flugschrift bezüglich der Bestechungen und Unterschleife der Steuerbeamten kund gegeben, seinen höheren Vorgesetzten nicht gefallen, und da mußte der Tabackshandel zum Vorwand dienen, den gefährlichen Diener los zu werden. Dieß ist die Erklärung, die Shervin von der Sache giebt, und sie scheint uns bei Weitem am Natürlichsten zu sein, besonders da seine ärgsten Verleumder trotz aller Mühe Nichts als durchaus ungegründete Vermuthungen aufbringen konnten, während ihnen doch die Regierungsakten zu Gebote standen, die sie gewiß benutzt haben würden, wenn es zur Herabsetzung von Paine's Charakter hätte vortheilhaft sein können.

Zu derselben Zeit hatte er Unglück in seinem Geschäft, er kam in Schulden, und seine Waaren wurden verkauft, um dieselben zu decken. Im folgenden Monat ließ er sich von seiner Frau scheiden. Der eigentliche Grund dieser Scheidung ist nie bekannt geworden. Sowohl Paine, als seine Frau beobachteten darüber ihr ganzes Leben lang das strengste Stillschweigen. Sie behielt bei der Scheidung ihr kleines Vermögen, das sie ihm zugebracht, ungeschmälert, und dasselbe reichte eben hin, sie bescheiden zu ernähren. Er sprach von ihr stets mit Achtung und Güte und sandte ihr, wie Clio Rickmann uns versichert, noch oft Geld, ohne daß sie je erfuhr, woher es kam. Sie war nachher Lehrerin in den Lehren einer religiösen Secte in Cranbrook, Kent. Sie wohnte bei einem Uhrmacher da=

*) Siehe Vale's Leben Th. Paine's.

selbst, der derselben Secte angehörte, und ein zuverlässiger Mann, der bei jenem Uhrmacher arbeitete und mehrere Jahre mit ihr in Einem Hause lebte, erzählt, daß nach Veröffentlichung des „Zeitalters der Vernunft" in ihrer Gegenwart von den religiösen Leuten oft über Paine geschimpft wurde, daß sie dann aber stets eilig das Zimmer verließ, ohne ein Wort zu sagen. Sie theilte die religiösen Ansichten Paine's durchaus nicht, konnte es aber auch nicht vertragen, wenn man übel von ihm redete.*) Nach Allem zu schließen, was Freunde und Feinde darüber sagen, war der Grund der Scheidung rein physischer Natur, doch ist auch das Alles bloße Vermuthung, die beiden Gatten blieben ihrem Versprechen treu und nahmen ihr Geheimniß mit in's Grab. Und an diesem Verhältniß haftet kein Schmutz, mögen verleumderische Bösewichter danach speien, so viel sie wollen.

Paine's politische Grundsätze waren der Zeit die der damaligen englischen Whigs. Ueber die Prinzipien der Regierung nachzudenken, war ihm noch nie eingefallen. Der König, die Lords und die Gemeinen waren in ihrem Zusammenwirken für ihn das Muster einer vollkommenen Staatsorganisation. Nur einmal, so erzählt er uns, als er nach einer Kegelparthie bei einem Glase Punsch saß, und einer der Anwesenden die Bemerkung machte, Friedrich von Preußen sei der beste Mann in der Welt für einen König, er habe so viel vom Teufel in sich, traf es ihn wie der Blitz, und es durchfuhr ihn der Gedanke: Wenn Teufel die besten Könige sind, dann sind die Könige wohl selbst vom Teufel, und er fing an, die göttlichen Rechte der Könige mit etwas weniger Ehrfurcht zu betrachten.

Und kurze Zeit darauf verlor er sein Amt, sein Obdach, sein Weib, Alles, was ihn an seine Heimath fesseln konnte. Seine Aeltern waren zu arm, ihn zu unterstützen, und er selbst auch zu gewissenhaft, um etwas von ihnen zu verlangen. So ging er in der äußersten Armuth, von allen Freuden des Lebens verlassen, nach London. Sein vergangenes Leben lag hinter ihm, wie abgeschnitten, als läge ein Tod dazwischen. Altengland hatte seine Reize für ihn verloren, die Regierung konnte ihn nicht begeistern, denn er hatte zu tief in die Schleichwege der Corruption hineingesehen, und was ihm sonst daselbst theuer gewesen, war für ihn nicht mehr; außer zwei greisen Aeltern, die ihn nicht verstanden und nun auch eben dem Grabe zuwankten, blieb ihm Nichts, gar Nichts mehr.

*) Vale's Leben Th. Paine's.

Indeß wurde dadurch sein Muth nicht gebeugt, er hatte, wie er sich selbst ausdrückt, seine „Lehrzeit für's Leben" durchgemacht, und es fügte sich plötzlich Alles so, als hätten unsichtbare Mächte seine Trennung von England vorbereitet. Als er in London angekommen war und eben anfing als Copist für armseligen Lohn zu arbeiten, traf er mit Benjamin Franklin zusammen. Dieser erkannte sofort seinen Werth, beredete ihn, nach Amerika zu gehen, und eröffnete ihm die Aussicht in ein neues, besseres Leben. Und bald darauf schwamm Thomas Paine auf hoher See, seiner großen Bestimmung zu. Briefe von Franklin, die er bei sich trug, öffneten ihm die Wege in sein neues Vaterland. Was ihn dort erwartete, ahnte er noch nicht, doch Franklins Segen geleitete ihn hinüber, und ihn hemmte weder Weib, noch Kind, noch sonst eine süße Fessel, als neuer Mensch mit voller Seele in eine neue Welt zu treten.

In den letzten Tagen des Jahres 1774 kam Thomas Paine nach Amerika und stieg in Philadelphia an's Land.

So eben hatte der denkwürdige Congreß jenes Jahres seine Sitzungen geschlossen. Diese Versammlung, in welcher alle Colonien repräsentirt waren (außer Georgien), hatte in einfach großer Weise die damaligen Gesinnungen und Gefühle in den Colonien in sich concentrirt und offenbart. Eine heilige Sache rief sie zusammen. Die Eifersucht auf die eingeborenen Rechte freier Britten, die schon einmal bei Gelegenheit der versuchten Einführung der Stempelakte alle Bewohner der Colonien zu gemeinschaftlichem Widerstande vereinigt hatte, schien nach Aufhebung jenes verhaßten Gesetzes ganz verschwunden zu sein und dem unbeschränktesten Enthusiasmus für die englische Regierung Raum gegeben zu haben. Die Minister hatten daher viele neue Versuche gemacht, eine willkürliche Besteuerung der Colonien durchzusetzen. Zuerst bei Aufhebung der Stempelakte hatte man sich mit der bloßen Erklärung „des Rechts" begnügt, nachher war man zu Eingangssteuern auf mehrere Einfuhrartikel geschritten, und zuletzt hatte man nur noch eine unbedeutende Steuer auf Thee beibehalten, um dadurch das Prinzip zu retten. Aber der alte Geist war sogleich wieder wach geworden, und namentlich die Stadt Boston war allen andern im Kampfe für ihr gutes Recht rühmlichst vorangegangen. Die Unabhängigkeit ihrer Bürger, die sich lieber den Genuß der willkürlich besteuerten Artikel gänzlich versagen, als ihre Rechte als Britten antasten lassen wollten, hatte allen Bewohnern der Colonien als würdiges Beispiel vor-

geleuchtet. Daher hatte sich die ganze Wuth Lord North's und seiner Collegen vorzüglich auf diese Stadt Boston geworfen, und als auch der letzte Versuch, den Thee in die Colonien zu bringen, an der Festigkeit ihrer Bewohner gescheitert war und in Boston damit geendigt hatte, daß von einem Haufen verkleideter Männer ganze Schiffsladungen davon in's Meer geworfen wurden, faßte der stolze Minister den Entschluß, die widerspänstige Stadt zu demüthigen und den ganzen Staat Massachusetts in den Staub zu treten. Nicht lange darauf, da war der Hafen von Boston geschlossen, die alte Constitution von Massachusetts aufgehoben erklärt, und ein englischer General an der Spitze einer Armee stand im Lande, um Gehorsam zu erzwingen. Da verbreitete sich Trauer und Schrecken durch alle Colonien. Sie sahen nur zu deutlich, daß ihnen allen ein gleiches Schicksal bevorstand, wenn sie sich nicht bei Zeiten dagegen schützten, und ein Geist der Eintracht, wie er sich noch nie unter ihnen gezeigt, rief jetzt Alle zum gemeinschaftlichen Widerstand gegen die Gewaltmaßregeln des Ministeriums. Der Unerschütterlichkeit der Mitglieder der alten Assembly von Massachusetts und ihrer treuen Verbündeten in Virginien, Pennsylvanien, New-York und allen den andern Colonien gelang es, trotz aller Drohungen der Gewalt den oben berührten Congreß zu Philadelphia zu Stande zu bringen.

Der Geist dieses Congresses war ein ernster, feierlicher, doch weit entfernt, revolutionär zu sein. Man wollte Nichts, als was Britten mit Recht fordern konnten. Die eingeborenen Rechte des freien Britten waren es allein, die man gegen die gewaltsamen Uebergriffe tyrannischer Minister und eines anmaßenden Parlaments schützen wollte, die Idee der Unabhängigkeit hätte man mit Entrüstung von sich gewiesen. Alle waren stolz darauf, sich brittische Unterthanen und treue Diener des Königs zu nennen, und im Wege demüthiger Bitten wandten sie sich an den Thron, sie in ihren Rechten zu schützen. Sie hatten keinen Wunsch, als in die glückliche Lage zurückversetzt zu werden, in der sie sich im Jahre 1763 befanden, wo man es nämlich noch nicht versucht hatte, ihnen ihr Recht, sich selbst zu besteuern, streitig zu machen. Die Stadt Boston fand bei ihnen bereitwillige Anerkennung und Unterstützung, indeß ging all ihr Streben nach Versöhnung, und in diesem Sinne faßten sie alle ihre Beschlüsse.

Derselbe Geist, der sich in diesem Congreß aussprach, herrscht

durch alle Theile der Colonien. An Unabhängigkeit dachte fast noch Niemand, Alle fühlten sich Britten und wollten nie etwas Anderes werden, als Britten, Alle verlangten nach den Rechten der freien Britten, Alle schauten sehnsüchtig hinüber nach England als der einzigen Quelle des Heils, wohin so eben die demüthigen Bitten ihres Congresses abgeschickt waren.

So dachte man noch allgemein in den Colonien, als Thomas Paine zuerst ihren Boden betrat. Er schreibt darüber selbst: „Wenige Monate vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten kam ich nach Amerika. Ich fand die Stimmung des Volkes der Art, daß es an einem Fädchen hätte geleitet und mit einer Pfeife hätte regiert werden können. Sein Argwohn war rasch und scharf, aber seine Anhänglichkeit an England war hartnäckig, und es galt zu jener Zeit für eine Art Hochverrath, dagegen zu sprechen. Man haßte das Ministerium, die Nation aber hielt man in Ehren. Man fühlte sich gekränkt, doch ohne an Vergeltung zu denken, das einzige Ziel Aller war Versöhnung. Ich selbst hielt die Minister für schlecht genug, dachte aber doch nie daran, daß sie fähig sein könnten, eine so rasche und ruchlose Maßregel, wie den Beginn der Feindseligkeiten, auszuführen, noch viel weniger kam es mir in den Sinn, zu glauben, die Nation werde so etwas gut heißen. Ich betrachtete den ganzen Streit wie eine Art gerichtlichen Prozeß und war der Ansicht, die Parteien würden schon einen Weg finden, ihn zu entscheiden oder auszugleichen. An Unabhängigkeit und Waffengewalt dachte meine Seele nicht. Die Welt hätte mir damals nicht eingeredet, ich würde je ein Soldat oder ein Schriftsteller werden. Hatte ich zum Einen oder Andern Talente, so waren sie in mir vergraben und hätten es ewig bleiben können, wären sie nicht durch den Drang der Zeiten aufgerüttelt und zur Aktion getrieben. Ich hatte mir meinen Lebensplan gemacht, glaubte mich glücklich und wünschte jedem Andern ein Gleiches."

Also auch Paine war damals noch ein guter Britte und hoffte auf einen friedlichen Ausgang der Sache. Von einer höheren Mission hatte er noch keine Ahnung. Harmlose und bescheidene Wünsche hatten ihn hergebracht, und sein ganzes Streben ging vorläufig dahin, sich eine erträgliche Existenz zu verschaffen. Dr. Rush erzählt uns in einem Briefe an Cheetham, daß er damit umging, eine höhere Bildungsschule für Mädchen zu gründen, wodurch jungen Mädchen von Geist eine Gelegenheit eröffnet werden sollte, sich in Wissen-

schaften zu unterrichten, die ihnen sonst in der Regel ganz fremd blieben. So gedachte er sich als harmloser Schulmeister in seiner neuen Heimath nützlich zu machen und war übrigens ganz glücklich in der Hoffnung auf eine sorgenfreiere Zukunft.

Die Briefe Franklins brachten ihn aber sofort in eine schriftstellerische Thätigkeit. Der Buchhändler Aitkin in Philadelphia, an den er empfohlen war, entschloß sich, vom ersten Januar an ein litterarisches Magazin herauszugeben und übertrug Paine die Redaction desselben. Die Aufsätze und Gedichte, die gleich in den ersten Nummern dieser Blätter erschienen, zogen die Aufmerksamkeit vieler Freunde der Litteratur in den Colonien auf sich. Namentlich fand ein Gedicht auf den Tod des General Wolfe allgemeinen Beifall. Man erkannte, daß ein ungewöhnlicher Geist aus den neuen Blättern athme und begrüßte sie mit freudiger Anerkennung. Paine sprach hier als freundlicher Pfleger der Humanität zum Volke, und über allen seinen Schriften aus jener Zeit schwebt die heitere Ruhe eines in sich glücklichen Gemüths. Seine prosaischen Aufsätze waren zugleich belehrend und unterhaltend und in ausgezeichnet schönem Englisch geschrieben. Er erwärmte die Bürger seiner neuen Heimath in seinen „nützlichen und unterhaltenden Winken über die Reichthümer der Colonien" für ein großes industrielles Leben, wies sie auf die verborgenen Schätze, die im Schooß der Erde aufgehäuft liegen, und lockte sie mit den verführerischsten Tönen, in ihre Zauberhöhlen einzudringen. Von der reinsten Liebe zur Natur und der unbefangensten kindlichen Begeisterung für das neue Leben einer jugendlichen Menschheit beseelt, bekümmerte er sich noch wenig um das politische Treiben um ihn her und wandte sich in seinen Schriften an das Leben in seiner Unmittelbarkeit. Die Sclaverei war das Einzige, dessen Anblick seinem Herzen wehe that, und er schrieb darüber ohne Rückhalt, was ihm sein Herz dictirte. Dadurch gewann er sich unter Anderm die Freundschaft des Dr. Rush, auf den seine Worte einen tiefen Eindruck hervorgebracht hatten. Bald wurde „das Pennsylvanische Magazin" überall gern gelesen, und Paine's Name wurde vielfach rühmend genannt.

Indeß nahte ein Ereigniß, das seinem innersten Wesen plötzlich eine ganz andere Richtung gab. Viele drohende Anzeichen hatten die Bewohner der Colonien schon lange fürchten lassen, daß man mit Gewalt von ihnen erzwingen wollte, was man auf anderm Wege unerreichbar gefunden hatte. Es wurden deßhalb überall Vorberei-

tungen getroffen, um nöthigenfalls auch mit den Waffen in der Hand ihre heiligen Rechte vertheidigen zu können. Namentlich in den New-England-Staaten entwickelte man eine großartige Thätigkeit. Die Milizen übten sich in den Waffen, Kriegsvorräthe wurden aufgehäuft und alle Anstalten getroffen, die unter den damaligen Umständen getroffen werden konnten, um auf einen gewaltthätigen Anfall gerüstet zu sein. Und was sie vermuthet, blieb nicht lange aus. Der General Gage, der damals die englischen Truppen in New-England commandirte, schickte eine Heeresabtheilung nach Concord, um sich der daselbst aufgehäuften Kriegsvorräthe der Colonisten und der Personen einiger ihrer Hauptführer zu bemächtigen. Aber ein Haufen unerschrockener Milizen stellte sich ihrem Räuberzuge entgegen. Man befahl ihnen, aus einander zu gehen, sie aber standen und wichen nicht von der Stelle. Da hieß es Feuer! und die ersten acht amerikanischen Bürger fielen im Kampf für ihre Rechte gegen die blutigen Söldner der englischen Gewalt. Die Uebrigen zerstreuten sich, bald aber kamen sie verstärkt wieder, und sie wären Herren auf dem Platze geblieben, hätten nicht auch die königlichen Truppen bedeutende Verstärkungen erhalten und so durch Uebermacht einen unrühmlichen Sieg davon getragen. Das war der 19. April des Jahres 1775, der ewig denkwürdige Tag von Lexington.

Nun war das Signal zum offenen Kampfe gegeben. Die Leichen der Gefallenen schrieen nach Rache, und alle Truppen des Königs galten für privilegirte Räuber und Mörder, dagegen man sein Gut und Blut zu vertheidigen habe. Die Nachricht von den Ereignissen scheuchte auch den friedlichsten Bürger aus seiner Ruhe auf, und Alles schaarte sich zusammen, um sich vor ähnlichen Mordanfällen zu schützen. Das Volk, das noch vor wenig Tagen „an einem Fädchen hätte geleitet werden können", stand jetzt plötzlich die Büchse in der Hand der Allgewalt Altenglands gegenüber, entschlossen zum Kampf auf Leben und Tod.

Und doch dachten auch jetzt nur sehr Wenige an Unabhängigkeit, und doch wollte man auch jetzt noch Nichts, als Versöhnung, süße Versöhnung. Man haßte die blutigen Instrumente der Gewalt, man haßte die despotischen Minister, die in die „eingeborenen Rechte freier Britten" eingegriffen hatten, aber Altengland war noch immer das Paradies der Freiheit, der König noch immer der Vater des

großen Brittenreichs, und die Glorie seines Thrones blendete noch immer ein gutmüthig vertrauendes Volk.

Im Monat Mai versammelte sich der Congreß, und die Stimme des Volks hatte damit wieder einen Mittelpunkt gewonnen, von wo sie sich aussprechen konnte. Und wiederum wandte sie sich demüthig flehend an den allgeliebten König, und dieß Mal noch demüthiger, als je vorher. „Mit aller Ergebenheit", so sagen die Repräsentanten dieses Congresses in ihrer Petition an den König, „welche Prinzip und Liebe einflößen können, Ihrer Majestät Person, Familie und Regierung zugethan; durch die stärksten Bande, welche Gesellschaften vereinen können, mit Groß-Brittannien verbunden, und jedes Ereigniß, das in irgend einer Weise diese Bande zu lockern trachtet, tief beklagend, geben wir Ihrer Majestät die feierliche Versicherung, daß wir nicht allein das heißeste Verlangen hegen, die frühere Harmonie zwischen Ihr und den Colonien möchte wiederhergestellt werden, sondern auch, daß ihre fernere Eintracht auf eine so feste Grundlage gestellt werden möge, daß ihre Segnungen von keinem ferneren Mißverständniß unterbrochen fortdauern mögen durch alle kommenden Geschlechter in beiden Ländern". Und nach diesem Eingang bitten sie „in aller Demuth", die königliche Gnade möge solche Mittel vorsehen, die eine glückliche und dauernde Versöhnung herbeizuführen geeignet seien".

Nur einzelne wenige Männer in diesem Congreß, wie John Adams, Patrick Henry, Benjamin Franklin, waren zu der Ueberzeugung gekommen, daß alle Petitionen Nichts mehr helfen würden, und eine gänzliche Trennung von England die einzige Hülfe sei. Aber sie flüsterten ihre Gedanken in der Stille, denn sie wußten, das Volk war nicht mit ihnen. Selbst Washington, der am 15. Januar auf Beschluß dieses Congresses zum Oberbefehlshaber der amerikanischen Bundestruppen erhoben war, dachte nur noch mit Zagen an Unabhängigkeit und wußte noch nicht, was zu thun sei, wenn auch diese letzte Petition keine Berücksichtigung finden würde.

Das Volk war entschlossen, seine „brittischen Rechte" zu schützen. Weiter gingen aber seine Gedanken nicht. Alles vergossene Blut, alles Kriegsglück selbst, das es in diesem Jahre gegen die königlichen Truppen hatte, war nicht im Stande, es von seiner Liebe zu Altengland loszureißen, und noch am Ende des Jahres 1775 war von Unabhängigkeit nur erst sehr selten die Rede. Man konnte sich noch immer kein größeres Glück denken, als die Rechte freier Britten zu

genießen und mit den Brüdern auf der andern Seite des Oceans als gleichberechtigte Unterthanen unter Eine Krone vereinigt zu sein. Alles klammerte sich namentlich an die letzte Petition des Congresses, deren demüthiger Styl selbst die königlichst gesinnten Unterthanen vollkommen befriedigt hatte. Diese rührenden Worte, das glaubte man fest, konnten nicht unberücksichtigt bleiben. Als ihnen endlich aber auch dieser letzte Rettungsanker verloren ging, als von Europa die Nachricht einlief, daß man auf diese Petition den trockenen Bescheid gegeben, „sie könne keine Beantwortung finden", als man hörte, der geliebte Landesvater kaufe deutsche Söldner auf, um sie damit zur unbedingten Unterwerfung zu zwingen, da bemächtigte sich Aller ein unbestimmtes Gefühl von Angst und Entsetzen. Keiner wußte, was zu thun, Alles sah sich stumm und fragend an, Alles zitterte, Alles schwankte — — — — Da plötzlich erschien der Gesunde Menschenverstand von Thomas Paine, und der Weg zur Rettung war gefunden.

Die Nachricht von der blutigen That von Lexington, welche alle Bewohner der Colonien in fiebrische Spannung gebracht hatte, war nämlich auch auf Paine nicht ohne Wirkung geblieben. Sie traf ihn wie ein Blitz aus heiterer Luft, schreckte ihn auf aus seinem erträumten Glück und erschütterte sein ganzes Wesen bis in die tiefsten Tiefen. Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen, die Brutalität der englischen Regierung stand nackt und ungeschminkt vor seiner Seele, und die Glorie, die ihn sonst abhielt, ihre Züge näher zu betrachten, war verschwunden. Ein scheußliches Raubthier, das in dem Leben eines unschuldigen Volkes umher wühlte und mit wilder Grausamkeit seine blutigen Zähne fletschte, stierte ihm jetzt entgegen, und sein warmes Herzblut gerann ihm in den Adern. Und auf der andern Seite das Volk, in das es seine mörderischen Klauen einsetzte — es war ein Muster der Arbeitsamkeit und Menschlichkeit, das nützlichste Volk auf der ganzen Erde und „die Würde und Ordnung, mit der es während der Aufhebung der alten Regierung alle seine Verhältnisse leitete, brachte ihn auf den Gedanken, daß ein wenig mehr als das, was die Gesellschaft auf natürlichem Wege von selbst verrichtete, alle Regierung sei, deren man bedürfe." Da fing es in ihm an zu gähren und zu brausen, und es jammerte ihn die Verblendung des Volkes, das von demselben Raubthier, das es zerfleischte, seine Rettung verlangte, und wie es ihn weiter und weiter trieb, den Herrlichkeiten Altenglands auf den Grund zu sehen, wie

immer widerlichere Fratzen ihm vom Throne, von den Sitzen der Minister, der Lords entgegenstarrten, wie das innerste Wesen der Monarchie ihm immer jämmerlicher und lügenhafter erschien, so tauchte in seiner Seele immer strahlender und herrlicher das Bild einer freien republikanischen Volksorganisation auf, wie sie seiner geliebten Amerikaner einzig würdig war. Da erhob er sich in dämonischer Kraft, riß mit kühner Hand dem gekrönten Moloch die Maske vom Gesicht, zerstörte die verderblichen Illusionen von der heiligen brittischen Freiheit und zeigte seinem Volke die Wege, wie es sich aus der Schmach der Knechtschaft retten, sich auf seine eigenen Füße stellen und seine erträumte Freiheit zu einer Wahrheit machen konnte. Hören wir, was Paine's ärgster Feind, der feile Cheetham, über die Wirkungen des „Gesunden Menschenverstandes" äußert.

„Dieses Pamphlet von 40 Octavseiten," so sagt er, „das durch den Vorschlag der Unabhängigkeit einem unterdrückten und verzweifelten Volke Rettung bot, erschien im Januar des Jahres 1776. Eine Sprache redend, welche die Colonisten gefühlt, aber nicht gedacht hatten, war seine Popularität, fürchterlich in ihren Folgen für das Mutterland, ohne Beispiel in der Geschichte der Presse. Zuerst dachte man, es stürze die Colonisten in das Verbrechen der Rebellion und zeige auf einen Weg, der unvermeidlich ins Verderben führe, drum las man es mit Unwillen und Unruhe, hatte aber der Leser (und Jedermann las es) sich vom ersten Schreck erholt und blätterte es zum zweiten Mal durch, so fand er durch seine Argumente, die seine innersten Gefühle nährten und an seinen Stolz appellirten, sich seine Hoffnungen neu beleben, und es wurde ihm klar, daß Gesunder Menschenverstand, gestützt auf die Hülfsquellen und Stärke der Colonien, so arm und schwach dieselben auch waren, allein im Stande sei, sie von der unerträglichen Unterdrückung zu retten, mit der sie alle bedroht waren. Und in den Augenblicken des Enthusiasmus, welche folgten, wurde der unbekannte Verfasser gefeiert, wie ein Engel vom Himmel, der heruntergekommen, durch seine zeitgemäßen, mächtigen und untrüglichen Rathschläge ein treues, aber mißbrauchtes, ein braves, aber verleumdetes Volk vor allen Schrecken der Sclaverei zu bewahren."

Und in einer Note fügt er bei: „Als der „Gesunde Menschenverstand" in Albany ankam, war daselbst die Convention von New-York in Sitzung. General Scott, ein Hauptmitglied, beunruhigt

über die Kühnheit und Neuheit seiner Argumente, theilte mehreren von seinen ausgezeichneten Collegen seine Besorgnisse mit und veranlaßte eine vertrauliche Versammlung für den Abend, um über eine Erwiederung zu berathschlagen. Sie kamen demnach zusammen, und Herr McKesson las das Pamphlet vor. Anfangs hielt man es allgemein für nothwendig und zweckmäßig, es sofort zu beantworten, als man sich aber nach den nothwendigen Argumenten umsah, beschloß man, sich zu vertagen und bald wieder zusammen zu kommen. Wenige Tage darauf versammelten sie sich also, aber so reißend schnell veränderte sich die Meinung durch alle Colonien zu Gunsten der Unabhängigkeit, daß sie am Ende übereinkamen, ihr nicht entgegen zu treten."

Die Worte des Gesunden Menschenverstandes waren dem Volke aus der Seele gesprochen. Das, was längst als Ahnung in Allen geschlummert hatte, trat ihnen hier mit Einem Mal als bestimmter Gedanke vor Augen. Und so klar, so überzeugend waren alle diese Worte, daß Jeder dachte, das hätte er auch sagen können, und gar nicht begriff, wie er nur nicht darauf gekommen. Jetzt war es Allen deutlich, daß nur die Unabhängigkeit sie retten konnte, und mit stolzem Bewußtsein fühlten sie sich zum ersten Mal Amerikaner und trotzten der ganzen Welt. Der Gesunde Menschenverstand verdeutlichte ihnen die Zwecke aller Staatenbildung, zeigte ihnen dann die Widersprüche in der englischen Constitution, die sie lange als das höchste Ideal der Vollkommenheit betrachtet, geißelte die Lächerlichkeiten der erblichen Monarchie und Aristokratie und hob dagegen die einfachen Grundsätze eines durchgeführten Repräsentativsystems hervor. Endlich deckte er die schwachen Seiten von Englands gefürchteter Macht auf, zeigte ihnen ihre eigenen Hülfsquellen und wies auf Frankreich und Spanien als ihre natürlichen Verbündeten, sobald sie sich unabhängig erklärt.

Die Colonisten erkannten in dem Allen jetzt Nichts, als ihre eigenen, geheimsten Gedanken. Sie waren in der That schon längst Republikaner gewesen, sie hatten es nur noch nicht gewußt, weil es ihnen noch nicht gesagt war, sie hatten in der That schon längst alle Anstalten zu ihrer Sicherheit und ihrem Glück auf repräsentativ-republikanischem Wege getroffen, und die englische Regierung hatte sie überall nur gehemmt, nirgends gefördert. Früher hatten sie freilich immer ihr eigenes Verdienst der Krone zugeschrieben, jetzt aber, da die Glorie verflogen war, sahen sie gut genug, daß die Krone ih-

nen noch nie etwas nütze gewesen war, daß sie ihnen nur Geld und Blut gekostet, und daß es viel zweckmäßiger war, sie als einen unnützen Ballast abzuwerfen. Der Gesunde Menschenverstand lehrte ihnen nichts Neues, er zeigte ihnen nur, was sie alle lange unbewußt ausgeübt hatten, und klärte sie auf über ihr eigenes Wesen und über ihre langgehegten Wünsche. Die Rechte der Menschheit, und die freien und unabhängigen Staaten von Amerika, die er ihnen zum ersten Mal mit großen leuchtenden Buchstaben vorzeichnete, waren bald in Aller Munde. Sie erschienen ihnen, wie ihr eigenstes Leben und rissen Alles mit sich fort in den Kampf.

Fünf Monate nach dem Erscheinen des Gesunden Menschenverstandes erfolgte die feierliche Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten. Was vorher Männern wie John Adams, Franklin, Jefferson, Patrick Henry, Washington noch fast unmöglich erschienen war, erfüllte sich jetzt schnell und leicht, denn das Volk war jetzt mit ihnen und schaarte sich fest und einig um ihre Banner. Der „Gesunde Menschenverstand," der in mehr als 100,000 Exemplaren durch die Colonien verbreitet war, hatte das scheinbar Unmögliche möglich gemacht. Die schnelle Verbreitung desselben war noch besonders durch die großartige Uneigennützigkeit des Verfassers erleichtert, der mit diesem Ergusse seines Geistes dem Volke ein freies Geschenk machte — ein Verfahren, das er bei all seinen späteren Schriften wiederholte.*)

Und weit entfernt, auf seinen Lorbeeren ruhen zu wollen, eilte jetzt Paine zur Armee, um auch mit den Waffen in der Hand für die Freiheit streiten zu helfen, die er als den Preis des Muthes verkündet. Er wurde gemeiner Soldat und theilte alle Gefahren und Mühseligkeiten jener düsteren Zeit. Wie der Dämon der Revolution begleitete er die edlen Krieger auf ihren dornenvollen Wegen,

*) Wir bemerken hier noch beiläufig, daß bald nach seiner Rückkehr von England Franklin zu Paine kam und ihm eine große Menge Materialien zur „Geschichte der Colonien" brachte. Dem Manne also, der erst wenige Monate in Amerika war, übertrug er eine Arbeit, für welche seine Mitbürger ihn selbst am Fähigsten hielten. Franklin aber war eben so weise, als bescheiden, und trat vor dem jüngeren, kräftigeren Manne zurück. Er erwartete bis zum Januar den ersten Band dieser Geschichte, damit, wie er sich ausdrückte, „das neue Jahr mit etwas ganz Neuem begonnen würde." Paine hatte aber damals schon seinen Gesunden Menschenverstand in Arbeit und machte nachher Franklin die Freude, ihm statt des ersten Bandes einer Geschichte das erste Exemplar dieses unvergleichlichen Pamphlets zuzuschicken.

und als gegen das Ende des Jahres 1776 ihr Muth zu sinken begann, als die unglücklichen Tage von Long Island den General Washington zwangen, sich auf New-York zurückzuziehen und mit großem Verlust die Forts Washington und Lee im Stich zu lassen, als auch die Muthigsten zu wanken begannen, und das ganze Volk im Begriff war, all seine Hoffnung aufzugeben, da erhob er wieder seine Stimme, und die verzweifelnden Krieger flogen zu kühnen Thaten, die schon zerstreuten Gesetzgeber von New-York organisirten sich mit der alten Ruhe, und das ganze Volk erwachte wieder zu neuem Leben.

Gegen Ende December des Jahres 1776 erschien nämlich die erste Nummer der „Krisis" mit der Unterschrift „Gesunder Menschenverstand". Dieses Flugblatt, das mitten unter den Gefahren und Mühseligkeiten des Feldlebens entstanden war, begann, wie folgt: „Dieß sind die Zeiten, die der Menschen Seelen prüfen. Der Sommersoldat und der Schön-Wetter-Patriot wird freilich in dieser Krisis vor dem Dienst seines Vaterlandes zurückbeben; wer aber jetzt aushält, verdient die Liebe und den Dank von Mann und Weib. Gleich der Hölle, läßt die Tyrannei sich nicht leicht vertilgen; doch bleibt uns Ein Trost: je schwerer der Kampf, desto herrlicher der Triumph. Was wir zu billig erkaufen, schätzen wir zu gering, der theure Preis ist es allein, der jedem Dinge seinen Werth giebt. Der Himmel versteht es, einen geeigneten Preis auf seine Güter zu setzen, und es wäre wahrlich sonderbar, wenn ein so himmlisches Gut, wie die Freiheit, nicht hoch angeschlagen wäre." Dieß sind Zeiten, fährt Paine fort, wo die aufrichtigen Freunde der Unabhängigkeit und die Heuchler sich scheiden, und in diesem Sinne segnet er alle Schrecken und Gefahren des Augenblicks. Uebrigens kann er nicht glauben, daß „Gott die Regierung der Welt aufgegeben und sie der Sorge von Teufeln übergeben hat," noch kann er einsehen, „auf was für einen Grund der König von England Hülfe gegen sie vom Himmel erwarten kann, worauf ein gewöhnlicher Mörder, Dieb und Straßenräuber eben so gute Ansprüche hat, als er." Nein, nur um die Schafe von den Böcken, die Tories von den Republikanern, die feigen Verräther von den ächten Söhnen der Freiheit zu scheiden, ist diese Zeit des Unglücks erschienen. Und dann geht er über auf den Wechsel des Kriegsglücks, der oft siegreiche Armeen mit panischem Schrecken zurückwirft, und führt endlich in ruhiger Weise das Bild ihrer eben überstandenen Gefahren an den halb aufgeriebenen Sol-

daten vorüber. Er giebt die feigen Friedenspropheten, denen die Unabhängigkeitserklärung noch zu früh gekommen, der allgemeinen Verachtung preis und hebt dagegen die Männer mit warmem Herzen hervor, „die mit ihren Thaten ihren Glauben beweisen.“ „Das Herz, das jetzt nicht fühlt,“ sagt er sodann, „ist todt, das Blut seiner Kinder wird die Feigheit dessen verfluchen, der zu einer Zeit, wo ein Wenig das Ganze hätte retten und s i e glücklich machen können, zurückbebt. Ich liebe den Mann, der da lächeln kann im Augenblick der Gefahr, der sich aus dem Unglück Kräfte sammeln und durch Nachdenken tapfer werden kann. Es ist die Sache kleiner Seelen, zurückzubeben; der aber, dessen Herz fest ist, und der ein ruhiges Gewissen hat, das sein Verfahren billigt, wird seine Grundsätze vertreten bis in den Tod.“ — „Mag man mich auch einen Rebellen nennen, ich kümmere mich Nichts darum, aber ich würde Höllenqualen erdulden, müßte ich meine Seele zu einer Hure machen und einem Menschen Treue schwören, der den Charakter eines dummen, albernen, eigensinnigen, werthlosen, viehischen Mannes hat. Auch wäre es für mich ein gräßlicher Gedanke, Gnade zu empfangen von einem Wesen, das am jüngsten Tage zu den Felsen und Bergen jammern wird, ihn zu bedecken und mit Entsetzen fliehen vor den Waisen, den Wittwen und den Erschlagenen von Amerika.“ Er zerstreut den falschen Schein eines erlogenen Friedens und stellt in grellen Farben die Folgen des Sieges und der schmählichen Unterwerfung einander gegenüber. „Durch Ausdauer und Tapferkeit,“ so schließt er, „gewinnen wir die Aussicht auf einen glorreichen Ausgang, durch Feigheit und Unterwerfung die traurige Auswahl von einer Reihe von Uebeln — ein geplündertes Land — entvölkerte Städte — Wohnungen ohne Sicherheit und Sklaverei ohne Hoffnung — unsere Häuser in Barracken und Bordelle verwandelt für die Hessen, und ein künftiges Geschlecht zu versorgen, deren Väter wir nicht kennen. Sehet hin auf dieses Bild und weinet, und giebt es noch Einen gedankenlosen Wurm, der nicht daran glaubt, so mag er es unbeklagt erdulden.“ Die Wirkung dieses Blattes, das auf jeder Wache laut vorgelesen wurde, war ungeheuer. Milizen, die schon zu Haus gegangen waren, kehrten beschämt zurück, und ein Geist des Muthes, der Ausdauer war in die Armee gekommen, der Washington befähigte, Wunder damit zu thun. Die Ueberrumpelung von Trenton wäre sonst eine Unmöglichkeit gewesen. Der „Gesunde Menschenverstand,“ der einst mit so unwiderstehli-

cher Gewalt das amerikanische Volk in den Kampf für seine Unabhängigkeit getrieben hatte, trat hier zum zweiten Male rettend und helfend in die Drangsale der Zeit und schuf einen Heroismus, wie ihn die Welt noch nie gesehen, und das in einer Armee, die eben auf dem Punkte stand, sich aufzulösen. Der Eingang der ersten Nummer der Krisis: „Dieß sind die Zeiten, die der Menschen Seelen prüfen," wurde zu einem amerikanischen Sprichwort, das noch heute von Tausenden gebraucht wird, die keine Ahnung von seinem Ursprung haben. Man sieht daraus, wie tief diese Worte dem amerikanischen Volke in die Seele gegriffen haben müssen, da alle Verleumder des Verfassers es nicht vermochten, sie heraus zu reißen.

Unmittelbar nach der ersten Nummer der Krisis veröffentlichte Paine einen Brief an die Quäker. Diese frommen Leute oder ein Theil von ihnen hatten sich nämlich beikommen lassen, eine Addresse an das amerikanische Volk zu richten, in der sie „ihren alten Glauben im Verhältniß zum König und der Regierung" darstellten und sich als Apostel des Friedens in religiösem Abscheu gegen den gegenwärtigen Krieg mit England erklärten. Paine behandelt sie mit der größten Humanität, äußert nicht ein Wort gegen ihren Glauben, beweist ihnen aber aus ihren eigenen Worten, daß sie entweder auf dem Irrwege sind oder mit ihren frommen Lehren ein falsches Spiel treiben. Er fragt sie ganz einfach, warum sie nicht den König verdammen, der den Krieg herbeigeführt, sondern diejenigen, die sich gegen seine räuberischen Einfälle vertheidigen. Er zeigt ihnen, daß des Königs Geschäft Krieg, daß aber das Ziel der Amerikaner Frieden für immer ist, und daß sie weder Könige einsetzen, noch absetzen, sondern bloß Nichts mehr mit ihnen zu thun haben wollen. Und dann sagt er ihnen „ohne Aerger und Empfindlichkeit Lebewohl, mit dem aufrichtigen Wunsche, daß sie stets als Menschen und Christen in vollem Maße und ohne Unterbrechung jedes bürgerliche und religiöse Recht genießen und ihrerseits beitragen mögen, Andern dasselbe zu sichern, daß aber das unkluge Beispiel, welches sie gegeben, die Religion mit der Politik zu vermischen, von jedem Einwohner von Amerika verworfen und mißbilligt werden möge."

Wenige Tage später, am 17. Januar 1777, erschien die zweite Nummer der Krisis. Sie ist an Lord Howe gerichtet, der so eben eine Proclamation erlassen hatte, in welcher den Amerikanern Gnade gegen Unterwerfung versprochen und „allen solchen Personen, die

unter dem Namen von allgemeinen oder provinciellen Congressen, Committees, Conventionen oder andern Associationen" versammelt seien, befohlen wurde, „all solches hochverrätherische Thun und Treiben einzustellen". Paine macht in ächt republikanischem Geiste seine Anmaßungen zu nichte und stellte dem „Schwerdte des Krieges, der ultima ratio regum" (dem letzten Grunde der Könige) „das Schwerdt der Gerechtigkeit, die beste Geißel der Tyrannen" gegenüber. Er zeigt ihm, daß „der Continent von Amerika zu groß ist, um auf einmal zu schlafen", und daß auch der leiseste Schleicher nicht im Stande ist, ihn unversehends zu überrumpeln. Er belehrt ihn, daß nicht der Congreß, sondern das Volk durch ihn sich unabhängig erklärt hat, und daß es demselben nicht in den Sinn kommt, England darum um Erlaubniß zu fragen. Uebrigens dankt er ihm, daß er auf seinen Schleichwegen so viele verborgene Tories in sein Lager gelockt und zu offenen Verräthern gemacht hat, denn nun kommen ihre Güter der Republik zu Gute, die sie confisciren und damit die Kriegskosten bezahlen wird. Indeß ist es „grausam und unmenschlich" von Lord Howe, diese armen Creaturen durch seine Versprechungen so ins Unglück zu stürzen. „Denn was können sie mehr hoffen, als gleich Vagabunden die Erde zu durchwandern? Sie können ihnen nächstens sagen, sie sollen von Amerika und Allem, was sonst ihr Eigen war, Abschied nehmen. Empfehlen Sie sie zu ihrem Trost dem Hofe Ihrer Majestät; dort können sie vielleicht von den Brocken eines faullenzenden Schlemmers ein kümmerliches Leben fristen und sich unter Tausenden von ihres Gleichen Gesellschaft suchen. Der Verräther ist der stinkendste Bösewicht auf Erden." Er fährt dann fort, das heuchlerische Verfahren des Lords bloß zu stellen, der auf der Einen Seite von Frieden und Humanität spricht, während er auf der andern Seite den unerhörtesten Grausamkeiten freien Lauf läßt und nur darin Gerechtigkeit übt, daß er alle ohne Unterschied plündert. Er zeigt ihm dann die Unweisheit seines Verfahrens im Felde, wo Washington überall sein Meister ist, und hält ihm die Unmöglichkeit der Eroberung Amerikas vor Augen. Wenn er auch alle Städte an der Küste einnimmt, so hat er doch noch Nichts gewonnen, denn die Amerikaner können sich immer tiefer in die Wälder zurückziehen und ihm Alles wieder nehmen, ehe er sich's versieht. Dabei können sie sich eine Zeit lang zerstreuen und das Feld bauen, um zur rechten Stunde wieder zusammen zu sein. Die englische Armee kann ihnen dahin nicht folgen, denn wenn ihre

Kräfte sich zu sehr zersplittern, so werden sie vereinzelt überfallen und aufgerieben. Er hat es hier nicht mit einer kleinen Insel, wie England, sondern mit einem unermeßlichen Continent und einem Volk von Kriegern zu thun. Je mehr er zu gewinnen scheint, desto mehr verliert er 2c. Mit solchen Worten, die er als amerikanischer Soldat zum General der feindlichen Truppen spricht, ermuthigt Paine die Seinen und macht sie ihres endlichen Sieges gewiß. Die Vergleichung der natürlichen Kräfte Englands und Amerikas giebt dabei den Ausschlag. „Und was liegt uns daran, ob wir jetzt Nichts zu essen haben, als Brod, was fragen wir danach, ob uns die Kleider vom Leibe fallen, was bedeuten die Unbequemlichkeiten von ein paar Monaten gegen die tributpflichtige Knechtschaft von Jahrhunderten?" Ob so etwas auf ein Soldatenherz wirkt, brauchen wir nicht erst zu sagen. Sie überzeugten sich namentlich beim Rückblick auf den glorreichen Tag von Trenton, daß „all ihr früheres Unglück nur verkleidetes Glück war", schlossen sich mit neuer Liebe an ihren General und gingen in dem festen Glauben, „die Amerikaner können nie geschlagen werden", den Gefahren der Zukunft entgegen.

Die dritte Nummer der Krisis erschien am 19. April. Sie hatte zum Zweck, den Sinn für die Unabhängigkeit und ein ächt republikanisches Leben immer fester zu machen und zu neuen Anstrengungen zu ermuthigen. In diesem Sinne verweilt sie bei der Zeit, die bereits überstanden ist, schildert die erste Entwicklung der Revolution, stellt die Nothwendigkeit und Zweckdienlichkeit der Unabhängigkeitserklärung in das schlagendste Licht und geißelt schonungslos die Halben und Flauen, die noch immer nicht wissen, wohin sie sich zu wenden haben.

Und dies war die letzte Nummer, die er als Soldat schrieb. Ein Beschluß des Congresses machte ihn zum „Secretär des Committees für auswärtige Angelegenheiten", und so mußte er die Armee verlassen, um dieser neuen Stellung zu genügen. Daß er in der Armee bei Allen in gutem Ansehen gestanden hatte und bei Hoch und Gering stets ein willkommener Gast gewesen war, brauchen wir wohl kaum zu bemerken. Dort, wo man seine ungeheuren Verdienste in ihrer Unmittelbarkeit fühlte, wußte man am Besten, was man auf ihn zu halten hatte. Und daß ihn der Congreß von seiner wichtigen Stellung in der Armee nicht abrief, um ihn zum „Copiren und Heften von Aktenstücken" zu verwenden, wie Cheetham insinuirt, son-

dern weil er seine Talente nothwendig gebrauchte, versteht sich wohl auch von selbst. Es genügt uns, zu wissen, daß die ganze auswärtige Correspondenz seiner Sorge anvertraut wurde, daß alle officiellen Briefe von ihm erbrochen und gelesen und dann dem Committee für auswärtige Angelegenheiten vorgelegt wurden, um einen Begriff von seiner damaligen Stellung zu bekommen. Der kleine Gehalt von $800, aus dem Cheetham die Unbedeutendheit seines Amtes herleiten will, war höchstens ein Zeichen von der haushälterischen Staatsverwaltung jener Zeit.

Doch wenn Paine nun auch persönlich nicht mehr bei der Armee war, so blieb er ihr im Geiste doch stets nahe. Er gehörte, wie selbst Cheetham sagt, in der That so nothwendig dazu, wie das schwere Geschütz. Drum bewachte er auch aus der Ferne alle ihre Bewegungen, und wo er sie wanken sah, schleuderte er wieder eine Krisis unter sie. Da durchschauerte sie der Dämon der Revolution, und alle Zaghaftigkeit war verschwunden. Nach der unglücklichen Schlacht bei Brandywine im September 1777 erschien die vierte Nummer der Krisis, und im März, im October und November des folgenden Jahres die fünfte, sechste und siebente. Und aus allen weht dieselbe belebende Kraft, derselbe unerschütterliche Glaube. Der erhebende Gedanke, daß „sie nicht kämpften, um ein Land zu unterjochen, sondern es zu befreien und auf der Erde Platz zu machen für ehrliche Leute", hielt Washingtons Schaar in allen Nöthen aufrecht, und auch in den widerwärtigsten Lagen fühlten sie triumphirend nach, was die alte bewährte Stimme des „Gesunden Menschenverstandes" ihnen zurief: „Wenn England kaum noch bemerkbar sein wird unter den Mächten der Erde, dann wird Amerika blühen, des Himmels Wonne und der Menschheit Paradies."

Im Januar 1779 führte Paine unter der Ueberschrift: „Der Gesunde Menschenverstand an Silas Deane" einen heftigen Zeitungskrieg, der ihm am Ende seine Stelle als Sekretär des Committees für auswärtige Angelegenheiten kostete. Genannter Silas Deane war nämlich so eben darüber aus, ein schändliches Spiel zu treiben, wozu ihm ein eigenthümliches Geschäft, das er als Bevollmächtigter des Congresses vermittelt, Gelegenheit gab. Im Jahre 1776, als England und Frankreich äußerlich noch in den freundschaftlichsten Verhältnissen standen und von einem Bündniß Frankreichs mit Amerika öffentlich noch gar keine Rede war, weil man nicht wußte, ob die Amerikaner sich halten würden, brachte die geheime Politik

des französischen Cabinets es gleichwohl mit sich, den Unabhängigkeitskrieg derselben unter der Hand auf jede Weise zu unterstützen. Drum wurde ihnen schon damals mit der größten Bereitwilligkeit das Arsenal des Königs geöffnet und eine große Menge von Kriegsvorräthen im Werth von einer Million zum Geschenk gemacht. Um aber der Sache einen legitimen Anstrich zu geben, wurden dieselben auf den Namen eines Kaufmanns, des Herrn Beaumarchais, verschickt und an ein fingirtes Haus in den Vereinigten Staaten consignirt. So sah das Ganze aus, wie ein gewöhnliches kaufmännisches Geschäft, womit die französische Regierung Nichts zu thun hatte. Dabei wurden die amerikanischen Geschäftsträger eidlich verpflichtet, die Schenkung solle ein Geheimniß bleiben. Die Versendung wurde von Beaumarchais und Deane besorgt, welcher letztere bei dem ganzen Handel im Namen des Congresses vorzüglich thätig gewesen war. Nun aber trat derselbe Deane plötzlich vor den Congreß, behandelte, was man damals erdichtet, als Wahrheit, behauptete, jene Kriegsvorräthe seien von Beaumarchais aufgekauft und dem Congreß großmüthig creditirt worden, und verlangte auf Grund dessen im Namen Beaumarchais' Bezahlung. Dabei hegte er das feste Vertrauen, der Congreß werde eher in die Bezahlung einer ungerechten Forderung willigen, als das damalige Verfahren Frankreichs bloß stellen. Und der Congreß wankte schon, da trat Thomas Paine ins Mittel, der lieber für einen unzuverläßigen Beamten gelten, als so einen schamlosen Betrug hingehen lassen wollte. Er kannte die Verhältnisse sehr genau, und alle darauf bezüglichen Papiere waren in seinen Händen. Er trat darum vor das Publikum, nannte Deane einen ehrlosen Verräther und Betrüger und ließ ihm merken, daß er nöthigenfalls beweisen könne, was er behaupte. Deane wurde aber in seinen Forderungen immer unverschämter und der Congreß immer nachgiebiger, da stieg Paine's Wuth auf Höchste, und als am Ende nichts Anderes mehr übrig blieb, gebrauchte er die Worte: „Wenn Herr Deane oder ein anderer Herr sich vom Congreß die Erlaubniß holen will, einen Bericht in meinem Büreau durchzusehen, oder wenn einer von Herrn Deane's Freunden im Congreß sich die Mühe nehmen will, selbst herzukommen, so will ich ihm dienen und aus einer Handschrift, die Herr Deane sehr gut kennt, beweisen, daß die Kriegsvorräthe, mit deren Sendung er sich so pomphaft schmückt, versprochen und angewiesen waren, und zwar als Geschenk, ehe er nach Frankreich kam." Der französische Gesandte, der diese

Worte las, wandte sich deßhalb sofort an den Congreß, und da fanden Manche, die schon lange mit scheelen Augen Paine's stets im Wachsen begriffene Popularität betrachtet hatten und seinen Republikanismus von ganzer Seele haßten, eine willkommene Gelegenheit, ihrem Unmuth Luft zu machen. Der „Bruch der amtlichen Verschwiegenheit," der hier doppelte Entschuldigung hätte finden sollen, da die totale Veränderung der Stellung Frankreichs zu England seit dem Abschluß der Allianz des ersteren mit Amerika die Wichtigkeit dieses Geheimnisses ganz aufgehoben hatte, war hier für viele neidische Seelen ein willkommener Grund, Paine's Charakter zu verlästern. Die Verhandlungen über diesen Gegenstand gehören zu den jämmerlichsten, die je die Hallen unserer Centralgesetzgebung geschändet haben. Die Etiquette gegen Frankreich verlangte es, eine offenbare Lüge in die heiligen Urkunden unserer Geschichte einzuschwärzen, Paine wurde officiell der Unwahrheit geziehen und das Geschenk als kein Geschenk erklärt. Freilich hütete man sich wohl, Paine zu hören, der deutlich genug auf die Aktenstücke aus der geheimen Correspondenz hinwies, welche die Wahrheit seiner Aussage bestätigten. Man wollte Nichts wissen, und Paine wurde ein Opfer seines redlichen Willens. Als er den Beschluß des Congresses, ihn nicht hören zu wollen, erfahren, sandte er seine Resignation ein und schloß mit folgenden Worten: „Da es mit meinem Charakter als Freimann unverträglich ist, mich darin zu fügen, ungehört gerichtet zu werden, darum halte ich es für meine Pflicht, um jenen Charakter zu behaupten und mir jenes Recht zu bewahren, auf das Amt des Sekretärs des Committees für auswärtige Angelegenheiten zu resigniren; und ich resignire hiermit auf dasselbe."

So war denn Paine wieder plötzlich aller Mittel zu seinem Lebensunterhalt beraubt, er bedachte sich aber nicht lange und wurde Schreiber bei einem Advokaten, um ein ehrlicher Mann zu bleiben. Und er ließ sich nicht abschrecken und verfolgte den Streit gegen Deane mit solcher Energie, daß am Ende Allen die Augen aufgingen und der schurkische Betrüger mit Schimpf und Schande aus dem Lande fliehen mußte. Er ging nach England, wo er später mit dem Verräther Arnold in freundschaftlichen Verhältnissen lebte, bis er am Ende ganz verscholl. Und wenn auch viele Mitglieder des Congresses Paine als Menschen hingestellt hatten, der sich für immer alles Vertrauens unwürdig gemacht habe, so hielt das Volk doch noch

fester an ihm, als vorher, und sein Patriotismus litt dadurch eben so wenig. Auch wurde ihm bald darauf ein sichtbarer Beweis geliefert, daß er das öffentliche Vertrauen noch nicht verscherzt, — die Legislatur von Pennsylvanien erwählte ihn zu ihrem Schreiber.

Im März des Jahres 1780 erschien die achte Nummer der Krisis und im folgenden Juni die neunte. Sie sind voll des alten Geistes und wirken mit gleicher Energie auf die Hebung des republikanischen Bewußtseins. Die erstere ist an das Volk von England gerichtet, zeigt demselben die Thorheit aller Versuche seines Tyrannen, Amerika zu erobern und stellt dem engherzigen Nationalstolz des Britten die weltumfassende Humanität des Amerikaners gegenüber. Die letztere nimmt der Nachricht von der Eroberung von Charleston durch den Feind, die so eben eingetroffen war, alles Entmuthigende und benutzt das Ereigniß, die Müden wieder aufzuschrecken und sie mit neuem Ernst in die letzten entschiedenen Kämpfe zurückzurufen. Die zehnte Nummer, welche am 6. October erschien, klärt das Volk über die traurige Lage der öffentlichen Finanzen auf, zeigt ihm die durch das Sinken des Papiergeldes herbeigeführte Ungleichheit zwischen den Ausgaben und Einnahmen auf und bringt neue Steuern in Vorschlag, um die Armee vor Mangel zu schützen. Und so erschienen noch sechs Nummern, die alle mit derselben Wirksamkeit in das innerste Leben der Zeit eingriffen. Sie hielten den Geist der Revolution wach, verbreiteten Licht und Feuer rund um sich her, schufen eine heilige Begeisterung für ein freies republikanisches Leben auf der Basis der Menschenrechte und trugen nicht wenig bei, jenen Geist der Eintracht zu erhalten, der nachher die Union der amerikanischen Freistaaten begründete. Die letzte Nummer erschien nach Abschluß des Friedens, am 9. December 1783. Sie ermahnt zur Einheit als dem einzigen Wege zur Macht und Würde, verlangt eine dauernde Union der Staaten als die einzige Garantie ihrer Sicherheit und ist voll ächten „amerikanischen Gefühls.“ Und alle diejenigen, die nur einen Funken von diesem „amerikanischen Gefühl“ in ihrer Brust haben, mögen sie sonst von Thomas Paine denken, was sie wollen, können seinen „Gesunden Menschenverstand“ und die sechszehn Nummern seiner Krisis nicht ohne tiefe, religiöse Bewegung lesen. Wer dabei kalt bleiben kann, ist kein Amerikaner, mag er geboren sein, wo er will.

Außer der Krisis schrieb Paine während des Revolutionskrieges noch zwei Broschüren. Die eine hieß: „Oeffentliches Wohl“ und

erschien im Jahre 1780. Sie bestritt die ausschweifenden Ansprüche Virginiens auf den ganzen Westen des nordamerikanischen Festlandes, welche dieser Staat mit einer alten Schenkungsakte begründen wollte. Er bestritt dieselben zuerst vom Standpunkte des Gesammtinteresses der Union, wies dann die Ungültigkeit der vorgebrachten Akte nach und bewies endlich auch noch mit der schlagendsten Feinheit aus den Buchstaben dieser Akte selbst die Unbegründetheit der gemachten Ansprüche. Obgleich die Sache selbst jetzt ihr Interesse verloren hat, so war sie doch damals eine Lebensfrage für die Union, und Paine's Behandlung ist und bleibt ein Muster von Klarheit und Eindringlichkeit. Die zweite dieser Broschüren ist der „Brief an den Abbe Raynal," worin die Darsteilung der Geschichte der amerikanischen Revolution, die dieser berühmte Schriftsteller geschrieben hatte, berichtigt und der Charakter des amerikanischen Volkes von den Flecken gereinigt wurde, welche Unwissenheit und Bosheit darauf geworfen.

Aber nicht allein als Schriftsteller war er unablässig thätig für die Unabhängigkeit und Freiheit seines Volkes, auch sonst scheute er keine Mühe und kein Opfer, sich ihm verdienstlich zu beweisen. Als die finanzielle Noth am Höchsten stieg, und die allgemeine Muthlosigkeit so weit ging, daß nach Verlesung eines Brief's von Washington über den Stand der Armee, die nahe daran war, sich aus Mangel am Nöthigsten aufzulösen, ein Mitglied in der Assembly von Pennsylvanien äußerte, „dann sei es wohl am Besten, die Sache gleich ganz aufzugeben," eröffnete Paine auf seine eigene Hand eine Subscription und unterzeichnete selbst in erster Stelle seinen ganzen jährlichen Gehalt von 500 Dollars. Die gesammte Subscription belief sich bald auf 300,000 Pfund, womit eine Bank gebildet und den Bedürfnissen des Augenblicks abgeholfen wurde. Um dieselbe Zeit entwarf Paine einen Brief an den französischen Minister Vergennes, worin er die Lage der Dinge mit lebhaften Farben schilderte und ihn ersuchte, „Frankreich möchte den Vereinigten Staaten als Geschenk oder Anleihe eine Million Pfund Sterling übersenden und die Sendung jedes Jahr wiederholen, bis der Krieg zu Ende sei." Der Brief wurde nicht abgeschickt, weil der Sekretär der französischen Gesandtschaft, der ihn las, dagegen einwarf, „eine Million, die aus einem Lande ginge, erschöpfe es mehr, als zehn, die darin ausgegeben würden," indeß sah ihn ein Mitglied des Congresses und brachte in Folge dessen die Sache zur Berathung,

worauf beschlossen wurde, einen Bevollmächtigten an den Hof von Frankreich zu schicken. Oberst Laurens, der zur Vermittelung dieses Geschäfts ernannt wurde, bat Paine auf das dringendste, ihn zu begleiten. Und so segelten sie dann im Februar 1781 zusammen nach Frankreich, erwirkten mit Franklins Hülfe sechs Millionen Livres als Geschenk und zehn Millionen als Anleihe und kamen mit zwei und einer halben Million in Silber und einem Schiff voll Kriegsvorräthen im August desselben Jahres zurück.

Gegen Ende des Krieges lebte Paine ziemlich ärmlich, da er mit unbeugsamer Strenge an dem Grundsatz festhielt, für seine Schriften Nichts bezahlt zu nehmen. Daß darum aber seine Thätigkeit nie erschlaffte, und er bis zur Festsetzung des Friedens den Gang der Ereignisse mit seiner Krisis begleitete, haben wir schon bemerkt.

Als endlich die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten glücklich durchgekämpft und durch die Zeichnung des Friedenstractats selbst von dem stolzen König von Groß-Brittannien besiegelt war, gedachten in Amerika viele Männer des Volks auch des Mannes, der sie zuerst mit kühnem Seherblick auf das köstliche Gut hingewiesen, das jetzt ihr eigen geworden und dessen mächtige Stimme sie in der Zeit der Krise so oft aufrecht erhalten und vor Verzweiflung bewahrt.

Washington, der seine wichtigen Dienste am Besten kannte, war nun auch der Erste, der ihn begrüßte und seine Nahrungssorgen zu heben suchte. Sobald er von seiner Stelle als Befehlshaber der Armee entlassen war, machte er im Congreß den Antrag, Thomas Paine zum „Geschichtschreiber der Vereinigten Staaten" zu ernennen und ihn auf Zeit seines Lebens anständig zu versorgen. Der Congreß aber, der größten Theils noch aus denselben Mitgliedern bestand, die im Jahre 1779 Paine als einen Mann behandelt und dargestellt hatten, der des öffentlichen Vertrauens unwürdig sei, konnte es noch nicht über sich gewinnen, dem Verfasser des „Gesunden Menschenverstandes" Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Der Antrag Washingtons wurde verworfen. Als aber ein Jahr später Thomas Paine selbst eine Eingabe an den Congreß machte, in der er ihn ersuchte, ihn für den Verlust, den er früher durch die Herabsetzung des Papiergeldes an seinem Gehalt erlitten, zu entschädigen, fühlte man endlich allgemein, daß man in Bezug auf Paine etwas gut zu machen hätte, und passirte folgenden Beschluß:

„Beschlossen,

daß die zeitigen, freiwilligen und fortgesetzten Arbeiten von

Herrn Thomas Paine, der durch geistvolle und zeitgemäße Publicationen über die Natur der Freiheit und der bürgerlichen Regierung die Principien der letzten Revolution erklärte und einschärfte, von den Bürgern dieser Staaten wohl aufgenommen sind und die Anerkennung des Congresses verdienen, und daß in Anbetracht dieser Dienste und der Wohlthaten, die sie hervorgebracht, Herr Paine auf eine liberale Belohnung von Seiten der Vereinigten Staaten berechtigt ist."

An diese Resolution knüpfte sich dann die zweite, Paine ein Geschenk von $3000 zu machen. Fast gleichzeitig schenkte ihm der Staat Pennsylvanien durch seine Legislatur $2500 und der Staat New-York eine schöne Farm bei New-Rochelle. Die Farm war von nicht unbedeutendem Werth, sie war früher das Eigenthum eines Royalisten und jetzt vom Staat confiscirt. Sie enthielt 300 Acker Land im Zustande der besten Cultivation, ein steinernes Haus und Alles, was sonst dazu gehörte. Die Legislatur von Virginien war auch eben im Begriff, Paine's Verdienste durch ein reiches Geschenk zu belohnen, da kam aber seine Broschüre „Oeffentliches Wohl", und der bezügliche Antrag wurde verworfen, freilich auch jetzt noch nur mit Einer Stimme Mehrheit. Dabei verdient noch besonders hervorgehoben zu werden, daß Paine es wußte, daß man in der Legislatur in Virginien damit umging, ihm ein Geschenk zu machen, als er jene Broschüre schrieb. Er ließ sich aber dadurch nicht bewegen, die Veröffentlichung seiner Broschüre auch nur einen Tag zu verschieben.

Die erwähnten Demonstrationen zeigen hinreichend, daß man damals Paine's Verdienste wohl zu würdigen wußte, und daß man ihn wegen seines Streits mit Deane nicht zu ewiger Infamie verurtheilte, wie die Feinde der demokratischen Freiheit es noch heute gern thun möchten. War Paine darin als Beamter nicht zu entschuldigen, so war er es als Amerikaner und als Mensch gewiß, und das Volk wußte es wohl zu würdigen, daß er lieber sich selbst schadete, als ihm Unrecht thun ließ.

Alle ächten Republikaner schätzten Thomas Paine hoch, denn sie wußten, was sie an ihm hatten, alle geheimen Royalisten aber haßten ihn, wie die Pest. Und daß es unter den Häuptern der Revolution namentlich bei ihrem Beginn viele geheime Royalisten gab, ist nur zu gewiß. John Adams z. B. rühmte sich noch als Präsident der Vereinigten Staaten, daß er zur Zeit der Unabhängigkeitserklä-

rung Nichts gewollt habe, als die uralten Freiheiten ihrer Vorfahren vertreten, und er tadelte nach dem ersten Lesen des „Gesunden Menschenverstandes" Thomas Paine, weil er gegen die Monarchie geschrieben. Den Schwärmern für's Königthum war nun freilich der Spaß verdorben, seit der „Gesunde Menschenverstand" den Glauben an den „uralten" Thron Altenglands gestürzt hatte, waren auch ein amerikanischer König und eine amerikanische Geburtsaristokratie Unmöglichkeiten geworden. Die armen Schwärmer! sie hatten wohl recht, auf Thomas Paine und seinen plumpen Menschenverstand böse zu sein.

Als Franklin von Frankreich zurückkam, wurde Paine sein täglicher Gast. Sein Haus war der Sammelplatz aller Männer des Volks, und Paine war einer der größten und bewährtesten unter ihnen. Franklin genoß das befriedigende Gefühl, ihn seinem Vaterlande zugeführt zu haben, und Paine sprach bis an's Ende seines Lebens von keinem Menschen mit so unveränderter Ehrfurcht, als von Benjamin Franklin. Das waren zwei Männer, wie die Welt wenige gesehen! Wahrlich, sie konnten sich achten und lieben, und sie thaten es auch.

Als aber endlich Paine die Freiheit Amerikas fest begründet sah, als er sah, wie die Menschen auf dieser Seite des Oceans anfingen, die Früchte ihrer Revolution zu genießen, als er sah, wie unter den segnenden Garantien der Republik eine neue verheißungsvolle Generation aufsproßte, da ließ es ihm daselbst nicht länger Ruhe. Auch drüben auf der andern Seite des Oceans gab es noch Menschen, die ein gleiches Loos verdienten, auch in Frankreich, in England, in Spanien, in Deutschland gab es Völker, die von brutalen Tyrannen frech zertreten wurden, weil sie sich selbst, weil sie ihre eigene inwohnende Kraft und Herrlichkeit nicht kannten, und auch dort konnte er wirken, auch dort konnte er Gesunden Menschenverstand verbreiten, auch dort konnte er große Revolutionen entzünden helfen. Kurz, er konnte nicht länger bleiben und den Segen der Freiheit genießen, er mußte wieder kämpfen und immer kämpfen bis an sein Lebensende, das war nun einmal seine Natur, sein einziges Glück. Also im April des Jahres 1787 ging er wieder unter Segel, die Befreiung der Menschheit im Herzen. Wilde Schaaren von großen Gedanken geleiteten ihn hinüber von Revolution zu Revolution, und nach wenigen Wochen brannte Frankreichs fiebernder Boden unter seinen Füßen.

Als Thomas Paine nach Paris kam, hatten daselbst soeben die Vorspiele der Revolution begonnen. Von Geldverlegenheiten gedrängt hatte Ludwig XVI. auf den Rath seines Ministers Calonne eine Versammlung von Notabeln, d. h. Männern von Macht und Ansehen, die er selbst gewählt, berufen, um sich von ihnen neue Finanzquellen eröffnen zu lassen. Eine ähnliche Versammlung hatte 200 Jahre vorher im Jahre 1687 stattgefunden. Doch der neue Geist, der sich überall in Frankreich offenbarte, verkündete schon damals allen tiefer blickenden das Herannahen einer neuen, großen Zeit, die sich durch kein Quacksalbermittel aufhalten ließ. Was das Drängen der Jahrhunderte, was die Philosophen der letzten Jahrzehnte, was der Anblick der amerikanischen Revolution vorbereitet, mußte nun bald zum Durchbruch kommen. Die Berufung der Notabeln war das erste Signal zum Kampf. Alle Männer des Volks rückten näher zusammen, und eine dumpfe Ahnung von den Dingen, die da kommen sollten, ging durch das ganze Land. Der Zirkel von Franklins alten Freunden in Paris wurde der Mittelpunkt der ersten Bewegung, und so kam Thomas Paine gleich mitten hinein ohne erst lange suchen zu müssen. Seine alte Freundschaft mit Lafayette vom amerikanischen Kriege her, seine dringenden Empfehlungen von Franklin an Rochefoucauld u. a., vor Allem aber sein „Gesunder Menschenverstand" machten ihn bei allen freien Männern willkommen, und Jeder rechnete es sich zur Ehre an, ihn in seine trautesten Kreise einzuführen. Dort unter den Vorkämpfern der Freiheit oder, wie Cheetham sie nennt, „unter den blutdürstigen Banditen," „den schwarzen Conspiratoren gegen Alles, was dem Menschen theuer und heilig ist," traf er auch seinen alten Freund Thomas Jefferson, der mit derselben Begeisterung, wie er, die Morgenröthe der europäischen Freiheit heraufsteigen sah.

Je mehr aber Thomas Paine's innerste Seele aufjauchzte, als er die Veränderung gewahrte, die mit dem französischen Volke vorgegangen war, je erquickender und belebender der frische Hauch einer werdenden Schöpfung auf ihn eindrang, desto unwiderstehlicher drängte es ihn fort nach England, das in den Strudel der kommenden Weltbewegung hineingezogen werden mußte, sollte sie frei und ungestört ihren Lauf um die Erde vollenden. Schon seit langer Zeit hatte er sich mit dem Gedanken getragen, das englische Volk zu revolutioniren. Zu ihm konnte er in seiner eigenen Sprache sprechen, er kannte alle seine Sympathien, alle seine Leiden und Gebre=

chen, mußte es ihn darum auch nicht verstehen, wenn er ihm die Wege zeigte, sich selbst zu helfen? — Schon während des Unabhängigkeitskrieges, im Jahre 1780, schmiedete er Pläne, nach England überzusetzen und dem Volke über die Thorheit seiner Minister die Augen zu öffnen, aber die dringenden Bitten des General Greene, dem er sein Vorhaben vertraut, hielten ihn zurück. Später, als er mit Oberst Laurens in Frankreich war, ergriff derselbe Gedanke ihn mit doppelter Macht, Laurens erinnerte ihn aber an seine Pflicht, ihn mit dem Gelde nach Amerika zurückzubegleiten, und er that es. Jetzt aber hätte ihn kein Gott mehr gehalten, er mußte fort, und er ging.

Wir erwähnen nur noch beiläufig, daß die Erfindung einer eisernen Brücke, in der er einen ungewöhnlichen mathematischen Scharfsinn an den Tag gelegt hatte, und in deren Folge er schon in Amerika zum Mitgliede der amerikanischen philosophischen Gesellschaft und von der Universität Philadelphia zum Magister artium gemacht war, ihn bei seinem Aufenthalt in Paris auch in die dortigen wissenschaftlichen Kreise einführte. Das Model von seiner Brücke wurde in der Akademie der Wissenschaften ausgestellt und fand ungetheilte Bewunderung. Ueber dieselbe Brücke schrieb Sir Joseph Banks an einen Freund in Amerika: „Ich erwarte viele ähnliche Verbesserungen von Ihren Landsleuten, die eine gesunde Denkkraft besitzen und in großem Maße frei sind von jenen Fesseln der Theorie, welche den Geistern unsers Volkes eingeprägt werden, noch ehe sie in den Stand gekommen, von ihren Fähigkeiten einen vernünftigen Gebrauch zu machen.“

Am dritten September kam er nach London, noch ehe aber der Monat vorüber war, ging er nach Thetford, um seine von Alter und Armuth niedergebeugte Mutter wiederzusehen und die letzten Augenblicke ihres Lebens zu erheitern. Sein Vater war mittlerweile gestorben. Wir überlassen es unsern Lesern, sich eine Vorstellung davon zu machen, mit was für Gefühlen der Verfasser des Gesunden Menschenverstandes wieder eintreten mußte in das Städtchen, in dem er die schönsten Jahre seiner Jugend beim Schnürbrustmachen verkümmert, mit was für Gefühlen er wieder eintreten mußte in die ärmliche Hütte seiner Mutter, die seine hoffnungslose Kindheit gepflegt. Wir erwähnen nur kurz, daß er zuerst mit kindlicher Fürsorge dem Mangel seiner Mutter abhalf und dann noch

eine Zeit lang in stiller Abgeschiedenheit in Thetford blieb, um seine ersten Worte an das englische Volk zu schreiben.

Es waren dieß „die Aussichten am Rubikon," welche gegen Ende des Jahres 1787 in London erschienen. Eine falsche Politik in Bezug auf Holland hatte nämlich England an den Rand eines neuen Krieges gebracht, und Thomas Paine ergriff diese Gelegenheit, dem englischen Volke seine traurige Lage vor Augen zu stellen und ihm auf eine sehr handgreifliche Weise zu zeigrn, daß seine eigenen Interessen und die Interessen seiner Regierung hier, wie überall ganz entgegengesetzter Natur seien. Es bewies ihm aus der Geschichte, daß das Interesse seiner Regierung stets Krieg, sein eigenes dagegen Frieden sei, daß jeder Krieg ihm neue Steuern und seiner Regierung neue Geldquellen eingebracht habe ꝛc. Er entwickelte ihm das natürliche Interesse Holland's, das es zwinge, stets neutral zu bleiben, unterwarf die Maßregeln Pitt's, eine Allianz mit Holland herbeizuführen, einer vernichtenden Kritik, und stellte namentlich am Ende die natürlichen Kräfte Frankreichs und Englands einander gegenüber. Dabei streifte er in die mannichfaltigsten Gegenstände hinein, wobei er offenbar den Zweck hatte, die Meinung des Volkes zu erforschen und neue Ideen in ihm rege zu machen. Das Trugsystem des Papiergeldes, die ungeheuren Steuerlasten, die das englische Volk im Verhältniß zu allen andern Völkern der Erde, namentlich auch im Verhältniß zum französischen zu tragen hatte, und endlich der neue Geist, der sich in Frankreich zu regen begann, waren in scharfen Zügen hervorgehoben. In Bezug auf letzteren sagt er unter Anderm: „das Volk von Frankreich fängt so eben an, für sich selbst zu denken, während das Volk von England auf das Privilegium des Denkens Verzicht zu leisten scheint." — „In jener Nation beginnt sich ein Geist zu entwickeln, der Frankreich zu einer furchtbaren Macht erheben wird, wenn seine Regierung die günstige Gelegenheit benutzen wird, ihre Stärke zu verdoppeln durch Verbindung der Majestät des Herrschers mit der Majestät der Nation." „Während eine solche Veränderung sich entwickelt, erscheint die Nation wie eine Art Chaos, aber auch die Schöpfung, in der wir leben, erhob sich aus einem Chaos, und unsere segensreichsten Güter scheinen einen verwirrten Anfang zu nehmen. Darum können wir versichert sein, daß was in diesem Augenblick in Frankreich als Unordnung erscheint, nichts Geringeres ist, als eins von den Gliedern in jener großen Kette von Umständen, wodurch Nationen auf den

Gipfel ihrer Größe kommen." Diese Broschüre wurde viel gelesen und in drei Auflagen hinter einander verbreitet.

Indeß der rechte Moment war noch nicht gekommen. Die Entwicklung in Frankreich mußte erst weiter fortschreiten, ehe die Massen des englischen Volkes aus ihrem politischen Schlaf aufgerüttelt werden konnten, darum hielt sich Thomas Paine gerüstet und wartete seine Zeit ab. Das Jahr 1788 brachte er damit hin, unter der Direction seines Freundes Walker zu Rotherham in Yorkshire seine Brücke zu bauen. Ueber die Ausführung derselben schrieb er an Sir George Staunton, der seinen Brief an die „Gesellschaft der Künste" schickte. Diese wußte den Inhalt desselben wohl zu schätzen und beschloß einstimmig, ihn in ihren Urkunden abdrucken zu lassen. Da kam aber plötzlich der erste Theil der „Rechte des Menschen," und der Beschluß wurde ebenso einstimmig widerrufen.

Die ziemlich beträchtlichen Kosten zum Bau dieser Brücke erhob Paine vorzüglich von einem amerikanischen Kaufmann in London, Herrn Whiteside, dem er wahrscheinlich einen Theil seines Vermögens übergeben hatte. Als aber derselbe plötzlich Banquerut machte, und es sich zeigte, daß Paine mehr von ihm gezogen hatte, als er ihm eingehändigt, wurde er von seinen Creditoren um Bezahlung des Rückstandes angehalten, und weil er die nöthige Summe nicht gleich zur Hand hatte, gefänglich eingezogen. Indeß saß er nur wenige Tage, da verpflichteten sich zwei angesehene amerikanische Kaufleute, für die Bezahlung einzustehen, und außerdem bekam er auch selbst noch Geld von Amerika, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, einen Theil der Schuld sofort abzutragen. So wurde er denn ohne Weiteres entlassen.

Und jetzt eilte er nach Frankreich, wo so eben Alles der Krise zudrängte. Die Versammlung der Notabeln hatte Nichts gefruchtet, sie hatte sich incompetent erklärt, selbst Steuern zu bewilligen, und ihre Empfehlungen an die Parlamente der Provinzen hatten keine andere Wirkung gehabt, als daß von allen Seiten auf die Berufung der „Generalstaaten" oder der Repräsentanten der drei Stände des Reichs gedrungen worden war. So hatte denn die Regierung aus der Noth eine Tugend machen müssen. Und jetzt eben hatten sich die Generalstände versammelt, die ersten Kämpfe des dritten Standes mit dem Adel und der Geistlichkeit hatten begonnen, und die Bewegung fing an sich zu gestalten. Paine stand in stetiger Correspondenz mit seinen Freunden in Paris, und sie hatten ihm

genaue Nachrichten über den neuen Gang der Dinge und über ihre Hoffnungen und Entwürfe für die nächste Zukunft gegeben. Da mußte er hin, er mußte mit helfen beim ersten Sturm, und er mußte mit seinen eigenen Augen die große Stunde der Entscheidung herbeikommen sehen, die den Thron der Bourbonen zertrümmern und über die Monarchien der alten Welt das Urtheil sprechen würde. Und hatte er gesehen, was dort kommen mußte, dann war es Zeit, auch in England zum Angriff zu blasen und dem Despotismus in's Herz zu stoßen.

In Frankreich war er Zeuge aller jener ewig denkwürdigen Tage, welche das Jahr 1789 verherrlichten. Die Versammlung der Abgeordneten des dritten Standes, welche gleich in den ersten Tagen durch ihren Takt und ihre Festigkeit in anscheinend kleinen Dingen die Schaar der Höflinge entsetzt und dem Volke einen ganz neuen Begriff von seiner angebornen Würde gegeben hatte, setzte nun durch ihre unbeugsame Consequenz die ganze Welt in Erstaunen. Nachdem sie zuerst fünf Wochen lang in absichtlicher Unthätigkeit verharrt und mit den Abgeordneten der beiden andern Stände, des Adels und der Geistlichkeit, vergebliche Unterhandlung gepflogen hatte, um sie zu bewegen, sich in Güte zu einer gemeinschaftlichen Prüfung der Vollmachten zu verstehen, lud sie endlich dieselben noch einmal in aller Höflichkeit ein, sich zu diesem Zweck an einem bestimmten Tage in ihrem Sitzungssaal einzufinden, und fing dann ohne weitere Zögerung an, für sich allein zu handeln. Bald darauf, am 17. Juni, erklärten sie sich auf den Antrag des Abgeordneten Syeyes für die Repräsentanten der Nation und nannten sich fortan die Nationalversammlung. Die Anstrengungen des Hofes, diesen Schritt rückgängig zu machen, dienten einzig dazu, den Lauf der Entwicklung zu beschleunigen. Sah der Hof in der Theilung der Stände eine Garantie gegen alle tiefer greifenden Reformen, so erkannte dagegen die Nationalversammlung in ihrer Einheit die einzige Bedingung zu einem folgenreichen Wirken, und alle Intriguen, alle Gefahren hatten keine Wirkung, als sie immer mehr zu befestigen. Als sie am 20. Juni unter einem erbärmlichen Vorwande den Ständesaal gesperrt fanden, zogen sie mitten unter dem Beifallsrufe des Volkes in das Ballhaus und schwuren feierlich im Angesichte der Nation, sich nie zu trennen, als bis sie Frankreich eine Constitution gegeben. Als ihnen am 22. Juni auch der Zutritt zum Ballhause versperrt war, versammelten sie sich in der Kirche

des heiligen Ludwig, und die Majorität der Abgeordneten des geistlichen Standes, meistens Mitglieder der niederen Geistlichkeit, trat zu ihnen über. Als am 23. Juni der König sie im Tone gewalthaberischer Anmaßung zurechtwies und ihnen befahl, ihre letzten Beschlüsse aufzuheben und die Theilung in drei Stände als eine unabänderliche Grundlage des Reichs festzuhalten, blieben sie trotz erfolgter Aufforderung, auseinander zu gehen, unbeweglich auf ihren Sitzen, und nachdem der Hof und die Abgeordneten des Adels und der Geistlichkeit den Saal verlassen hatten, und auch der Oberceremonienmeister, der anmaßend genug war, sie nochmals daran zu erinnern, daß sie aufgefordert seien, auseinander zu gehen, vor den Donnerworten Mirabeaus: „Sagen Sie denen, welche Sie gesandt, daß wir hier sind auf Befehl des Volkes, und daß wir uns nur durch die Macht der Bajonette vertreiben lassen,“ scheu zurück gewichen war, schritten sie in ernster Feier zur Berathung, erinnerten sich einander an ihre heiligen Schwüre vom Ballhause, ermuthigten sich zum Kampf gegen die Uebergriffe der Gewalt, beharrten bei allen ihren alten Beschlüssen und erklärten die Personen der Repräsentanten des Volks für unverletzlich. Als nun aber das Königthum, das seine moralische Macht verloren hatte, zu materiellen Mitteln griff, um das Verlorene wieder zu gewinnen, als es zwischen Paris und Versailles Truppen zusammen zog, um Gewalt zu Recht zu machen, als es den Saal der Nationalversammlung mit Truppen umstellte, den Minister des Volkes verbannte und in roher Weise auf seine Macht pochte, als es eben im Begriff war, die Nationalversammlung gewaltsam aufzulösen, da erhob sich das Volk in Paris in seiner fürchterlichen Majestät, und mit den Mauern der Bastille sank auch die Furcht vor der materiellen Macht des Königthums, und groß und verheißungsvoll erhob sich die Volksgewalt aus ihren Trümmern.

Der 14. Juli brach der Revolution die Bahn, und so gewaltig durchzuckte der Geist dieses Tages das französische Volk, daß in der Nacht des darauf folgenden 4. August alle Privilegirten in der Nationalversammlung sich bewogen fanden, ihre Privilegien freiwillig auf den Altar der Gerechtigkeit niederzulegen. Man opferte großmüthig, was man nicht mehr halten konnte, und in Zeit von wenig Stunden war eine ganze Welt von historischen Gerechtsamen zu Grabe getragen. Die Rechte der Stände und Corporationen wurden vernichtet, und die Nationalversammlung setzte an ihre Stelle

die Rechte des Menschen und des Bürgers, um auf diese neue Basis eine neue politische und soziale Ordnung aufzurichten.

Das Königthum lag in den letzten Zügen. Dem Könige selbst blieb Nichts übrig, als ohne Zögern in Alles zu willigen, was die Nationalversammlung ihm vorschrieb, und mit freundlichen Worten die Herzen des Volkes zu hintergehen, während er mit fiebrischer Sehnsucht auf Nachrichten von seinen Brüdern wartete, die gleich nach dem 14. Juli aus dem Lande geflohen waren, um an den Höfen fremder Tyrannen ihre verbrecherischen Pläne gegen Frankreich und die Freiheit einzuleiten. Als aber eine plumpe Demonstration des Hofes und der königlichen Leibgarden die wahren Gesinnungen derselben offenbarte, als eben neue Intriguen im Werke waren und man den König überreden wollte, die Flucht zu ergreifen, um von Außen her Frankreich zur „Pflicht" zurückzuführen, da trat wieder das Volk dazwischen, und eine triumphirende Menge führte ihn an jenem 6. October von Versailles nach Paris, wodurch dergleichen Pläne für die Zukunft wenigstens bedeutend erschwert wurden.

Die Nationalversammlung, die dem König nach Paris folgte, arbeitete nun unter dem Schutz des Volkes unablässig an der Umgestaltung Frankreichs fort. Und wenn auch nach dem 6. October die sogenannten Gemäßigten, die mit einer französischen Uebersetzung der englischen Constitution die Revolution zu schließen gedachten, ihre Reihen verließen und theils nach England flohen, theils ihre Provinzen gegen die Nationalversammlung aufzuregen suchten, so ließ dieselbe sich doch nicht abschrecken, in aller Ruhe und Würde ihr Werk zu vollenden. Und als sie mit kühner Hand die Grenzlinien zwischen den alten Provinzen vernichtet und das neue Eine Frankreich in Departements und Gemeinden organisirt hatte, die nicht durch Privilegien getrennt, sondern durch Ein Recht, Ein Gesetz verbunden waren; als sie die Güter der Geistlichkeit zu Nationalgütern gemacht und durch die Ausgabe der Assignaten allen Finanzverlegenheiten, welche die schlechte alte Zeit ihnen hinterlassen, für den Augenblick wenigstens ein Ende gemacht; als sie ferner die alte Kirchenverfassung gestürzt, die Priester der katholischen Kirche zu Staatsbeamten gemacht und somit ihr Wohl abhängig gemacht hatte von dem Wohl des Staates und der Meinung des Volkes, von dem sie gewählt wurden: da hingen die Blicke aller höheren Menschen voll Freude und Bewunderung an dem neuen, großen, freien Frankreich, das aus der Nacht der feudalen Sclave=

rei aufzusteigen begann und allen Völkern der Erde Erlösung bringen zu wollen schien. Selbst unser frommer Klopstock, der eben dem Grabe zuwankte, rief voll Entzücken: „Nun, Herr, laß Deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben das Heil der Welt gesehen.“

Thomas Paine saß in Paris mitten unter den Häuptern der Revolution und harrte der Stunde, die ihn nach England rufen würde. Das morsche Gemäuer des Mittelalters zerbröckelte vor seinen Augen Stück für Stück, und er fühlte sich gesund und frisch, wie zu der Zeit, da er seinen Gesunden Menschenverstand in die Welt schleuderte. Da hörte er von dem ersten Fluch, den bei Eröffnung des Parlaments von 1790 Edmund Burke gegen die französische Revolution und die Menschenrechte ausgesprochen, und der lang ersehnte Augenblick war gekommen. Zuerst überflog ihn freilich ein düsterer Schmerz. Daß die englische Regierung vor den Menschenrechten zitterte und auf Pläne sann, sich gegen sie zu wehren, wußte er längst, und er freute sich dessen, daß aber sein alter Freund Edmund Burke, der zur Zeit der amerikanischen Revolution ein so unerschrockener Vorkämpfer der Freiheit gewesen war und noch bis in die neueste Zeit mit ihm in eifriger Correspondenz gestanden hatte, den ersten Stein auf die französische Revolution werfen würde, hatte er nicht erwartet, und ein unheimlicher Gedanke an das schleichende Gift der Corruption schauerte ihm durch die Seele.*) Dann aber erhob er sich wieder groß und stark und rüstete sich zur Reise nach England, um endlich auch dort das Volk für die Rechte des Menschen zu entzünden. Burke hatte versprochen, seine Gedanken auch im Druck erscheinen zu lassen, und bis dahin wollte Paine an Ort und Stelle sein. Er versprach seinen Freunden, sobald Burke's Buch erschienen sei, eine Widerlegung desselben zu schreiben, und reiste dann in aller Stille nach England ab.

Und kaum war er in London angekommen, da verließen Burke's „Reflectionen über die französische Revolution“ die Presse. In diesem Buche, das den doppelten Zweck verfolgt, die französische Nationalversammlung bei allen gekrönten Gewalten Europas und den Dr. Price†) und die Londoner Revolutionsgesellschaft bei der

*) Nachher wurde es bekannt, daß Burke damals schon seit mehreren Jahren eine geheime Pension aus der königlichen Chatouille bezog und zwar 3000 Pfund Sterling per Jahr.

†) Den Freund und Correspondenten Benjamin Franklins.

englischen Regierung zu denunciren, wird dem englischen Volke zuerst vordemonstrirt, daß es durch einen Parlamentsbeschluß vom Jahre 1688, in dem die Mitglieder jenes Parlaments im Namen des Volkes „sich, ihre Erben und Nachkommen auf ewig" der regierenden königlichen Familie unterwerfen, sich für ewige Zeiten feierlich jedes Rechtes begeben hat, auf die Thronfolge des Reichs auch nur den geringsten Einfluß zu üben; daß der König von England nicht der Diener des Volkes, sondern sein rechtmäßiger Herr und Erbe ist, „der auf eine Wahl des Volkes mit Verachtung herabsehen kann," weil der Wille des Volks mit seinen heiligen Rechten Nichts zu schaffen hat; daß darum noch viel weniger das Volk von England das Recht hat, je auch nur das Geringste an der Grundlage seiner Verfassung zu ändern, geschweige denn, die heiligen Rechte des Königs und der Lords anzutasten und sich eine demokratisch republikanische Organisation zu geben. Die Pergamente der Vorzeit sind ewig bindende Verträge, und es ist freventliche Rebellion, ihre gebieterischen Buchstaben anzutasten. Nachdem er auf diese Weise den „Rechtspunkt" der Volkssouveränität beseitigt und der lebendigen Menschheit mit staubigen Aktenstücken den Mund verklebt, überläßt sich Burke einer endlosen Schwärmerei über das Königthum, das Ritterthum, das Priesterthum, und ergießt sich in einem Strom von Beredsamkeit gegen die frechen Franzosen, welche diese heiligsten Güter der Menschheit in den Staub getreten und alles Große, alles Herrliche, alles Göttliche, das jene erhabene Dreieinigkeit auf die Erde gebracht, den rohen Fäusten entzügelter Massen überantwortet haben. Dabei versäumt er denn nicht, den König und die Königin von Frankreich mit aller Glorie der Majestät zu umgeben und das Volk als einen Haufen von blutdürstigen Wilden darzustellen, dem Mord und Raub seine einzige Lust und die Entweihung alles Heiligsten seine höchste Befriedigung ist. Natürlich war für alle Privilegirten, die sich beim Anblick der französischen Revolution nicht ganz wohl in ihrer Haut fühlten, dieses Buch von Burke ein Evangelium, und das arme Volk war damals noch zu gut gewöhnt, um nicht fromm nachzubeten, was seine Großen ihm vorsagten. Nebenbei hatte Burke seinen Nationalstolz und seine Verachtung alles Ausländischen, namentlich alles Französischen, schlau zu benutzen gewußt und die Rechte der freigeborenen Britten mit einem so unerschöpflichen Phrasenschwall über die läppischen Menschenrechte der wahnsinnigen Franzosen hinausgehoben, daß auch der zertretenste

Wurm, der das las, sich stolz aufrichtete, wenn er sich einen freigebornen Britten nennen konnte, und voll Verachtung auf die tollen Nachbaren herabsah, die dem Phantom der Menschenrechte nachjagten. Burke wußte es, daß der Engländer sich mit Stolz Knecht fühlt, wenn die Freiheit „französisch" ist. Seine vollklingenden Phrasen gingen von Mund zu Mund, Alles labte sich an dem Bewußtsein, ein freigeborner Britte zu sein, und die wenigen Freunde der französischen Revolution, die sich auch durch die blendendste Beredsamkeit nicht irre machen ließen, wurden eine Zeit lang von John Bull gründlich verachtet.

Während aber Burke's Declamationen das Land durchpolterten, saß Thomas Paine ruhig an seinem Schreibtisch und schrieb den ersten Theil seiner „Rechte des Menschen." In Zeit von drei Monaten war er mit seiner Arbeit fertig, und im Februar 1791 war dieselbe bereits im Druck, da aber Herr Johnson, der zuerst die Herausgabe übernommen hatte, den Druck unterbrach, weil er fürchtete, er würde dafür verfolgt werden, so verzögerte sich das Erscheinen der Schrift bis zum 13. März.

Und als dieß neue Buch dem guten John Bull zu Gesichte kam, da machte er große Augen und starrte auf, wie aus einem langen Schlaf. Seine edlen Lords und Herren hatten es ihm so oft versichert, er sei glücklich und frei, daß er es am Ende selbst steif und fest geglaubt hatte, und nun sollte das Alles auf einmal nicht wahr sein? Und wo blieben seine „natürlichen Feinde," die er sonst immer so tapfer gehaßt hatte? Er las und las und konnte sich gar nicht satt lesen, niegekannte Sehnsuchten stiegen in seiner Seele auf, neue, große Welten des Friedens und Segens standen vor seinen Augen, und es drängte ihn, danach zu greifen, sie für sich und die ganze Menschheit zu erobern. — —

In der einfachen Sprache des gesunden Menschenverstandes wandte sich Thomas Paine an das englische Volk, zerstreute mit wenigen kräftigen Zügen all den Dunst, mit dem Burke es einzuschläfern gedacht, zeigte ihm klar und unwiderleglich seine eigenen Rechte und Pflichten und lehrte es die Franzosen schätzen und anerkennen, weil sie sich jetzt eben zurücknahmen, was stets ihr Eigen gewesen. Er fing an, wie Burke angefangen hatte, nämlich mit Erörterung der Frage, ob das englische Volk ein Recht habe, sich eine Verfassung nach seinem eigenen Willen zu geben oder nicht, und dabei äu-

ßerte er unter Anderm folgende Worte, die der Sache sogleich eine ganz andere Wendung gaben:

„Zu keiner Zeit hat es ein Parlament, oder sonst eine Versammlung von Menschen, oder auch eine Generation von Menschen in irgend einem Lande gegeben, noch kann es dergleichen geben, welche das Recht oder die Macht besäßen, die Nachwelt „bis ans Ende der Zeit" zu binden oder zu controlliren, oder auf ewig zu befehlen, wie die Welt regiert werden, und wer ihr Herrscher sein soll; und darum sind alle solche Klauseln oder Akte oder Declarationen, durch welche die Verfertiger derselben zu thun versuchen, was sie weder das Recht, noch die Macht haben zu thun, noch die Macht, es auszuführen, in sich selbst null und nichtig. Jedes Zeitalter und jede Generation muß so frei sein, *in allen Fällen* für sich selbst zu handeln, als die Zeitalter und Generationen, welche ihr vorausgingen. Die Eitelkeit und Einbildung, über das Grab hinaus regieren zu wollen, ist die lächerlichste und unverschämteste aller Tyranneien. Der Mensch hat kein Eigenthumsrecht an den Menschen, noch hat eine Generation ein Eigenthumsrecht an die Generationen, welche ihr folgen. Das Parlament oder das Volk von 1688 oder von irgend einer andern Zeit hatte nicht mehr Recht über das Volk von heut zu Tage zu disponiren, noch es in *irgend einer Weise* zu binden oder zu controlliren, als das Parlament oder das Volk von heute das Recht hat, diejenigen zu binden oder zu controlliren, welche ein hundert oder tausend Jahre später leben werden. Jede Generation ist und muß zu Allem befugt sein, was ihre Verhältnisse erfordern. Es sind die Lebenden und nicht die Todten, für welche gesorgt werden muß. Wenn der Mensch aufhört, zu sein, so hören seine Macht und seine Bedürfnisse mit ihm auf; und da er an den Angelegenheiten dieser Welt nicht länger irgend einen Theil hat, so hat er auch nicht länger ein Recht, zu bestimmen, wer sie regieren, oder wie ihre Regierung organisirt oder verwaltet werden soll. — Ich streite für das Recht der *Lebenden*, und daß ihnen ihr Wille nicht genommen, beschränkt oder vorweg bestimmt werden soll durch die angemaßte papierene Autorität der Todten, Herr Burke aber streitet für die Autorität der Todten über die Rechte und die Freiheit der Lebenden. — — — Unsterbliche Macht ist kein menschliches Recht und kann darum auch kein Parlamentsrecht sein. Das Parlament von 1688 hätte eben so gut eine Akte passiren können, die es autorisirte, ewig zu leben, als daß es beschloß, seine Autorität sollte ewig

leben. Alles darum, was von seiner Erklärung gesagt werden kann, ist, daß es Worte der Formalität sind, die eben so viel bedeuten, als hätten diejenigen, welche sie gebrauchten, sich selbst einen Glückwunsch dargebracht und in antik orientalischem Styl gesagt: O! Parlament, lebe ewig! — — — Die Umstände der Welt verändern sich tagtäglich, und die Meinungen der Menschen ebenfalls; und da die Regierung für die Lebenden ist und nicht für die Todten, so haben auch nur die Lebenden ein Recht darin. Was in einem Zeitalter recht und zweckmäßig gefunden wird, kann in einem andern unrecht und unzweckmäßig gefunden werden. Wer nun hat in solchen Fällen zu entscheiden, die Lebenden oder die Todten?"

Nachdem er auf diese Weise dem historischen Rechtssystem von vergilbten Akten und verschimmelten Pergamenten das Prinzip der ewig jungen, ewig lebenden und in ihrem Leben sich ewig fortentwickelnden Volkssouveränität gegenübergestellt, ein Prinzip, das dem englischen Volke wohl neu, aber aus dem Munde Thomas Paine's doch sogleich sehr verständlich war, geht er auf die Entstehung und den Fortgang der französischen Revolution über, legt Burke's Entstellungen bloß, deckt die Wunden auf, welche die alte Herrschaft dem französischen Volke geschlagen, und an denen es viele lange Jahrhunderte geblutet, zeigt das schändliche Spiel, das die Regierungen von Frankreich und England mit ihren unschuldigen Völkern getrieben, wenn sie sich einander abschlachten mußten, um die Throne ihrer Tyrannen zu befestigen, zerstreut die Glorie des Königthums, des Stände- und Titelwesens, so daß die Dinge erscheinen, wie sie sind, schildert dagegen den Aufschwung der französischen Nation, den Heldenmuth des Volkes von Paris, die Aufopferung der Großen rc. und findet dann seinen Weg zurück nach England, um mit dem strahlenden Lichte des gesunden Menschenverstandes die brittische Freiheit zu beleuchten. Und da beweist er zuerst dem Herrn Burke, daß weder historische, noch natürliche Rechte den Titel der Könige begründen. Er zeigt, daß, wenn man aus der Geschichte ein Recht ableiten will, man dieselbe nicht anfangen darf, wo es einem beliebt, sondern auf ihren Ursprung, auf ihre ersten Quellen zurückgehen muß, und daß die ältesten historischen Rechte die natürlichen Rechte des Menschen sind. Er entwickelt, daß alle vorhandenen Regierungen sich entweder auf Aberglauben, oder auf Gewalt, oder endlich auf die gemeinschaftlichen Interessen der Gesellschaft und die gemeinschaftlichen Rechte des Menschen stützen.

Er zeigt, daß in England und den andern christlichen Staaten die Gewalt sich mit dem Pfaffentruge verbunden, um die Völker durch den Glauben an ihr göttliches Recht desto sicherer im Gehorsam zu erhalten, und erzählt in dürren Worten die Entstehung des englischen Königthums, das von Wilhelm dem Eroberer gewaltsam geraubt und dann unter Vorbehalt der Oberhoheit in eine Menge kleiner Fetzen zerrissen und an seine Raubgenossen vertheilt ward. Er entkleidet die erblichen Gesetzgeber und die ganze herrliche Aristokratie ihres Glanzes, stellt die englische Hochkirche mit ihrer unverhältnißmäßigen Vertheilung der Gehälter, ihren Zehnten und sonstigen angemaßten Rechten vor die Augen des Volks und zeigt ihm, was die französische Constitution in Bezug auf die Mißbräuche der alten Zeit bestimmt. Dabei ist die Sprache an das Volk von England so deutlich, so unverstellt, daß der verzärtelte Royalist noch jetzt zusammenschrickt, wenn er sie hört. So sagt er unter Anderm in Bezug auf die englische Revolution von 1688: „In weniger als einem Jahrhundert wird die Menschheit es kaum noch glauben, daß ein Land, welches sich frei nennt, nach Holland senden konnte für einen Mann, und ihn mit Macht bekleiden, um Furcht vor ihm zu bekommen, und ihm fast eine Million Sterling jährlich geben, damit es ihnen erlaubt würde, sich und ihre Nachkommen wie leibeigene Knechte und Mägde auf ewig zu unterwerfen." Und in Bezug auf die Monarchie: „Was ist denn diese Metapher, die man Krone nennt, oder vielmehr, was ist Monarchie? Ist es ein Ding, oder ist es ein Name, oder ist es ein Trug? Ist es eine „Erfindung menschlicher Weisheit" oder menschlicher List, um unter verschiedenen Vorwänden Geld von der Nation zu bekommen? Ist es ein Ding, das für eine Nation nothwendig ist? Und wenn so, worin besteht seine Nothwendigkeit, was leistet es für Dienste, was ist sein Geschäft, und was sind seine Verdienste? Besteht die Tugend in der Metapher oder in dem Manne? Macht der Goldschmidt, der die Krone macht, auch die Tugend? Operirt sie, wie Fortunatus Wünschhütlein, oder wie Harlequins hölzernes Schwerdt? Macht sie einen Mann zu einem Geisterbeschwörer? Kurz, was ist sie? Sie scheint Etwas zu sein, was sehr aus der Mode kommt, in's Lächerliche fällt und in manchen Ländern beides als unnöthig und kostspielig verworfen wird. In Amerika betrachtet man sie wie eine Absurdität, und in Frankreich ist sie so weit gefallen, daß die Güte des Mannes und die Achtung vor seinem persönlichen Charakter

allein noch den Schein von ihrer Existenz erhalten. — Wenn ich in Amerika einen Menschen frage, ob er einen König haben will, so dreht er sich um und fragt mich, ob ich ihn für blödsinnig halte. — Eine Regierung von Mönchen, die Nichts von der Welt wissen außerhalb der Mauern ihres Klosters, wäre eben so vernünftig, wie eine Regierung von Königen." Mit besonderem Bezug auf die englische Verfassung sagt er unter Anderm: „In gemischten Regierungen giebt es keine Verantwortlichkeit; die einzelnen Theile decken sich einander, bis die Verantwortlichkeit verloren ist, und die Corruption, welche die Maschine im Gang erhält, bringt zu gleicher Zeit ihre eigene Straflosigkeit zu Wege. Wenn es als Maxime festgesetzt ist, daß ein König nie Unrecht thun kann, so kommt er dadurch in eine Lage von Sicherheit gleich der von Idioten und wahnsinnigen Personen, also ist die Verantwortlichkeit in Bezug auf ihn selbst außer der Frage. Sie geht nun auf den Minister über, der unter einer Majorität im Parlament Schutz sucht, über welche er durch Aemter, Pensionen und Bestechungen stets gebieten kann; und diese Majorität rechtfertigt sich selbst nach derselben Autorität, mit welcher sie den Minister in Schutz nimmt. In dieser drehenden Bewegung wird die Verantwortlichkeit von den Theilen und vom Ganzen abgewälzt."

Nachdem er in dieser einfachen Weise dem Volke über alle Herrlichkeiten der Monarchie und Aristokratie die Wahrheit rund herausgesagt, nachdem er ihm dabei die Kostspieligkeit seiner Regierung und das Trugsystem seines Finanzwesens mit ebenso einfachen derben Strichen hingezeichnet, nachdem er ihm die Erklärung der Menschenrechte von der französischen Nationalversammlung als ein Muster der Nacheiferung vorgehalten, nachdem er ihm nochmals eingeschärft, daß das Volk die einzige constituirende Macht im Staate und die einzige Quelle der Souveränität ist, lenkt er am Ende seine Blicke auf die Gesammtentwicklung der Menschheit und deutet aus den Zeichen der Zeit auf das baldige Erscheinen einer großen, nie geträumten Zukunft. „Da es," so schließt er, „nach dem aufgeklärten Zustande der Menschheit leicht zu begreifen ist, daß die erblichen Monarchien sich ihrem Ende zu neigen, und daß Revolutionen auf der breiten Basis der Volkssouveränität ihren Gang durch Europa machen werden, so wäre es nicht mehr, als weise, ihrer Annäherung zuvorzukommen und lieber auf dem Wege der Vernunft und des Vergleichs Revolutionen hervorzubringen, als sie dem Erfolg von

Convulsionen zu überlassen. Nach dem, was wir jetzt sehen, sollte man keine Reform in der politischen Welt für unwahrscheinlich halten. Es ist dieß ein Zeitalter von Revolutionen, in welchem man sich auf Alles gefaßt machen kann. Die Intrigue der Höfe, durch die das Kriegssystem aufrecht erhalten wird, kann leicht eine Conföderation von Nationen hervorrufen, um es abzuschaffen: und ein europäischer Congreß zum Schutze des Fortschritts der freien Regierung und zur Förderung des friedlichen Verkehrs der Nationen mit einander ist jetzt lange nicht so unwahrscheinlich, als es einst die Revolutionen und die Allianz von Frankreich und Amerika waren."

Und als nun Paine gleich nach Veröffentlichung des ersten Theils der Menschenrechte sah, wie diese Gedanken im englischen Volke zündeten, als er sah, wie Tausende und aber Tausende von Exemplaren seines Pamphlets sich über alle Städte und Dörfer von England verbreiteten, als er sah, wie sich nun auch dort ein ganz neuer Geist zu entwickeln begann, wie das Volk sich überzeugte, daß es noch nicht frei sei, sondern erst frei werden müsse, daß es noch keine Constitution habe, sondern sich selbst erst eine geben müsse, als er sah, wie der Strom der Bekenner der Menschenrechte sich immer weiter und weiter ausdehnte: da jauchzte seine Seele voll höchster Lust, und er eilte hinüber nach Frankreich, um im Zirkel seiner dortigen Freunde die Zeit zu verbringen, die der erste Theil der Menschenrechte brauchte, um seinen Gang durch das Volk zu vollenden. Und dann wollte er zurückkehren, um seine Arbeit fortzusetzen und den Triumph der Gerechtigkeit auch in Altengland herbeiführen zu helfen.

Um die Mitte Mai kam er in Paris an, und alle Freunde der Revolution empfingen ihn mit doppelter Herzlichkeit. Bald nach seiner Ankunft empfing er von Duchastelet eine Einladung, an einem republikanischen Blatte, das derselbe mit einigen Freunden herauszugeben beabsichtigte, mitzuarbeiten. Seine Antwort war offen und frei, wie es sich von ihm nicht anders erwarten ließ, er gab ihrem Streben volle Anerkennung, war mit ganzer Seele bereit, es nach besten Kräften zu unterstützen, und legte in sehr unzweideutigen Ausdrücken seine Ungeduld an den Tag, auch den letzten Rest der königlichen Gewalt aus Frankreich verbannt und es in ein großes republikanisches Bürgerreich verwandelt zu sehen.

Bald darauf, am 20. Juni, entfloh der König aus Paris, um

mit Hülfe eines ihm ergebenen Generals, Bouillé, die Revolution über den Haufen zu werfen und die gute alte Zeit zurückzuführen. Als Paine zuerst davon hörte, sagte er zu seinem Freunde Christie: „Da sehen Sie die Absurdität der monarchischen Regierungen. Hier wird eine ganze Nation durch die Thorheit Eines Mannes in Verwirrung gebracht werden.“*) Und als nachher der König noch grade zur rechten Zeit angehalten und mit seiner Familie nach Paris zurückgebracht wurde, und in der Nationalversammlung die Frage zur Discussion kam, ob Ludwig XVI. nach der bereits erfolgten vorläufigen Absetzung wieder eingesetzt werden solle oder nicht, schrieb Paine eine Addresse an die französische Nation, in welcher er sich in den stärksten Ausdrücken gegen die Wiedereinsetzung Ludwigs XVI. und für die Abschaffung des Königthums überhaupt aussprach. Und als dieß Mal die monarchisch constitutionelle Partei doch noch Recht bekam und nach Wiedereinsetzung des Königs der Abbee Syeyes sich zum Vertreter der Monarchie aufwarf und die republikanischen Schriftsteller herausforderte, mit ihm die Principien der Regierung zu discutiren, nahm Paine die Herausforderung sofort an und verpflichtete sich im Gefühle seiner Siegesgewißheit, zur Entwicklung seiner Grundsätze nicht mehr als höchstens 50 Seiten in Anspruch zu nehmen, während er dem Abbee so viele zugestand, als er verlangen würde. Der kluge Abbee ließ aber kein Wort mehr darüber verlauten.

Bei Gelegenheit der Rückkehr des Königs wäre Paine beinahe ein unschuldiges Opfer der Volkswuth geworden. Er befand sich mit in dem ungeheuren Haufen, der herbeigeströmt war, um den Einzug der königlichen Familie anzusehen. Ein Offizier kündigte den Befehl der Nationalversammlung an, sich still zu verhalten und bedeckt zu bleiben. Paine aber hatte seine Nationalkokarde verloren und behielt darum seinen Hut in der Hand. Kaum hatte dieß die enthusiastische Menge bemerkt, so dachte sie, er sei einer von ihren Feinden, und sofort erhob sich der wilde Schrei: „Aristokrat! Aristokrat! An die Laterne! An die Laterne!“ Die neben ihm standen, forderten ihn auf, seinen Hut aufzusetzen, und es kostete viel Zeit und Mühe, ehe die Menge beruhigt wurde.†)

Am 13. Juli kehrte er nach London zurück. Den Tag darauf feierte daselbst die Revolutionsgesellschaft den Jahrestag der Er-

*) S. Shervin.
†) S. Shervin.

stürmung der Bastille, noch wurde es aber nicht für klug gehalten, daß Paine an dergleichen Demonstrationen persönlich theilnähme.*) Indeß hatte sich nach dem Erscheinen des ersten Theils der „Menschenrechte“ die Zahl der Freunde der Revolution so reißend vermehrt, daß alle Besorgnisse der Art sich bald als ungegründet erwiesen. Weit entfernt, ein Gegenstand des Schreckens zu sein, hatte Thomas Paine's Namen im englischen Volke bereits einen guten Klang, und viele tausend Herzen schlugen ihm jubelnd entgegen. Man schritt deßhalb auch ohne Zögern zu kühneren Demonstrationen. Am 20. August wurde eine große Volksversammlung gehalten, deren Geist die Privilegirten so sehr entsetzte, daß sie Alles aufboten, die Wiederholung ähnlicher Versammlungen zu verhüten. Die flammende Addresse, die von dort ausging, war von Paine geschrieben. Bei einer kurz darauf folgenden Feier der Revolutionsgesellschaft, so erzählt uns Francis Oldys, „empfing Paine einen öffentlichen Dank für seine Menschenrechte, — in Erwiederung dessen gab er den Toast: die Revolution der Welt!“

Um dieselbe Zeit arbeitete er unablässig an dem zweiten Theil seiner Menschenrechte. Es war jetzt seine Aufgabe, jenes Gefühl von Verstimmung, jenes dunkle Drängen nach einer neuen Zeit, das unter den Massen des englischen Volkes immer mehr um sich griff, zu gestalten und durch bestimmte praktische Vorschläge zur That fortzutreiben. In diesem Sinne schrieb er jenes außerordentliche Buch, und an dem ersten Sitzungstage des nächsten Parlaments sollte es ausgegeben werden. Kaum aber hatte er einen Drucker dafür gewonnen, so war auch schon das Ministerium davon benachrichtigt und setzte sein beliebtes Mittel, die Corruption, in Bewegung, um die Veröffentlichung desselben zu hintertreiben. Es steckte sich nämlich hinter Herrn Chapman, so hieß der Drucker, der seinerseits auch leicht zu haben war. George Chalmers, Sekretär von Lord Hawkesbury, unsern Lesern bekannt als Francis Oldys, spielte dabei den Vermittler. Dieser hatte nämlich schon vor dem Erscheinen des ersten Theils der Menschenrechte ein „Leben Thomas Paine's“ veröffentlichen wollen, und dem Herrn Chapman war das Manuscript schon damals zum Druck übergeben. Sobald aber der erste Theil der Menschenrechte erschien, zog Chalmers, alias Francis Oldys, sein Manuscript zurück und gab es Herrn Chapman nicht eher wie-

*) S. Menschenrechte 2. Theil.

der, als jetzt, wo das Manuscript des zweiten Theils der Menschenrechte in dessen Händen war: Dadurch gewann er einen Vorwand, in Chapman's Druckerei Tag für Tag aus und ein zu gehen, mit Herrn Chapman fleißige Unterhandlung zu pflegen und die eingelaufenen Manuscripte durchzusehen. Der Handel war bald gemacht. Chapman sollte das Verlagsrecht des zweiten und wo möglich auch des ersten Theils der Menschenrechte für immer an sich kaufen. Gelang dieß, so waren dieselben nachher wohl verwahrt. Aber so fein der Plan auch gesponnen war, so half er doch Nichts. An Paine's Umsichtigkeit und Festigkeit scheiterte das ganze Kunststück. Chapman spielte seine Rolle vortrefflich, er nahm die redlichste Geschäftsmiene an, er bot 100, 500, 1000 Pfund Sterling für das alleinige und fortwährende Verlagsrecht der beiden Bücher, Paine aber ließ sich auf Nichts ein und erwiederte: „wenn er auch den Drucker für einen ehrlichen Mann hielte, so würde er es doch nie in die Macht eines Druckers oder Verlegers geben, ein Buch von ihm zu unterdrücken oder zu verändern, dadurch daß er ihn zum Herrn des ganzen Verlags machte oder ihm das Recht gäbe, es an irgend einen Minister oder sonst Jemand zu verkaufen oder als einen bloßen Handelsartikel zu behandeln, was nach seiner Absicht als Princip wirken sollte."*) Zugleich verbat er sich ein für alle Mal jede fernere Zumuthung der Art. Als auf diese Weise der Plan, das Buch zu unterdrücken, gescheitert war, suchte man wenigstens die Veröffentlichung desselben aufzuschieben. Das Ministerium, dem aller Wahrscheinlichkeit nach die Correcturbogen zur Ansicht vorgelegen hatten, wollte nun wenigstens durch einige populäre Gesetzvorschläge, die aus Paine's Buche genommen waren, die Wirkung desselben abstumpfen. Wenige Tage vor der Eröffnung des Parlaments darum, als die stärksten Stellen gegen die englische Regierung längst gedruckt waren, weigerte sich plötzlich Chapman, mit dem Drucke fortzufahren, angeblich aus Furcht vor Verfolgungen von Seiten des Ministeriums, derselbe Chapman, der erst kürzlich 1000 Pfund Sterling für das Verlagsrecht geboten hatte! So sah sich denn Paine gezwungen, sich nach einem andern Drucker umzusehen, ehe der aber gefunden wurde, war der Tag der Eröffnung des Parlaments schon vorüber, und der Minister Pitt hatte somit Zeit gefunden, vor dem Erscheinen des gefürchteten Buchs in den

*) S. Anhang zum zweiten Theil der Menschenrechte.

Steuern, welche Paine als die gehässigsten besonders hervorgehoben hatte, einige kleine Reductionen in Vorschlag zu bringen. Eine geringe Erhöhung des Soldes der Soldaten, die zu gleicher Zeit vom Ministerium vorgenommen wurde, war ebenfalls in diesem Buche angeregt. Indeß hatten auch diese Künste keinen andern Erfolg, als den zweiten Theil der Menschenrechte nur noch populärer zu machen, da auch Paine Zeit gewonnen hatte, in einem Anhange die nöthigen Aufklärungen darüber zu geben. Das Buch selbst mit dem Anhang erschien endlich am 16. Februar 1792.

Der zweite Theil der Menschenrechte führt systematischer und schärfer aus, was der erste angeregt, und „verbindet Theorie mit Praxis," indem er dem englischen Volke eine Reihe von handgreiflichen Mitteln und Wegen vorhält, wie es sich selbst helfen und auf eine ruhige Weise das alte verdorbene System über den Haufen werfen und eine neue bessere Welt herbeiführen kann. Das Ganze zerfällt in eine Dedication an Lafayette, eine Vorrede, eine Einleitung und folgende fünf Kapitel: 1. Ueber Gesellschaft und Civilisation, 2. Ueber den Ursprung der gegenwärtigen alten Regierungen, 3. Ueber die alten und neuen Regierungssysteme, 4. Ueber Constitutionen, 5. Mittel und Wege, die Lage von Europa zu verbessern, nebst einigen vermischten Bemerkungen.

„Bei Durchlesung dieses Buches," sagt Shervin, „ist es schwer zu entscheiden, was mehr unsere Bewunderung verdient, die Fähigkeit oder das Wohlwollen des Verfassers. Die abstrusesten und schwierigsten Gegenstände in der Wissenschaft der Politik sind hier verständlich und interessant gemacht, und die Mißbräuche, welche sich seit Jahrhunderten angehäuft, und welche das Alter heilig und ehrwürdig gemacht zu haben schien, sind mit einem Grade von Kühnheit geprüft, ganz ohne Beispiel und ohne Gleichen. Alle diejenigen, welche früher über Regierung geschrieben hatten, scheinen ihre Principien aus vorhandenen Systemen abgeleitet zu haben, und Alles, was sie zu bewirken versuchten, war die Abstellung von ein paar äußeren Mißbräuchen, ohne daß sie es wagten, die angemaßten Rechte der bestehenden Ordnung selbst anzugreifen. Unsers Verfassers Angriff war aber ganz anderer Natur. Er verwahrte sich nicht allein gegen die Praxis, sondern er verdammte auch das Princip, er erklärte nicht allein seine Verachtung gegen den Monarchen, sondern auch seinen Abscheu gegen die Monarchie. Er hatte die Wissenschaft der Politik in der Schule der menschlichen Natur

studirt und sprach, wie er fühlte, ohne sich vor den Winkelzügen der Sophisten, welche ihm vorausgegangen waren, zu bücken oder sie auch nur anzuführen.“

Die Dedication an Lafayette ist ein reiner Spiegel von Paine's Innerem und offenbart uns seine Wünsche für die Menschheit. Die Vorrede enthält eine kurze Abfertigung mehrerer Schriften, die gegen den ersten Theil der Menschenrechte erschienen waren und beleuchtet sodann eine tückische Appellation an die Polizei von Seiten Burke's. In Bezug auf die erschienenen Gegenschriften sagt er: „Nicht weniger, glaube ich, als acht oder zehn Pamphlets, welche für Antworten auf den ersten Theil der Menschenrechte gelten sollten, sind von verschiedenen Personen veröffentlicht, und nicht ein einziges von denselben hat meines Wissens eine zweite Auflage erlebt, selbst ihre Titel sind in Vergessenheit gerathen. — — Wenn Herr Burke oder Jemand anders auf seiner Seite der Frage eine Erwiederung auf die Rechte des Menschen produciren wird, von der nur die Hälfte oder selbst der vierte Theil von Exemplaren abgesetzt wird, welche von den Rechten des Menschen abgesetzt wurden, so werde ich auf sein Werk antworten. Bis dahin aber werde ich den Sinn des Publikums so weit zu meinem Leitstern nehmen (und die Welt weiß, ich bin kein Schmeichler), daß, was es nicht der Mühe werth hält zu lesen, nicht werth ist, von mir beantwortet zu werden.“ Burke's Hinweisung auf eine „Widerlegung“ der Menschenrechte „durch die Criminaljustiz“ beantwortet Paine mit der Bemerkung, daß keine Jury von 12 Mann das Recht haben könne, darüber zu entscheiden, ob eine ganze Nation berechtigt sei, ihre Verfassung zu verbessern oder nicht, daß darum auch nur das ganze Volk oder ein von ihm gewählter Convent, und keine spezielle Jury das Recht habe, zu entscheiden, ob die in seinem Buche enthaltenen Grundsätze verwerflich seien oder nicht.

Die Einleitung und die ersten vier Kapitel bilden zusammen einen unübertrefflichen demokratischen Katechismus.*) Nirgends tritt uns das Bild der Demokratie reiner und schöner entgegen, nirgends erscheinen die Anmaßungen der Monarchie und jeder Art von Aristokratie in deutlicheren Farben, als hier. Die Republik ist eine große nationale Association, gestützt auf das gegenseitige Interesse Aller und nach

*) Wir werden dieselben in einem der nachfolgenden Hefte möglichst vollständig mittheilen.

den jedesmaligen Erfordernissen von Jahr zu Jahr, von Generation zu Generation sich nach allen Seiten hin stetig fortentwickelnd, sie ist das Volk selbst in seinem organischen Fortschreiten, das stets stirbt und stets sich neu gebiert, und das kraft seiner Existenz jeder Zeit berechtigt und berufen ist, sich seinen Bedürfnissen gemäß neu einzurichten. Keine brutale Gewalt, kein verknöcherter Buchstabe, kein sogenanntes histroisches Recht soll sein lebendiges Wachsthum hemmen dürfen, und alle seine politischen und bürgerlichen Gesetze, die sein eigener Wille ihm auferlegt, sollen in einem ununterbrochenen reformatorischen Fluß erhalten werden. Paine's Gedankenfolge in diesen Kapiteln ist so klar und einleuchtend, seine Sprache so kühn und schlagend, daß nur der blödsinnigste Sclave der Gewohnheit sie nicht begreifen kann.

Im fünften Kapitel wendet sich Paine noch ganz besonders an das englische Volk. Es ist, als nähme er den guten John Bull bei der Hand und zöge ihn bei Seite in ein stilles Eckchen, um mit ihm noch einmal so recht aus der Sache zu sprechen. Sein Ton wird warm und traulich, und er redet ihm zu, wie sein intimster Freund, der alle seine Verhältnisse, alle seine Gebrechen, alle seine geheimen Wünsche und Sehnsuchten kennt und nun gekommen ist, ihn vor einem Abgrunde zu bewahren und auf den rechten Weg zu bringen. Er sagt ihm grade in's Gesicht, was er jetzt ist, und was er sein könnte und sein sollte, und geht dann ernstlich mit ihm zu Rathe, was gethan werden muß, um sein Schicksal zu bessern. Er weist ihn hin auf die Veränderungen, die seit einiger Zeit in der Welt vorgegangen sind: „Von einem kleinen Funken, der sich in Amerika entzündet, hat sich eine Flamme erhoben, die nun nicht mehr auszulöschen ist. Ohne zu zerstören, brennt sie fort von Nation zu Nation und erobert durch eine stille Wirkung. Der Mensch findet sich verändert, er merkt kaum, wie. Er lernt seine Rechte kennen, während er auf die rechte Weise seinem Interesse nachhängt, und endeckt am Ende, daß die Macht und Stärke des Despotismus ganz allein in der Furcht bestehen, ihm entgegenzutreten, und daß „um frei zu sein, es genügt, daß man es sein will."" Er geht seine häuslichen Verhältnisse mit ihm durch. Er lehrt ihn den Unterschied zwischen seiner **bürgerlichen** Regierung oder Gerechtigkeitspflege, die dafür sorgt, daß daheim Alles recht und ordentlich zugeht, und die um sehr geringe Kosten sehr viel Segen schafft, und der **Regierung des Hofes** oder des Cabinets, die so unge=

heure Geldsummen kostet. Er spricht mit ihm von seinem Lieblingsthema, dem Handel, zeigt ihm aber, daß derselbe seiner Natur nach ein verbindendes Princip zwischen den verschiedenen Völkern ist, in deren aller Interesse es liegt, ihre Produkte gegen einander auszutauschen, daß dagegen eine Politik, die darauf ausgeht, das Glück Einer Nation auf den Ruin der übrigen zu bauen, sich am Ende nothwendig selbst strafen muß, da aller Reichthum Nichts werth ist, wo es an Käufern fehlt. Er kommt sodann auf die auswärtigen Besitzungen mit ihrer kostspieligen Verwaltung, auf die Kriegsmarine mit ihrem trüglichen Pomp. Und immer wärmer und eindringlicher werden seine Worte. Er deutet auf die Armen vor seiner Thür und auf die Verbrecher, welche die Armuth erzeugt. „Wie kommt es," fragt er, „daß wir fast nur Arme hinrichten sehen?" Und es ist gewiß: „Wenn wir in Ländern, welche civilisirt heißen, das Greisenalter in's Arbeitshaus und die Jugend zum Galgen gehen sehen, da muß in dem System ihrer Verwaltung etwas unrecht sein." Und nun geht er speziell auf Johns häusliches Leben ein. Er spricht mit ihm von seinen Freibriefen und Corporationen, von seiner Aristokratie und seinem Oberhause, von seiner sogenannten Repräsentation und seinem Unterhause, endlich vom Hofe und vom Königthum. Und wie nun alle diese Dinge ihres Heiligenscheins entkleidet sind und in ihrer nackten Häßlichkeit erscheinen, erzählt er dem staunenden Freunde die Geschichte von seiner Besteuerung und von seiner Nationalschuld. Nachdem er ihm aber das Alles erzählt, und wie seine Könige und Lords von jeher seine guten Rechte mit Füßen getreten und ihn immer mehr zu erniedrigen gesucht und ihm immer neue Lasten aufgehals't, da läßt er ihn nicht allein mit seinem Gram, sondern er giebt ihm hier einen Wink und da einen Wink und wieder einen Wink, bis ihm am Ende die ganze neue Welt hell und deutlich vor Augen steht. Ein Regierungsplan, den Paine vor ihm aufrollt, weist ihm die Mittel an, sich sofort seiner drückendsten Steuerlasten zu entledigen, Armuth und Unwissenheit zu bannen, den müden Greis zu stützen und dem neugeborenen Kinde eine freundliche Gabe zum Willkommen zu bieten, den Arbeitslosen zu beschäftigen und dem sterbenden Wanderer auch fern von seiner Heimath die letzte Ruhestatt zu bereiten. Er kann Nichts fragen, oder Paine hat eine Antwort dafür. Allem hat er nachgespürt, für Alles weiß er Rath. Die abgehenden Soldaten werden für Zeit ihres Lebens versorgt, die übrigen erhalten höheren Sold.

Der grundbesitzenden Aristokratie wird eine Progressivsteuer gegenübergestellt, um eine gleichmäßigere Vertheilung des Vermögens herbeizuführen. Selbst eine Tilgung der Nationalschuld wird möglich gemacht. Am Ende warnt er noch vor allem unnützen religiösen Streit und sagt: „Ihr einfachen Männer auf beiden Seiten der Frage,*) durchschaut Ihr denn nicht diese höfische List? Wenn man Euch über Kirche und Versammlung in Zank und Streit erhalten kann, dann entsprecht Ihr grade dem Zweck jedes Höflings, der mittlerweile von dem Raub der Steuern lebt und über Eure Leichtgläubigkeit lacht." Es handelt sich jetzt vielmehr um eine energische politische Thätigkeit, und ihr Ziel ist: ein englischer Nationalconvent, ein demokratisch republikanisches England, eine menschheitliche Allianz mit Frankreich und Amerika und die Reinigung der schönen Erde von jeglichem despotischen Gezüchte! „Noch nie," sagt Paine, „bot sich für England und für ganz Europa eine so große Gelegenheit dar, als sie jetzt durch die beiden Revolutionen von Amerika und Frankreich gegeben ist. Durch die erstere erhielt die Freiheit einen Vorkämpfer in der westlichen Welt, durch die letztere in Europa. Verbindet sich noch eine andere Nation mit Frankreich, dann wird der Despotismus sich kaum noch zu zeigen wagen. Um einen gewöhnlichen Ausdruck zu gebrauchen, das Eisen wird heiß über ganz Europa. Der aufgebrachte Deutsche und der geknechtete Spanier, der Russe und der Pole beginnen zu denken. Das gegenwärtige Jahrhundert wird fortan verdienen, das Zeitalter der Vernunft genannt zu werden, und die gegenwärtige Generation wird der Zukunft erscheinen, wie der Adam einer neuen Welt."

Die Wirkung dieses wunderbaren Buches, das dem englischen Volk so recht mitten in's Herz griff und alle seine Leidenschaften in Bewegung setzte, war wahrhaft ungeheuer. Nachdem Paine, um die Circulation zu erleichtern, das Verlagsrecht dem Publikum frei gegeben hatte, wurden in England allein über 100,000 Exemplare davon abgesetzt. Jeder, der nur das geringste Interesse für das öffentliche Leben hatte, las es, und Jeder, der es las, wurde davon in seinem tiefsten Innern erschüttert. Entweder! Oder! hieß es jetzt, gleichgültig zu bleiben war fast unmöglich. Das englische Volk theilte sich in zwei große Massen. Auf der Einen Seite standen die Privilegirten und Mächtigen mit dem langen Troß von Be-

*) Episkopalen und Presbyterianer.

dientenseelen, die von menschlichen Rechten und Pflichten keine Ahnung haben und nur eines Befehls von Seiten ihrer Herren bedürfen, um gegen ihr eigen Fleisch und Blut zu Felde zu ziehen. Auf die andere Seite traten die unabhängigen Arbeiter, die Männer von gesundem Sinn und starkem Herzen, alle diejenigen, denen ein Licht darüber aufgegangen war, daß der Mensch gewisse unveräußerliche Rechte habe, die kein König und kein Lord ihm rauben dürfe. Alle Männer des Volkes rüsteten sich auf eine große Zukunft, und alle interessirten Feinde der Freiheit bebten vor dem Worte: Revolution.

Die Minister und ihre Freunde wußten vor Angst nicht, was sie anfangen sollten. Beim Erscheinen des ersten Theiles hatten sie sich ganz mäuschenstille gehalten, um den Geist der Untersuchung nicht noch weiter zu treiben. Jetzt aber waren sie vollkommen rathlos, und die Haare standen ihnen zu Berge über die neuen Lehren, die ihnen den Boden unter den Füßen wegzuziehen drohten. Endlich kamen sie überein, dieselben mit Verachtung zu strafen. Whigs und Tories verbanden sich also im Parlament, um ihre treue Anhänglichkeit an die Constitution und ihre völlige Verachtung und Geringschätzung gegen gewisse neuerdings erschienene Pamphlets zu erklären. Lord Stormont und Lord Grenville führten den Reigen. Sie hegten die feste Ueberzeugung, daß jene boshaften Schriften keinen Einfluß, durchaus keinen Erfolg haben würden, sie vertrauten auf den „gesunden Sinn des Volkes,“ und daß derselbe sie mit ungetheilter Verachtung von sich stoßen würde ꝛc. Wenn aber eben diese Vertrauenserklärung der edlen Lords schon ihre Furcht kund gab, daß dieselbe sich nicht rechtfertigen möge, so gab ihnen die Erfahrung darüber bald noch deutlichere Beweise. Der „gesunde Sinn des Volkes“ stieß die Menschenrechte nicht mit Verachtung von sich, sie gingen ihm vielmehr tief zu Herzen, und immer dichtere Schaaren drängten sich um ihren unerschrockenen Apostel.

Die Minister sahen, das Volk fing ernstlich an, sich zu bewegen, und es war hohe Zeit, dem Strome Einhalt zu thun, sollte er nicht sie selbst und alle Herrlichkeiten Altenglands mit sich fortschwemmen. Die Komödie der „Verachtung“ hatte Nichts gefruchtet, man schritt also nunmehr zur Gewalt, und dasselbe Buch, das man eben noch als ein unschuldiges Produkt des Wahnsinns behandelt, wurde nun plötzlich zu der verderblichsten, boshaftesten, aufrührerischsten Schmähschrift, die je geschrieben war. Am 21. Mai erließ der König eine Proclamation gegen alle boshaften und aufrührerischen

Schriften, die im Publikum circulirten, und an demselben Tage nahm die gerichtliche Verfolgung gegen Thomas Paine ihren Anfang

Daß übrigens das Ministerium sich nicht scheuen würde, auch zu Gewaltmaßregeln seine Zuflucht zu nehmen, hatte Paine sich längst gedacht. Schon seine Vorrede zum zweiten Theil giebt davon Zeugniß, noch mehr aber folgender Brief, den er gleich nach dem Erscheinen des Buchs an den Herausgeber Jordan richtete:

„Geehrter Herr! Sollte irgend Jemand unter der Sanction von irgend einer Art von Autorität bei Ihnen Nachfrage thun in Bezug auf den Verfasser und Herausgeber der „Rechte des Menschen," so haben Sie die Güte, mich als Verfasser und Herausgeber jenes Buchs anzugeben und der betreffenden Person diesen Brief zu zeigen. Sobald ich davon in Kenntniß gesetzt bin, werde ich erscheinen und das Werk persönlich vertreten.

Ihr ergebener Diener

London, den 16. Februar 1792. Thomas Paine."

Indeß fand das Ministerium es zweckmäßiger, den graden Weg zu vermeiden und zuerst einen Scheinprozeß gegen Jordan einzuleiten, um dadurch auf den nachfolgenden Prozeß gegen Paine bestimmend einzuwirken. Jordan spielte nämlich mit den Herren Ministern unter Einer Decke und erschien gemäß getroffener Verabredung mit dem Staatsanwalt vor Gericht und erklärte sich für schuldig. Auf diese Weise erreichten beide Parteien ihren Zweck, „Jordan, indem er sich von der Gefahr einer Verfolgung befreite, und das Ministerium, indem seine Schuldigerklärung in gewissem Maße einer Verurtheilung des Werkes gleich kam."*) Als Grund, warum man gegen Jordan verfahre, gab man an, Paine sei nicht aufzufinden, eine so abgeschmackte Lüge, als nur erdacht werden konnte. Sobald Paine davon erfahren, schrieb er an den Generalanwalt Sir Archibald Macdonald, deutete ihm an, daß er die Schleichwege seiner Verfolger recht gut verstehe, und bat ihn, die Untersuchung gegen Jordan nunmehr fallen zu lassen und sich ganz allein an ihn selbst zu halten. Allein man wollte sich vorher seiner Verurtheilung versichern. Dieselbe Tendenz hatte die königliche Proclamation, denn wenn darin die „Rechte des Menschen" auch nicht genannt waren, so waren sie doch deutlich genug bezeichnet, und Jeder verstand sehr gut, worum es sich handelte. Paine sollte zuerst nieder=

---

*) S. Shervin.

geschrieen, dann von einer in Schreck gejagten Jury zum Verbrecher gestempelt und endlich als solcher in Sicherheit gebracht werden. In gleichem Sinne hielten die feilen Freunde der Minister und die natürlichen Anhänger des hergebrachten Systems der Privilegien und der Corrüption in verschiedenen Theilen von England sogenannte Volksversammlungen, das heißt, sie trieben ihre gehorsamen Creaturen zusammen, lasen ihnen eine Addresse über die berührte königliche Proclamation vor und befahlen ihnen, sie zu unterschreiben. Hie und da gelang es auch, durch schamlos lügnerische Darstellungen rohe Pöbelhaufen in Aufregung zu bringen, und dieß war die schöne Zeit, von der Cheetham jubelt, wo nämlich nach seiner Darstellung „Paine in effigie von Einem Ende Englands zum andern getragen wurde mit einer Schnürbrust unter'm Arm, und wo die Masse, Schnürbrustmacher und alle bald lachten und bald fluchten über die unverschämten Versuche eines Schnürbrustmachers, ihre Regierung über den Haufen zu werfen." Daß die Minister sich alle erdenkliche Mühe gaben, durch das rohe Geschrei derer, denen es genügte, zu wissen, daß Paine ursprünglich ein armer Arbeiter, ein Schnürbrustmacher, also ihrem eigenen Stande entsprossen sei, um ihn für einen unverschämten Narren zu halten, die Stimme der Freiheit und des gesunden Menschenverstandes zu ersticken, ist gewiß genug, daß sie aber nicht so leichten Kauf's davon kamen, wie Cheetham hier insinuiren möchte, muß er bald nachher wider seinen Willen zugeben.

Die einlaufenden Addressen der Ministerlinge enthielten die hündischsten Anerkennungen der königlichen Proclamation, die boshaftesten Ausfälle gegen den Verfasser der Rechte des Menschen und ein endloses Gesalbader über die Segnungen ihrer himmlischen Constitution. Paine's Advokat rieth zu einer gerichtlichen Anklage gegen den Verfasser der Proclamation als zum Zweck habend, auf die Jury, die über ihn entscheiden sollte, einzuwirken. Paine verschmähte aber den gerichtlichen Weg und beschloß, der Proclamation und den Addressen auf ihrem eigenen Felde zu begegnen und sie öffentlich im Angesicht des ganzen Volkes zu bekämpfen. Er schrieb und veröffentlichte seine Addresse an die Addressanten (Address to the addressers on the late proclamation).

Dieser Brief ist einer der kühnsten und geistvollsten Productionen von Paine. Er beginnt mit einer triumphirenden Freudenbezeugung über das Erscheinen der Proclamation nebst Addressen, „die

nicht allein als Anzeigen gedient haben, sondern einen Geist der Untersuchung über die Prinzipien der Regierung und ein Verlangen, die Rechte des Menschen zu lesen, erregt haben, wo jener Geist und jenes Werk bis dahin unbekannt geblieben." Sodann schildert er mit einem wahrhaft vernichtenden Humor das bisherige Verhalten der Minister zu seinem Werk. Er copirt die Reden Lord Stormonts und Lord Grenvilles und versieht sie mit Randzeichnungen, und nachdem er ihnen selbst noch eine Musterrede über die Vortrefflichkeit der Constitution entworfen, geht er auf die gerichtliche Verfolgung gegen ihn über. „Das ganze Cabinet kam plötzlich in Allarm, wie eine Schiffsmannschaft; alle Hände wurden auf's Verdeck gepfiffen, als bildete sich eine Conspiration von Elementen gegen sie, und heraus kam die Proclamation und die Verfolgung, und die Addressen vertraten die Stelle von Gebeten. — Ihr dummen Buben, dachte ich bei mir selbst, was quält Ihr Euch so? Die Menschenrechte sind ein ruhig und verständig geschriebenes Buch, was seid Ihr denn so in Unruhe? — Die Nation giebt kein Zeichen von Furcht von sich; warum sollte denn die Regierung es thun, wenn nicht die Interessen beider wirklich entgegengesetzt sind und das Geheimniß bekannt zu werden anfängt?" In dieser populären und einschneidenden Weise beleuchtet er den Gegenstand des Prozesses und zeigt dem Volke, worum es sich eigentlich handelt, nämlich um sein Recht, zu lesen und sich belehren zu lassen. Er zieht die Winkelzüge der Minister an's Licht und wiederholt in der Kürze Alles, was er in den Rechten des Menschen gesagt. „Wenn," so äußert er sich unter Anderm, „das Lug- und Trugsystem der Monarchie und jeder Art von erblicher Regierung aufzudecken; den Druck der Steuern zu vermindern; Pläne vorzulegen für die Erziehung der hülflosen Kindheit und die sorglose Unterhaltung der Greise und Unglücklichen; bemüht zu sein, die Nationen mit einander auszusöhnen; die fürchterliche Praxis des Krieges auszurotten; allgemeinen Frieden, Bildung und Verkehr zu fördern; die Ketten des politischen Aberglaubens zu brechen und den erniedrigten Menschen zu seinem rechtmäßigen Rang zu erheben; — wenn, sage ich, das Alles schmähsüchtig ist, dann laßt mich das Leben eines Schmähschreibers führen und setzt den Namen eines Schmähschreibers auf mein Grab." Und nachdem er nun alle seine Reformvorschläge noch einmal kurz zusammengefaßt und mit der ganzen Energie seines Wesens an einen Nationalconvent zur Prüfung derselben appellirt,

richtet er gegen das Ende noch folgende erschütternden Fragen an's Volk: „Wer sind denn diejenigen, die sich vor Reformen fürchten? Ist das Volk bange, seine Steuern könnten zu sehr vermindert werden? Ist es bange, die Sinecuren und Pensionen möchten zu schnell abgeschafft werden? Sind die Armen bange, ihre Lage könnte zu angenehm gemacht werden? Ist der abgearbeitete Handwerker, oder der alte und matte Tagelöhner bange vor der Aussicht, jährlich 10 Pfund aus den Steuerüberschüssen zu bekommen? Ist der Soldat bange bei dem Gedanken an seine Entlassung und an die sechs Schillinge per Woche für Zeit seines Lebens? Ist der Matrose bange vor Abschaffung der gewaltsamen Werbung?"

Diese fulminante Addresse nebst mehreren Briefen ähnlichen Inhalts wurden von dem intelligenten Theil des Volkes mit wahrem Jubel aufgenommen. Halb England war toll, sagt Cheetham. Die Volksgesellschaften von Sheffield und Manchester brachten in öffentlichen Addressen im Namen des Volkes von England Paine ihren wärmsten Dank dar. Das Fieber griff immer mächtiger um sich. Die Minister zauderten, was zu thun. Der Prozeß verzögerte sich von Einem Tage zum andern, da plötzlich meldete sich bei Paine eine Deputation von Calais, die ihm anzeigte, er sei von den Bürgern ihrer Stadt zum Mitgliede des französischen Nationalconvents erwählt worden, und man hoffe mit Bestimmtheit auf das baldige Erscheinen des Verfassers der Rechte des Menschen an den Küsten ihrer Republik, der bei ihrer neuen Organisation sein mächtiger Geist nicht fehlen dürfe. Hinter einem solchen Ruf stand Alles zurück, seine anfängliche Absicht, vor den Schranken des Gerichts seine Grundsätze persönlich zu vertreten, wurde deßhalb sofort aufgegeben, und in wenig Tagen war er bereit, seine Reise nach Frankreich anzutreten.

In Dover schien ein Steuerbeamter es sich zur besondern Pflicht gemacht zu haben, ihm noch einen Nachgeschmack von der Anmaßung der englischen Regierung mit auf den Weg zu geben. Alle seine Sachen wurden ausgepackt und durch einander geworfen, alle seine Papiere durchstöbert und zum Theil selbst behalten, kurz jede Chicane, die nur zu ersinnen war, wurde mit boshafter Freude ausgeübt. Und kaum hatte er 20 Minuten die englische Küste verlassen, da kam ein Verhaftsbefehl vom Ministerium, der seine Abreise verhindern und ihn selbst hinter Schloß und Riegel bringen sollte.

Indeß segelte Paine freien Sinns und voll großer Hoffnungen

dem Orte seiner Bestimmung zu, und nach einer glücklichen Fahrt von wenig Stunden trat er in Calais an's Land. Sobald sein Name angekündigt war, zog die Thorwache auf, und ihre Officiere traten ihm entgegen und überreichten ihm nach einem herzlichen Willkommen die Nationalkokarde. Ein schmuckes Weib heftete sie unter warmen patriotischen Worten an seinen Hut. Zu gleicher Zeit verkündete eine Salute von der Batterie den Einwohnern der Stadt die Ankunft ihres Repräsentanten. Und nun strömten Massen Volks herbei, Männer, Frauen und Kinder, und riefen ohne Aufhören: „Es lebe Thomas Paine!" So ging er inmitten einer jauchzenden Menge durch die Straßen von Calais auf das Stadthaus, wo er mit gleicher Herzlichkeit empfangen wurde. Die Behörden der Stadt umarmten ihn nach der Reihe, wie einen alten Freund, und der Mayor begrüßte ihn in einer kurzen Anrede. Paine verstand dieselbe freilich nicht und mußte sie sich erst verdollmetschen lassen, aber das Volk verstand ihn sehr wohl, als er darauf die Hand auf's Herz legte und ihm mit seinen klaren Augen in die Seele schaute. Er antwortete durch seinen Dollmetscher, sein Leben solle ihrem Dienste gewidmet sein, aber seine Mienen, sein ganzes Auftreten sagten mehr, als alle Worte sagen konnten, und die ungetheilteste Begeisterung rauschte ihm in donnernden Zurufen entgegen. — Kaum war er dann in seinen Gasthof gekommen, so meldeten sich bei ihm mehrere amtliche Personen und der Präsident der constitutionellen Gesellschaft und luden ihn ein, ihrer öffentlichen Versammlung von jenem Abend beizuwohnen. Paine willigte mit Freuden ein, und die ganze Stadt drängte sich der Halle der "Minimes" zu, wo die Versammlung stattfinden sollte. Die Halle war festlich geschmückt und zum Ersticken voll. Paine saß auf einem erhöhten Sessel neben dem Präsidenten. Ueber dem Sessel stand die Büste Mirabeaus, und in Eins verschlungen entfalteten sich die Fahnen Englands, Frankreichs und Amerikas. Ein Sprecher kündigte ihm unter ununterbrochenem Beifall des Volkes seine Wahl an, und Männer und Frauen riefen in endlosem Jauchzen: „es lebe die Nation! es lebe Thomas Paine!" — Am Tage darauf war eine außerordentliche Versammlung zu Ehren Paine's in der Hauptkirche der Stadt, weil die Halle sich viel zu klein bewiesen hatte, und derselbe unmittelbare Enthusiasmus eines auferstehenden Volkes empfing ihn auch dort. — Den Abend nach seiner Ankunft wurde im Theater eine Vorstellung gegeben, wobei für den „Verfasser der Rechte des Menschen, den Ge-

genstand der englischen Proclamation," eine besondere Loge reservirt war. Aehnliche Ehrenbezeugungen begleiteten ihn auf seiner ganzen Reise nach Paris, wohin er jetzt ohne Säumen weiter eilte, um seinen Sitz im Convent einzunehmen. Schon unterwegs erfuhr er, daß auch Versailles, Beauvais und Abbeville ihn zu ihrem Repräsentanten im Convent gewählt hatten, doch gab er der ältesten Wahl den Vorzug.

Sobald er in Paris angekommen war, schrieb er einen Brief voll der heiligsten Freiheitsgluth an das Volk von Frankreich. Er dankt darin seinen Mitbürgern für die Ehren, die sie ihm erwiesen, verspricht alle Gefahren des Kampfes redlich mit ihnen zu theilen und verweilt mit Begeisterung bei der großen Mission, die ihnen geworden, mit den Waffen in der Hand die Freiheit durch die Welt zu tragen und gegen die Horden conföderirter Fürsten ihre geknechteten Völker in den Kampf zu rufen.

Und dann schaute er sich wieder um nach England, wo er mit genauer Noth dem Gefängniß entronnen war, um in Frankreich mit den höchsten Bürgerehren bekleidet zu werden. Nie noch war ihm die englische Regierung erbärmlicher, nie ihre Politik kleinlicher, nie ihr Benehmen gegen ihn selbst schmutziger und gemeiner erschienen. Der Prozeß gegen ihn kam ihm vor, wie ein gräßlicher Hohn auf das englische Volk, und der Gedanke, es werde dafür bald blutige Rache nehmen, erfüllte seine Seele mit Grauen. In dieser Stimmung schrieb er wieder an den Staatsanwalt in London. Er zeigt ihm an, was ihn verhindert, das Ende seiner ungerechten Verfolgung abzuwarten, stellt ihm die Absurdität des Prozesses, die sich durch seine Abreise noch vermehrt, noch einmal vor und warnt ihn dann, in seinem Verfahren gegen die Rechte des Volks nicht zu weit zu gehen. „Die Zeit, mein Herr, wird zu ernst, um mit gerichtlichen Verfolgungen zu spielen und mit nationalen Rechten Spott zu treiben. Die fürchterlichen Beispiele, die hier an Männern vollzogen sind, welche sich vor weniger als einem Jahr ebenso sicher glaubten, als irgend ein Richter oder Staatsanwalt oder eine Jury in England es jetzt thun kann, sollten bei Männern in Ihrer Stellung einiges Gewicht haben."

Diese nebst einigen andern Bemerkungen über „Herrn Welf und seine liederlichen Söhne," in denen sich Paine's ganzer Ekel gegen die Abgeschmacktheiten des monarchischen Systems kund giebt, waren dem Staatsanwalt äußerst willkommen. Hiemit ließ sich die Jury, de-

ren man sich übrigens auch ohne das schon ziemlich versichert hatte, vollends in Harnisch bringen, und ein „Schuldig" konnte gar nicht ausbleiben. Man schritt also am 18. December zur Sache. Der Staatsanwalt wählte sich aus dem ersten und zweiten Theile der Rechte des Menschen, aus der Addresse an die Addressanten und aus obigem Brief an ihn die Stellen, die ihm grade am Besten paßten. Die Zeugen sagten aus, was man von ihnen zu hören gewünscht hatte. Der unsern Lesern bekannte Drucker, Herr Chapman, hielt eine lange Rede und suchte Paine's Privatcharakter zu beschmutzen. Der Richter war ebenfalls voll Angst vor der Revolution und voll Wuth gegen ihren Apostel, stellte sich darum ganz auf Seiten des Staatsanwalts und seiner gehorsamen Zeugen. Kein Wunder also, daß die Jury es nicht einmal für nöthig hielt, sich zu berathen, sondern sofort zurückkam und ihr Schuldig über Paine aussprach. Kurz, der ganze Prozeß war eine schaale Komödie, deren Ausgang Jeder wußte, sobald sie angefangen war. Die Jury war noch zum Ueberfluß von einem Beamten der Krone ernannt.

Das „Schuldig" der Jury fand aber keinen Wiederhall im Volke, im Gegentheil, bei ihm stieg der Name des Verfassers der Rechte des Menschen täglich höher. Weit entfernt, zurückzuschrecken, hatte seine freche Verurtheilung die aufgeregten Volksmassen tief empört, und jeden Tag stand ihr offener Losbruch zu erwarten, besonders da der französische Nationalconvent am 19. November 1792 einen Beschluß gefaßt hatte, darin alle geknechteten Völker von Europa zum Aufstand gegen ihre Regierungen aufgefordert und ihnen Beistand und Brüderschaft versprochen wurde. Daß dieser Beschluß auf die revolutionären Elemente in England nicht ohne Einfluß blieb, läßt sich vorstellen. In der That fehlte dort Nichts, als ein organisirendes Genie, das die empörten Massen zu vereinigen und zum Zweck zu führen vermochte, um die ganze gepriesene Macht der englischen Regierung in wenigen Tagen über den Haufen zu werfen. Da erkannte das Ministerium die Gefahr. Das Parlament wurde noch einen Monat vor der gewöhnlichen Zeit durch Proclamation zusammenberufen, und am 1. Februar wurde der französischen Republik der Krieg erklärt. Dadurch kamen die Freunde der Revolution in eine schiefe Stellung, man schrie sie nieder als Verbündete des Feindes, und John Bulls Freiheitsdrang wurde durch den alten gewohnten Patriotismus (Franzosenhaß) erstickt. Zugleich führte das Ministerium die Verfolgung der Rechte des Menschen systematisch

weiter, wer sie verbreitete, wurde als Hochverräther behandelt und an seiner Freiheit und seinem Eigenthum gestraft. So wurde denn das Volk nach und nach eingeschüchtert, zuletzt hütete man sich vor den Rechten des Menschen, wie vor einer schleichenden Gefahr, und die kommende Generation erfuhr nicht mehr, was darin stand. —

Während Paine's letztem Aufenthalt in England waren in Frankreich ungeheure Entwicklungen vorgegangen. Die Flucht des Königs gab dazu den ersten Anstoß. Seine Wiedereinsetzung durch die Nationalversammlung erregte bei den Volksmassen von Paris einen so lebhaften Widerstand, daß Bailly und Lafayette sich bewogen fanden, sie mit Kanonen aus einander zu sprengen. So wurde die Ruhe für einen Augenblick hergestellt, aber das Volk gedachte des vergossenen Blutes, und die Gährung fraß still weiter. Von den Tribünen der Clubbs der Jakobiner und der Cordeliers erschollen zuvor nie gehörte Worte, und Männer, wie Danton, Camille Desmoulins, Marat, Robespierre, schürten das Feuer. Mehr aber, als alles Andere, wirkten die Zusammenrottungen der ausgewanderten Adligen an den Grenzen und die drohende Stellung der europäischen Fürsten, welche sich verschworen hatten, die Volksfreiheit in Frankreich nicht aufkommen zu lassen, sondern sie gleich im Keime zu ersticken, um ihre eigenen vielgetreuen Völker vor Ansteckung zu bewahren. Hand in Hand mit ihnen gingen die aufgebrachten Pfaffen, welche es sich zur heiligsten Pflicht machten, das Volk in den Provinzen gegen die Nationalversammlung aufzuregen. Endlich begann der Krieg, und eine Armee von 70,000 Preußen und 68,000 Oestreichern, Hessen und Ausgewanderten rückte unter dem Oberbefehl des Herzogs von Braunschweig gegen die französischen Grenzen. Am 25. Juli 1792 brach dieser von Coblenz auf und veröffentlichte sein berüchtigtes Manifest. Die ausgewanderten französischen Prinzen und Adligen hatten nämlich den gekrönten Tölpeln von Deutschland die Sache so leicht vorzustellen gewußt, daß diese zuerst glaubten, mit einer bloßen Drohung werde Alles abgemacht sein, und nachher sich wenigstens noch ganz bestimmt einbildeten, der Zug ihres stattlichen Heeres nach Paris werde einem fröhlichen Spaziergange gleichen, und das Volk werde sie überall im Triumph einholen und als seine Retter von der Tyrannei der Nationalversammlung begrüßen. In diesem Sinne war auch jenes Manifest abgefaßt. Nachdem es zuerst diejenigen, „welche in Frankreich die Zügel der Verwaltung mit Gewalt an sich gerissen," mit den rohesten

Vorwürfen überhäuft, erklärt es, die Verbündeten ließen ihre Armeen marschiren, „um der Anarchie in Frankreich ein Ende zu machen" und die ganze alte Herrschaft wieder herzustellen. „Die Einwohner von Städten, welche sich zu vertheidigen wagen, sollen nach der Strenge des Kriegsrechts auf der Stelle als Rebellen gerichtet und ihre Häuser niedergerissen oder verbrannt werden. Und wenn die Stadt Paris den König nicht in volle Freiheit setzt und ihm die gebührende Ehrfurcht erweist, so sind alle Mitglieder der Nationalversammlung, des Departements, des Distrikts, der Municipalität und der Nationalgarde persönlich mit ihrem Kopfe dafür verantwortlich und sollen nach Kriegsrecht ohne Hoffnung auf Gnade gerichtet werden. Und wenn man mit Gewalt in das Schloß eindringen oder es angreifen sollte, so droht es mit einer exemplarischen, ewig denkwürdigen Rache der Fürsten und mit militärischer Execution und gänzlicher Zerstörung von Paris." Die unmittelbare Antwort auf dieses empörende Manifest war der Volksaufstand vom 10. August, die Suspension Ludwigs XVI. und die Berufung eines Nationalconvents zur Reorganisation Frankreichs. Eine furchtbare Gewitterschwüle brütete jetzt über dem französischen Volke. Der Feind war über die Grenze gerückt, und schon mehrere wichtige Plätze waren in seiner Hand. Man stritt sich, was zu thun. Da ertönte Danton's mächtige Stimme. „Der 10. August," so sagte er, „hat Frankreich in zwei Parteien getheilt, deren eine dem Königthum anhängt, während die andere die Republik will. Letztere macht, wie Ihr Euch nicht verhehlen könnt, die bei weitem kleinere Zahl im Staate aus und ist die einzige, auf die Ihr im Kampfe rechnen könnt. Jene wird sich weigern, zu marschiren; sie wird Paris zu Gunsten der Fremden aufwiegeln, während Eure Vertheidiger zwischen zwei Feuern stehen und sich tödten lassen, um jene zurückzutreiben. Unterliegen sie, wie mir nicht zweifelhaft scheint, so ist das Verderben Frankreichs und Euer eignes gewiß; besiegen sie gegen alle Erwartung die Coalition, so wird selbst der Sieg eine Niederlage für Euch, denn er wird Euch Tausende von Braven kosten, während die Royalisten, ohnehin zahlreicher, als Ihr, Nichts von ihrer Kraft und ihrem Einflusse verloren haben. Meine Meinung ist, daß man, um ihre Maßregeln zu durchkreuzen und den Feind aufzuhalten, den Royalisten Furcht einjagen muß." In der Nacht vom 1. auf den 2. September kam die Nachricht von der Einnahme Verdüns durch den Feind nach Paris. Da brach das

Volk unter Marat's Anführung in die Gefängnisse und stillte mit dem Blute der Aristokraten seinen Rachedurst. Das waren die sogenannten Septembertage, welche die Schaaren der Royalisten mit Grauen erfüllten, den Schrecken auf die Tagesordnung brachten und die Republik retteten. Derselbe Fanatismus der Freiheit, der in Paris wüthete und seine Opfer verlangte, gebot auch der Invasionsarmee Halt! Der Ruf „es lebe die Nation!" brachte die Preußen zum Wanken, und dem blutschnaubenden Urheber des Manifests blieb Nichts übrig, als ganz fromm wieder heim zu ziehen.

Am 20. September trat der Convent zusammen, und sein erster Akt war die förmliche Abschaffung des Königthums und die Proclamation der Republik. Dann aber eröffnete sich sofort jener Streit auf Leben und Tod zwischen den Girondisten oder den sogenannten gemäßigten Republikanern und der Bergpartei oder den Demokraten.

Thomas Paine's Stellung im Convent war eine ganz eigenthümliche. Frühere Freundschaftsverhältnisse mit Brissot und Condorcet und persönliche Zuneigung führten ihn zu den Girondisten, die er für die reinsten Republikaner hielt, während er seinem ganzen politischen Glaubensbekenntniß nach zur Bergpartei und namentlich zu Robespierre gehörte. Wie dieser, kämpfte er sein ganzes Leben lang mit unerschütterlicher Consequenz für die Grundsätze der reinen Demokratie, aber unbekannt mit dem Boden, darauf er stand, verabscheute er die Mittel, die Robespierre und seine Genossen anwandten, um das alte verdorbene System auszurotten und die Republik auf eine sichere Basis zu stellen. Er vergaß, daß er nicht in Amerika war, wo es nur der Stimme des gesunden Menschenverstandes bedurfte, um ein gesundes freigebornes Volk zum Kampfe zu treiben gegen den gemeinschaftlichen Feind, der mit frecher Hand in sein gutes Recht einzugreifen trachtete, sondern auf dem verpesteten Boden eines tausendjährigen Despotismus, unter einem Volke, das zur Knechtschaft erzogen und durch unzählige Vorurtheile und Interessen zerrissen und zerklüftet war, und dessen Organismus sich darum auch nicht ohne erschütternde Krämpfe reinigen und zu einem gesunden Freiheitsleben durchkämpfen konnte. Er sah die Schreckensmänner mit den Augen der Girondisten an und verstand ihre eiserne Praxis nicht, welche, wie jetzt selbst die gemäßigtsten Geschichtschreiber zugeben müssen, damals allein im Stande war, die Republik gegen ihre äußeren und inneren Feinde, und gegen ihre falschen Freunde auf-

recht zu halten. Sein prinzipielles Einverständniß mit Robespierre, das sich auch auf die Religion ausdehnte, indem beide für denselben „reinen Deismus“ schwärmten, steht in einem sonderbaren Contrast zu den Vorurtheilen, mit denen er gegen jenen Hohenpriester der Demokratie erfüllt war. Sehr viel mochte dazu beitragen, daß er nur sehr mangelhaft Französisch verstand und sich von Brissot, welcher der englischen Sprache vollkommen mächtig war, und dem er das unbedingteste Vertrauen schenkte, Alles erklären ließ, was ihm im Lauf der Debatten unverständlich geblieben war. Auch war sein Herz wohl von Natur zu weich, um sich nicht gegen die Politik des Schreckens unwillkürlich aufzulehnen.

Sobald er angekommen, wurde er vom Convent in den wichtigsten Ausschuß gewählt, dem der Entwurf der Constitution anvertraut war. Dieser Arbeit widmete er sich mit der angestrengtesten Thätigkeit, und er kämpfte namentlich für allgemeines Stimmrecht. — Als bald darauf die Frage zur Entscheidung kam, ob Ludwig XVI. vom Convent persönlich zur Verantwortung gezogen werden sollte, stimmte er dafür, „um der Welt Beweise zu geben von der Perfidie, der Corruption und der Fluchwürdigkeit des monarchischen Systems.“ Als es sich aber nachher darum handelte, ob Ludwig hingerichtet werden solle oder nicht, wandte er alle seine Kräfte auf, um ihn zu erhalten. Es galt hier, ein Menschenleben zu retten, und da fragte er nicht lange, sondern that ohne Rückhalt, wozu das Herz ihn trieb. Er vertheidigte nicht Ludwigs Verbrechen, die er so todeswürdig fand, wie irgend ein Anderer, sondern er appellirte an die Gnade der Repräsentanten eines großmüthigen Volkes und stellte Ludwig als ein mehr oder weniger unzurechnungsfähiges Geschöpf seiner Erziehung und seiner unmenschlichen Stellung als König dar. Auch erinnerte er an den moralischen Eindruck, den seine Hinrichtung bei andern Völkern, namentlich in Amerika hervorbringen würde und ermahnte seine Mitbürger, ein großes Beispiel von der Humanität des republikanischen Geistes zu geben und grade bei dieser Gelegenheit die Todesstrafe, als ein blutiges Ueberbleibsel des monarchischen Systems und der Republik unwürdig, ganz abzuschaffen. Mit Bezug auf Ludwig ist er für Verbannung nach den Vereinigten Staaten, und Haft bis zum Ende des Krieges. Paine's Ansicht in dieser Sache fand wenig Anklang, aber seine unerschrockene Offenheit zwang Jedem Achtung ab und sicherte ihn lange Zeit vor Verdacht.

Ein Zug aus seinem Privatleben in jener Zeit, der seine natürliche Humanität besonders klar hervorhebt, mag hier seinen geeigneten Platz finden. Eines Tages saß er mit einigen zwanzig Freunden in einem Pariser Kaffeehause zu Tische, und Alles lachte und scherzte in fröhlicher Harmonie. Da ließ ein englischer Capitän es sich in den Sinn kommen, sich bei der Gesellschaft einzuführen, um an ihrer Unterhaltung theilzunehmen. Man kam ihm freundlich entgegen, fand aber bald aus, daß man es mit einem rohen, stößigen John Bull zu thun hatte. Er war ein heftiger Gegner der französischen Revolution und erhob dagegen die englische Constitution in Staat und Kirche bis in den Himmel. Man ging näher auf die Sache ein, und Paine ergriff das Wort und gab in seiner gewohnten Ruhe und Freimüthigkeit ein treues Bild von den damaligen Verhältnissen in England, seiner Regierung, seiner Kirche rc. Alle waren befriedigt außer Capitän Grimstone, der Paine's Argumente mit Schimpfreden der gemeinsten Art erwiederte, ihn einen Verräther an seinem Vaterlande schalt rc. Paine blieb in der besten Laune, ließ die ganze Fluth von Schimpfworten mit heiterer Miene gegen sich herankommen und zerstreute sie dann zur Ergötzung der Gesellschaft mit den Waffen des Witzes. Dadurch kam aber der patriotische Capitän so sehr in Wuth, daß er wie außer sich aufsprang auf den Platz zu, wo Paine saß, und ehe dieser noch etwas Böses ahnte, ihm einen so heftigen Schlag versetzte, daß er vom Stuhle sank.*) Abgesehen von der Barbarei der That an sich entstand sofort ein heftiger Lärm darüber, daß ein Mitglied des Nationalconvents geschlagen sei, was für eine Beleidigung der ganzen Nation angesehen und nach dem Gesetz mit dem Tode bestraft wurde. Der Capitän wurde also augenblicklich auf die Wache geschleppt, und man verlangte mit Ungestüm seinen Tod. Paine aber ruhte nicht eher, als bis er ihm vom Präsidenten des Sicherheitsausschusses einen Paß verschafft und seine Befreiung durchgesetzt hatte. Ja, damit nicht zufrieden, gab er ihm auch noch Geld, um ihm seine sofortige Abreise nach England möglich zu machen.

---

*) Dieser rohe Gewaltstreich eines Engländers gegen den alterschwachen Paine erinnert unwillkürlich an die Ohrfeige, mit der jener unbekannt gebliebene Lord an der Post in Padua seinem patriotischen Unwillen gegen den schwindsüchtigen „Atheisten" Percy Bysshe Shelley Luft machte. Unsterbliche Heldenthaten des englischen Patriotismus!

Selbst gegen Spione konnte er sein weiches Herz nicht verleugnen, wenn er sie in ihrem Privatcharakter als Menschen von Ueberzeugung hatte schätzen lernen und übrigens wußte, daß sie Nichts schaden konnten. Das erfuhr einmal ein Major Munroe, der von Pitt nach Paris geschickt war, um ihm Nachrichten über den Stand der Dinge in Frankreich zu geben. Paine wohnte mit ihm in demselben Hause und gewann ihn durch persönlichen Verkehr lieb, wenn er auch wußte, daß er der französischen Revolution gegenüber eine feindliche Stellung einnahm. Es kam zur Kriegserklärung zwischen Frankreich und England, und Major Munroe, der trotz dem in Paris geblieben war, wurde eines Tages gefänglich eingezogen, um als Spion gerichtet zu werden. In seiner Bedrängniß wandte er sich an Paine, der denn auch keine Gefahr und keine Mühe scheute, um seine Losgebung auszuwirken. Hieraus sehen wir namentlich recht deutlich, daß Paine zum Schreckensmann nicht geboren war.

Die Hinrichtung des Königs ging seinem Herzen sehr nahe, doch hielt sie ihn nicht ab, sich nach wie vor mit ganzer Seele der Reorganisation Frankreichs zu widmen. Der neue Constitutionsentwurf wurde zur Berathung vorgelegt und mit wenigen unbedeutenden Abänderungen angenommen. Als sich nun aber die Revolution unaufhaltsam vorwärts wälzte und ihren Weg mit Blut bezeichnete, als der Kampf zwischen der Bergpartei und den Girondisten sich zum Nachtheil der letztern entschied und seine besten Freunde in's Gefängniß geworfen wurden, da zog er sich zurück in seine stille Klause und arbeitete an einem Buche für die Zukunft. Nicht lange darauf sah er jene Girondisten die Guillotine besteigen. Ihre stolzen Häupter fielen. Das war der herzzerreißendste Tag in Paine's ganzem Leben, denn er glaubte bis an seinen Tod, daß damals Frankreich die treuesten Stützen seiner Revolution und die zuverlässigsten Wächter der republikanischen Freiheit verlor. Von jenem Tage an umdüsterte sich seine Seele, sein Lebensmuth war dahin, denn es war ihm, als sei der gute Geist aus der Revolution gewichen und Frankreich um alle seine großen Hoffnungen betrogen. Nur dann und wann noch ging er in den Convent und zwar bloß, um sich zu zeigen. An den Geschäften nahm er keinen Antheil mehr, weil sein ganzes Wesen sich dagegen sträubte, mit den Schreckensmännern Hand in Hand zu gehen, und „er nicht genug Französisch verstand, um ihnen wirksam entgegentreten zu können.“ So äußert er sich später in einem Briefe selbst darüber. Dazu kam noch,

daß er selbst alle Tage zur Schlachtbank geführt zu werden erwartete und den Rest seines Lebens dazu benutzen wollte, ein Werk, das er schon lange auf dem Herzen getragen und zu seinem letzten Vermächtniß an die Menschheit bestimmt hatte, zum Abschluß zu bringen. Es war dieß nämlich der erste Theil seines „Zeitalters der Vernunft," und erst sechs Stunden war er damit fertig, als er arretirt und zusammen mit unserm Landsmann Anacharsis Clootz in das Gefängniß des Luxemburg abgeführt wurde. Auf dem Wege zum Luxemburg ging er mit Erlaubniß seiner Begleiter in die Wohnung seines Freundes Joel Barlow, dem er das Manuscript des ersten Theils seines Zeitalters der Vernunft in Verwahrung gab und dabei nicht genug Freude an den Tag legen konnte, daß es ihm noch vor seinem Tode gegönnt gewesen, dieses Werk zu Ende zu bringen.

Paine's Arrestation wurde mit zwei Beschlüssen des Convents begründet, von denen der eine alle geborenen Engländer gefangen zu setzen, der andere alle Fremden aus dem Convent zu treiben befahl. Durch den letzteren Beschluß wurde Paine seines Schutzes als Conventsmitglied beraubt und fiel in den Bereich des ersteren. Nachdem er drei Wochen gesessen, gingen alle Amerikaner, die damals in Paris lebten, in einem Körper in den Convent und überreichten dem Präsidenten folgende Addresse:

„Bürger! die französische Nation hatte die berühmteste aller fremden Nationen zu der Ehre eingeladen, sie zu vertreten.

Thomas Paine, der Apostel der Freiheit in Amerika, ein tiefer und werthvoller Philosoph, ein tugendhafter und geachteter Bürger, nahm unter Euch seinen Sitz. Besondere Umstände machten den Beschluß nothwendig, alle Engländer, die sich in Frankreich aufhalten, in Arrest zu bringen.

Bürger! Repräsentanten! Wir kommen, uns von Euch Thomas Paine zu erbitten im Namen der Freunde der Freiheit und im Namen der Amerikaner, Eurer Brüder und Verbündeten; und wäre sonst noch etwas erforderlich, unsre Bitte zu unterstützen, wir würden Euch sagen: macht den verbündeten Despoten nicht die Freude, Paine in Eisen zu sehen! Wir werden Euch kund thun, daß die Siegel von den Papieren Thomas Paine's abgenommen sind, daß der Sicherheitsausschuß sie einer Prüfung unterworfen, und daß, weit entfernt, gefährliche Pläne darin zu entdecken, man Nichts fand, als jene Liebe zur Freiheit, die ihn sein ganzes Leben

lang auszeichnete, jene Beredsamkeit der Natur und Philosophie, die ihn zum Freunde der Menschheit machte, und jene Prinzipien der öffentlichen Moralität, die den Haß der Könige und die Liebe seiner Mitbürger verdienten.

Kurz, Bürger! Wenn Ihr uns vergönnt, Thomas Paine in die Arme seiner Mitbürger zurückzugeben, so erbieten wir uns, für sein Verhalten während der kurzen Zeit, die er noch in Frankreich bleiben wird, persönlich verantwortlich zu sein."

Die Antwort lautete, Paine sei in England geboren, und ihr Bemühen, ihn als einen Bürger der Vereinigten Staaten zu reclamiren, könne keine Berücksichtigung finden, da sie dazu von der amerikanischen Regierung nicht autorisirt seien. So saß er denn einen Monat nach dem andern in dem toddurchschauerten Kerker. Der offene Verkehr der Gefangenen mit einander war abgebrochen, aber man wisperte leise von Wand zu Wand, was vorging. Man erkannte die schneidende Stimme der Diener des Revolutionstribunals, man horchte in ängstlicher Spannung auf ihre Tritte, man hörte, wie die einzelnen Kerker sich leerten und dann wieder füllten, man vernahm, wie der Opfer täglich mehr wurden, wie Hebert und Anacharsis Cloots und Camille Desmoulins und Danton und die andern einst so mächtigen Häupter des Berges gefallen waren und nun Tag für Tag ganze Züge von Gefangenen hinter sich her auf die Guillotine zogen, und Niemand dachte mehr daran, verschont zu bleiben. Jeder erwartete täglich und stündlich den Tod durch Henkers Hand, und wenn er auch heute noch wider sein Erwarten übergangen war, so glaubte er doch ganz bestimmt, das nächste Mal komme die Reihe an ihn. In dieser Lage arbeitete Paine unermüdlich an dem zweiten Theil seines „Zeitalters der Vernunft," der darum noch mit mehr Recht, als der erste, als das Vermächtniß eines sterbenden Mannes, der immerfort den Tod unmittelbar vor Augen sah, betrachtet werden muß. An sich selbst und seine Befreiung dachte er längst nicht mehr, den fürchterlich consequenten Gang der Schreckensmänner begriff er nicht und hielt dieselben für mordlustige Tyrannen ohne Herz und ohne Verstand, die französische Freiheit glaubte er schmählich hingemordet, und sein Glaube an diese verheißungsvolle Revolution war geschwunden, aber trotz alle dem stand sein Glaube an die Menschheit so fest, wie je, der Gedanke an Amerika hielt ihn aufrecht, und die politische und religiöse Befreiung der Welt, für die er ohne Unterlaß gekämpft, seit ihm das Licht

des Gesunden Menschenverstandes aufgegangen, blieb auch in dieser finstern Zeit der einzige Gegenstand seines Sinnens. Und er schrieb gegen den Glauben an die Bibel, weil er ihn für das Fundament aller weltlichen und geistlichen Tyrannei erkannt zu haben glaubte. Mag man hierüber denken, was man will, kein redlicher Mensch kann ohne tiefe Bewegung lesen, was unter solchen Umständen entstand, und Jeder muß sich selbst gestehen: Paine war ein Charakter, dem es Ernst war mit seinem Streben, und den Nichts abhalten konnte, zu thun, was sein Gewissen, sein Glaube, seine Religion ihm dictirte. Jeder ernste Mensch, mag er übrigens glauben, was er will, weiß solche Menschen zu achten und in Ehren zu halten. Freilich, Viele, die sich Christen nennen und Auserwählte des Herrn, würden Paine selig sprechen, wenn er damals im Angesicht der Guillotine zu Kreuz gekrochen wäre, alle Produkte seines Geistes, den Gesunden Menschenverstand, die Menschenrechte rc. für Werke des Teufels erklärt und dann sein ganzes übriges Leben Nichts mehr gethan hätte, als beten und zu dem Herrn schreien, während sie ihn jetzt natürlich ohne Gnade ewig in der Hölle braten lassen, aber Mensch ist Mensch und „Christ" ist „Christ," so mag sich denn der Mensch zum Menschen und der „Christ" zum „Christen" halten, bis Alle Menschen und Alle Christen geworden sind und sich ihrer großen Todten ohne Hader und Zank in Dankbarkeit zu erinnern wissen.

Nachdem er ungefähr acht Monate gesessen, sollte er mit seinen Stubengenossen zur Guillotine geführt werden, wurde aber durch einen merkwürdigen Zufall gerettet. Paine erzählt selbst folgender Maßen: „Das Zimmer, in dem ich saß, lag an einem langen Gang, und seine Thür öffnete sich nach Außen und flach gegen die Wand, so daß, wenn es offen war, die innere Seite der Thür auswärts gekehrt war. — Wenn die Gefangenen haufenweise herausgeführt wurden zur Guillotine, so geschah das immer bei Nacht, und diejenigen, welche jenes Amt versahen, hatten ein geheimes Merkzeichen oder Signal, daran sie sahen, in welche Zimmer sie zu gehen, und wie viele sie herauszunehmen hatten. Unserer waren vier, und die Thür war, ohne daß wir es bemerkt, mit jener Zahl in Kalk bezeichnet worden; zufälliger Weise aber wurde das Zeichen gemacht, während die Thüre offen und flach gegen die Wand gedrückt war. Dadurch kam es auf die innere Seite, als wir Abends zumachten, und der Würgengel ging vorüber." Unmittelbar darauf befiel ihn eine

schwere Krankheit, die ihn zu tödten drohte, in der That aber seine Rettung vollendete. In der Meinung, er werde doch nicht wieder aufkommen, mochte man es nicht für der Mühe werth halten, ihn erst noch auf die Guillotine zu schleppen. Er versank in einen Zustand der Betäubung und war mehrere Wochen lang ganz ohne Bewußtsein. Als er wieder zu sich kam, war das Erste, wovon er hörte, der Fall Robespierres. Einige Tage später empfing er die Nachricht, daß James Monroe*) als bevollmächtigter Minister der Vereinigten Staaten in Paris angekommen sei. Da fing er wieder an, für sein Leben und seine Befreiung zu hoffen, und schickte dem neu angekommenen Minister sofort einen Brief, worin er ihn mit seiner Lage bekannt machte und um seine Verwendung bat. Monroe's Antwort war äußerst herzlich und wohlthuend. Er legt das tiefste Interesse für Paine's Wohlergehen an den Tag, verspricht ihm mit der größten Bereitwilligkeit, Alles für ihn zu thun, was in seinen Kräften liegt, versichert ihn des dankbaren Andenkens des amerikanischen Volkes, so wie der Freundschaft seines Präsidenten und fordert ihn auf, ihn persönlich für seinen Freund anzusehen. In Bezug auf Paine's Andenken beim Volke äußert er unter Anderm: „Es drängt mich, Ihnen zu sagen, wie sehr alle Ihre Landsleute — ich spreche von der großen Masse des Volkes — an Ihrem Wohlergehen Antheil nehmen. Sie haben die schwierigen Zeiten, die sie durchgemacht, nicht vergessen, noch blicken sie je auf den allgemeinen Gang der Begebenheiten zurück, ohne in ihrer Brust ein schuldiges Gefühl für die Verdienste derer aufleben zu lassen, welche ihnen in jenem großen und heißen Kampfe dienten. Das Verbrechen der Undankbarkeit hat unsern nationalen Charakter noch nicht befleckt, und ich vertraue fest, es wird ihn nie beflecken. Sie werden von ihnen nicht allein als ein Mann betrachtet, der in unserer eigenen Revolution wichtige Dienste gethan, sondern auch noch nach einem größeren Maßstab als ein Freund der menschlichen Rechte und als ein ausgezeichneter und fähiger Vorkämpfer der öffentlichen Freiheit. Für das Wohlergehen von Thomas Paine sind die Amerikaner nicht gleichgültig, noch können sie es je werden.“ Allein Washington hatte den Verfasser des Gesunden Menschenverstandes und den Propheten der Krisis vergessen und sich weder vorher nach seinem Zustande erkundigt, noch auch jetzt dem neuen Botschafter

*) Der nachmalige Präsident.

Instructionen in Bezug auf ihn mitgetheilt. So konnte denn Paine erst zwei Monate später, am 4. November 1794 befreit werden, nachdem er über 11 Monate gesessen hatte.

Gleich nach seiner Befreiung wurde er auf einstimmigen Beschluß eingeladen, seinen alten Sitz im Nationalconvent wieder einzunehmen. Er nahm die Einladung an, doch war durch die lange Gefangenschaft seine Gesundheit so sehr zerrüttet, daß er nur noch sehr kurze Zeit zu leben hoffte. Er warf deßhalb vor der Hand seine ganze Thätigkeit auf den zweiten Theil seines Zeitalters der Vernunft, den er nicht unvollendet lassen wollte. Mit dem Ende des Jahres war er fertig, und in den ersten Tagen des Jahres 1795 erschien das ganze Werk in Paris und wurde sofort in England und Amerika nachgedruckt.

Dieses Buch, das er unter den Schutz seiner Mitbürger in den Vereinigten Staaten stellt, enthält Paine's Ansichten über Religion, und er verlangt dafür dieselbe Duldung, die er jeder andern religiösen Meinung gewährt. An der Spitze des Ganzen steht folgendes Glaubensbekenntniß: „Ich glaube an Einen Gott, und nicht an mehr — und ich hoffe auf einen glücklichen Zustand nach diesem Leben. — Ich glaube an die Gleichheit der Menschennatur, und ich glaube, daß religiöse Pflichten darin bestehen, Gerechtigkeit zu üben, Erbarmen zu lieben, und unsere Nebenmenschen glücklich zu machen." Von diesem Standpunkte des „reinen Deismus" aus greift er den Offenbarungsglauben an, der sich nach ihm bloß auf Hörensagen gründet und sucht aus moralischen und kritischen Gründen darzuthun, daß die Bibel nicht das Wort Gottes ist. Sein Wort Gottes ist die Natur, seine Theologie Naturwissenschaft, und sein Gottesdienst nützliche Thätigkeit für die Menschen. Der erste Theil des Buches ist mehr allgemein gehalten, während der zweite durch Vergleichung von Bibelstellen, Zusammenstellung von Widersprüchen &c. seine Auffassung näher begründet. Er kämpft gegen alle privilegirten Staatskirchen und gegen die ehebrecherische Verbindung von Religion und Politik, im Uebrigen ist das ganze Werk ebenso sehr gegen den Atheismus, der damals in Frankreich um sich zu greifen begann, als gegen den orthodoxen Bibelglauben gerichtet. Paine's Gottesbegeisterung setzte selbst Bischöfe der anglicanischen Kirche in Verwunderung, und seine Moral ist so rein, daß es schwer halten würde, dagegen etwas aufzubringen. Näher darauf einzugehen, erlaubt uns nicht der Raum, nur müssen wir noch bemerken, daß

diejenigen, die das „Zeitalter der Vernunft" als Paine's vorzüglichstes Werk anpreisen, uns seinem Verfasser Unrecht zu thun scheinen. Es giebt viel schärfere und gewaltigere Schriftsteller auf dem Gebiete der Religion, aber auf dem Gebiete der Politik giebt es nur Einen Gesunden Menschenverstand.

Das Hauptfeld für die Wirkung des „Zeitalters der Vernunft" war England, wo es von einem großen Theil des Volkes mit wahrer Gier aufgegriffen wurde. Freilich hatte es in England schon viele sogenannte Freidenker gegeben, aber unter ihnen war kein Volksschriftsteller, wie Paine. Wie überall, so drang auch hier seine ergreifende und allgemein faßliche Sprache direct in die Massen des Volks, die noch nie daran gedacht hatten, die Wahrheit alles dessen zu bezweifeln, was ihre Priester ihnen vorpredigten. Einer sagte es dem Andern, was ihm für ein Licht aufgegangen, und wenn auch die Priester fluchten und wetterten, wer sich das „infame, teuflische Buch" verschaffen konnte, las es doch und schlug hinterher „allen Pfaffen" ein Schnippchen. Das war eine Bewegung, von der man sich früher in England Nichts geträumt hatte. Gegenschriften, die den verderblichen Geist des Unglaubens niederschlagen sollten, erschienen eine nach der andern, selbst der Bischof von Llandaff fand sich bewogen, eine „Apologie der Bibel" zu schreiben. Aber das Alles wollte nicht helfen, da wählte man denn wieder den alten Weg der Verfolgung, machte gegen den Buchhändler Williams einen Prozeß wegen Verbreitung gotteslästerlicher Schriften anhängig, ließ ihn mit sammt dem Buche und dessen Verfasser von einem beredten Advokaten, Herrn Erskine, in die Hölle verdammen und endlich von einer Spezialjury „schuldig" finden. Das ist so der sicherste Weg in dem gesetzlichen England. Paine schrieb einen Brief voll beißender Ironie an Erskine, stellte den ganzen Prozeß in seiner absurden Lächerlichkeit dar und gab ihm in den Kauf noch eine ganze Reihe neuer Beweisgründe gegen die Göttlichkeit der Bibel. Erskine aber schwieg und schien mit der Verurtheilung des Buches so zufrieden, daß ihm eine ernstliche Beurtheilung desselben gar nicht in den Sinn kam.

Sobald er mit seinem Buche fertig war, ging Paine wieder mit dem alten Eifer seinen Pflichten im Nationalconvent nach. Seine Grundsätze waren dieselben geblieben, und er stritt für sie mit unerschütterlichem Muth. Aber der jetzige Convent war eine Versammlung selbstsüchtiger Krämerseelen, denen das Volk und die Demo-

kratie ein Greuel war, und die mit Robespierre auch die Menschenrechte zum Tode verurtheilt hatten. Am 23. Juni 1795 wurde der Entwurf einer neuen Constitution nach ihren Begriffen von Recht zur Berathung vorgelegt. Natürlich gaben die edlen „Volksrepräsentanten" alle ihren Beifall, nur Paine nicht. Er reichte der Versammlung einen Aufsatz ein über die ersten Prinzipien der Regierung, suchte in einer feurigen Addresse den ersten Grundsatz der Demokratie, das allgemeine Stimmrecht, das jene Krämer schändlich in den Staub getreten, vor'm Untergang zu bewahren und wandte alle seine Kräfte an, die Revolution zu retten und gegen so verderbliche Rückschritte zu schützen. Man hörte ihn ruhig an wie einen armseligen Schwärmer aus alten Zeiten und gab dann der neuen Constitution seine ungetheilte Beistimmung. Seit Robespierre und der Schrecken nicht mehr waren, sah man auch keinen Grund mehr, warum man sich um das lumpige Volk und seine sogenannten Rechte bekümmern sollte. Mit der Annahme der Constitution löste sich der Convent auf, und da Paine nachher nicht wieder erwählt wurde, so war er jetzt wieder ganz seinem Privatleben zurückgegeben.

Er wohnte im Hause Monroe's, der ihn gleich nach seiner Befreiung gastlich aufgenommen hatte und ihn in jeder Beziehung als einen Freund und als ein Mitglied seiner Familie behandelte. Im Ganzen blieb er über 18 Monate in diesen freundlichen Verhältnissen, was nicht wenig beitrug, seine sehr zerrüttete Gesundheit einigermaßen wiederherzustellen. Damals schrieb er nach Vollendung des Zeitalters der Vernunft noch zwei sehr merkwürdige Pamphlets. Das eine beleuchtet die gebrechlichen Seiten des englischen Finanzsystems, sucht den Credit desselben zu untergraben und sagt seinen gewissen Ruin voraus. Der Stockengländer mag freilich jetzt über Paine lachen, weil er den Banquerut als zu nahe bevorstehend verkündet, aber er sollte sich hüten, Paine kann sich in der Zeit geirrt haben, aber vielleicht nicht in der Sache, denn „es ist noch nicht aller Tage Abend." Das andere Pamphlet heißt: „Agrarische Gerechtigkeit." Er geht hier von dem Grundsatz aus, daß in einer civilisirten Gesellschaft kein Mensch schlechter daran sein sollte, als wenn er im Naturzustande geboren wäre, bemerkt dann, daß im Widerspruch damit in den civilisirten Ländern der Welt viele Millionen weit schlechter daran sind, als wären sie unter den Indianern Nordamerikas geboren. Er geht dann weiter und stellt als ein allgemein anerkanntes Prinzip hin, daß im Naturzustande die Erde das „Ge-

meingut aller Menschen" war, daß darum wohl die Arbeit an der Erde, nie aber die Erde selbst Privateigenthum werden konnte, ohne daß dadurch diejenigen, die ohne Land blieben, eines wesentlichen Rechtes beraubt wurden. Auf diesen Grund hin verlangt er eine Besteuerung des Grund und Bodens, gewissermaßen Pachtgeld für die rohe Erde, zur Entschädigung der Landlosen und zur Verbannung der Armuth aus der menschlichen Gesellschaft.

Im Jahre 1796 veröffentlichte er einen „Brief an den General Washington," worin er denselben auf das Bitterste angriff. Es hatte ihm in der Seele wehe gethan, daß sein alter Freund, „der ihn doch kennen mußte," ihn so unbekümmert hatte im Gefängniß sitzen lassen, ohne auch nur Einen Schritt zu thun, sein Leben zu retten. Es hatte ihn außerdem schon lange tief beschämt, zu bemerken, daß Washington selbst während der ungetrübtesten Zeit der französischen Revolution eine zweideutige Stellung zu Frankreich einnahm und dagegen bei jeder Gelegenheit mit England liebäugelte. Jetzt aber, wo ein Handelsvertrag zwischen Amerika und England abgeschlossen war, der ihm mit den früher übernommenen Verpflichtungen der Vereinigten Staaten gegen Frankreich in directem Widerspruch zu sein schien, konnte er seinen Unmuth nicht länger bemeistern, und er schrieb ohne Hehl grade, wie es ihm um's Herz war. Für den unbefangenen Mann sind dergleichen Ausbrüche des Unmuths Quellen der Erkenntniß, während der Fanatiker in wohlbehäbiger Unwissenheit überall nur seinen Abgott anbetet und Jedem auf den Kopf schlägt, der ihn aufklären will. Nach unserer Ansicht verliert Washington durch diesen Brief eben so wenig, wie Paine.

In demselben Jahre stiftete er mit mehreren Freunden die Gemeinde der „Theophilanthropen" oder der Freunde Gottes und der Menschheit, welche den „reinen Gottesdienst" und die Liebe zu den Menschen zu einem religiösen Cultus erheben wollten. Eine Rede, die er im folgenden Jahre vor dieser Gesellschaft hielt und nachher veröffentlichte, führt in ihre Lehren näher ein. Ein „Brief an das Volk und die Armeen von Frankreich über die Ereignisse des 18. Fructidor" und ein „Brief an Camille Jordan über Priester, Glocken und öffentlichen Gottesdienst" waren die letzten Schriften, die er in Europa veröffentlichte. In ersterem vertheidigt er als eine „Ausnahmsmaßregel, durch absolute Nothwendigkeit geboten," das gewaltsame Einschreiten gegen eine treulose, gegen das Volkswohl verschworene gesetzgebende Versammlung, sucht das französische Volk

und seine Armeen wieder für republikanische Grundsätze zu erwärmen und ermahnt es dringend, sich um seine Revolution nicht betrügen zu lassen. In letzterem wendet er sich mit der ganzen Entrüstung eines alten Vorkämpfers der Revolution gegen die pfäffischen Vorschläge eines frömmelnden Philisters, der alle Herrlichkeiten des von der Revolution gestürzten Pfaffenthums wieder heraufbeschwören will. „Es ist ein Zeichen von Gefühllosigkeit," sagt er unter Anderm, „von Priestern und Glocken zu schwatzen, so lange noch so viele Kinder in den Hospitälern umkommen und alte und schwache Bettler in den Straßen aus Mangel am Nothwendigsten. Der Ueberfluß, den Frankreich hervorbringt, reicht hin für jedes Bedürfniß, wenn er nur richtig angewandt wird; aber Priester und Glocken sind Luxusartikel und sollten am Wenigsten in Betracht kommen." Indeß wurde die Gegenrevolution, die mit Robespierres Fall begonnen, immer mächtiger und offener. Zuletzt nahm Napoleons Waffenruhm und die Gewalt seines Genies Alles gefangen, und die Stichworte der Revolution sanken zu bloßen Phrasen herab oder verschwanden ganz. Alles sprach von Ehre und schwärmte von Ruhm, kein Wunder also, daß Paine mit seinem nüchternen Menschenverstand allein blieb. Er sah mit tiefer Wehmuth den stolzen Geist der Demokratie zum Sclaven eines eitlen Phantoms erniedrigt, und es verlangte ihn fort, fort aus dem glanzbestochenen Europa und hin nach Amerika auf seine Farm, wo noch eine reine Luft wehte, und wo er wenigstens hoffen durfte, in republikanischer Erde begraben zu werden.

Schon gleich nach seiner Befreiung hatte ihn eine mächtige Sehnsucht nach Amerika ergriffen, aber englische Kreuzer lauerten auf ihn an Frankreichs Küsten, und geheim konnte er nicht abreisen, da er damals Mitglied des Nationalconvents war und nur von ihm mit einem Paß versehen werden konnte. Als Monroe Frankreich verließ, sollte er mitreisen, aber unvorhergesehene Umstände hielten ihn davon ab und zu seinem Glück, denn das Schiff wurde unterwegs von einer brittischen Fregatte angehalten und von Oben bis Unten durchsucht nach — Thomas Paine. Er dachte sich dann heimlicher Weise in Havre einzuschiffen, kehrte aber zurück, als er mehrere brittische Fregatten vor dem Hafen kreuzen sah. Indem er sich so von aller Gelegenheit zur Heimkehr nach Amerika abgeschnitten fand, wandte er sich an Thomas Jefferson, „im Fall die nächste Wahl ihn zum Präsidenten erheben sollte." Jefferson antwortete, wie folgt: „Sie drücken in Ihrem Briefe den Wunsch aus,

mit einem nationalen Schiff nach Amerika zurückzukehren. Herr Dawson, welcher den Tractat zu überbringen hat und Ihnen diesen Brief einhändigen wird, ist mit Befehlen an den Capitän der Maryland versehen, Sie aufzunehmen und zu Hause zu führen, wenn Sie sich in so kurzer Zeit zur Abreise fertig machen können. Sie werden uns im Allgemeinen zu Gefühlen zurückgekehrt finden, die früherer Zeiten würdig sind; an diesen ohne Unterlaß und mit so viel Erfolg, als irgend ein lebender Mensch, gearbeitet zu haben, wird Ihr Ruhm sein. Daß Sie noch lange leben mögen, um Ihre nützlichen Arbeiten fortzusetzen und den Lohn der Dankbarkeit der Nationen zu ärndten, ist mein aufrichtigster Wunsch. Empfangen Sie die Versicherungen meiner Hochachtung und meiner herzlichen Anhänglichkeit." Dieser Brief machte Paine's Sehnsucht noch größer, aber es war ihm nicht möglich, die gebotene Gelegenheit zu benutzen. Er kam dann mit Commodore Barney überein, auf einem Schiffe, das er gemiethet, überzufahren, und wiederum hielt ein glücklicher Zufall ihn zurück — das Schiff versank. Endlich am 1. September fuhr er von Havre ab und kam am 30. October 1802 in Baltimore an.

Sein Empfang in Amerika war, wie sich voraussehen ließ. Die Einen feierten ihn, die Andern verfluchten ihn, gleichgültig blieb Niemand. „Von New-Hampshire bis Georgien," so schreibt er selbst an Clio Rickmann, „war jede Zeitung mit Beifall oder Verleumdung angefüllt." Auf seinem Wege durch Baltimore wurde er von Herrn Hargrove, Prediger einer neuen Sekte, der Neu-Jerusalemiten, angesprochen. „Sie sind Herr Paine," sagte Herr Hargrove. „Ja." „Mein Name ist Hargrove, Herr; ich bin Prediger der Neu-Jerusalemitischen Kirche hier. Wir, Herr, erklären die Schrift nach ihrer wahren Bedeutung. Der Schlüssel war über 4000 Jahre verloren, und wir haben ihn gefunden." „Dann," sagte Paine trocken, „muß er sehr rostig gewesen sein." —

Indeß blieb er nur kurze Zeit in Baltimore und reiste dann weiter nach Washington, wo er von dem damaligen Präsidenten Jefferson auf das Herzlichste empfangen wurde. Jefferson war zu groß, um vor den Vorurtheilen bethörter Massen zurückzubeben, und sein Charakter zu sonnenhell, um nicht allen Vorurtheilen zum Trotz vom Volke erkannt und gewürdigt zu werden. Als er Paine die Gelegenheit angeboten, mit der Maryland zu fahren, verbreitete sich davon das Gerücht unter seinen höchsten Beamten, und diese fragten

ihn voll Verwunderung, ob das wahr sei. „Ich habe es gethan," erwiederte er, „und wenn er ankommt und ich habe ein Amt zu vergeben, das für ihn paßt, so werde ich es ihm geben; ich werde nie alte Freunde verlassen, um für neue Platz zu machen." Und mochte man sagen und erzählen, was man wollte, Jefferson ließ sich an Paine's Werth nie irre machen und blieb mit ihm bis an seinen Tod in ununterbrochener, vertrauensvoller Correspondenz, so gut er auch wußte, wie die feigen Anhänger selbst seiner Partei sich darüber ärgerten und seine Feinde es benutzten, ihn unpopulär zu machen.

In Washington fand Paine bei allen Beamten der Administration die freundlichste Aufnahme. Jeder erinnerte sich dankbar seiner Verdienste um die Republik, und erst später, als man merkte, daß er bei einem großen Theil des Volks unpopulär geworden, zog man sich politischer Rücksichten halber von ihm zurück, setzte ein frommes Gesicht auf und schlug gegen den „Ungläubigen" ein Kreuz.

Von Washington aus schrieb er seinen ersten „Brief an die Bürger der Vereinigten Staaten." Darin heißt es am Ende: „Ich schließe mit Bezeichnung der Bahn, die ich in meinem Leben dahier verfolgen werde. Ich habe keine Veranlassung, noch Absicht, eine Stelle oder ein Amt in der Regierung anzunehmen. Sie könnte mir keine geben, die in irgend einer Weise den Vortheil aufwiegen würde, den ich als Schriftsteller machen könnte (denn ich habe einen festbegründeten Ruf in der literarischen Welt), könnte ich es mit meinen Prinzipien vereinigen, mit meiner Politik oder Religion Geld zu machen. Ich muß in Allem bleiben, was ich stets gewesen bin, ein uninteressirter Freiwilliger. Die rechte Sphäre meiner Thätigkeit ist auf dem gemeinen Boden der Bürgerschaft, und ehrlichen Männern gebe ich meine Hand und mein Herz frei und offen. — — — Ich werde diese Briefe fortsetzen, so oft ich Veranlassung dazu finde, und was die niedrigen Parteiblätter anbetrifft, denen es beliebt, mich anzuschwärzen, so sind sie willkommen. Ich werde mich nicht herablassen, sie zu beantworten. Ich bin zu sehr an solch gemeinen Stoff gewöhnt, um irgend Notiz davon zu nehmen. Die Regierung von England hat mich mit tausendfachem Märtyrerthum geehrt, indem sie mich in jedem Städtchen jenes Landes in effigie verbrannte, und ihre Söldlinge in Amerika mögen dasselbe thun."

Bald darauf ging er nach New-York, wo er in Lovett's, jetzt City Hotel, mit einem Festmahl gefeiert wurde, woran sein nachmaliger Verleumder Cheetham besonders eifrigen Antheil nahm. Ein in

New-York wohl bekannter Mann, Grant Thorburn, erzählt uns, daß auch er damals Paine besuchte, sich bei ihm einführte und mit ihm die Hände schüttelte, und zwar bloß, wie er sagt, um einmal den Mann zu sehen, der den Gesunden Menschenverstand geschrieben hatte, und von dem so viel gesprochen wurde. Thorburn war aber damals Religionslehrer und hatte ein Amt in einer Baptistenkirche. Sobald die Mitglieder derselben erfuhren, daß er mit Thomas Paine die Hände geschüttelt hatte, entließen sie ihn sofort.

Wie in diesem einzelnen Falle, so machten die Pfaffen und ihre frömmelnden Anhänger überall ihren ganzen Einfluß geltend, um allen denjenigen, die noch mit Paine Umgang pflegten, fühlbaren Schaden zuzufügen. Das Zeitalter der Vernunft wurde in jeder Kirche als ein Werk des Teufels verflucht, dessen bloße Berührung schon verführend wirke und die armen Seelen mit Gewalt in die Hölle ziehe. Paine selbst war der Fleisch gewordene Satan, der umherging, wie ein brüllender Löwe und suchete, wen er verschlinge. Von allen Kanzeln herab wurde gebetet, das arme amerikanische Volk vor Anfechtung zu bewahren und den Plan der Hölle, es zu einem Volk von Ungläubigen und Gotteslästerern zu machen, zu vernichten. Selbst den Kindern in der Wiege wurde Paine schon als Gespenst mit Hörnern und Pferdefuß vorgemalt und dabei aller Farbenglanz des höllischen Feuers in Anwendung gebracht, um ihnen bei Zeiten den gehörigen Schrecken vor den gefährlichen Büchern jenes Gotteslästerers beizubringen. Das arme gutgläubige Volk warf Alles, was es von Paine hatte, aus dem Hause und fürchtete sich gar sehr. Diejenigen aber, die verständig genug waren, sich vor den schwefelstinkenden Redensarten der Pfaffen nicht zu fürchten, erschracken vor den abergläubigen Massen, von denen sie abhängig waren, und die sie namentlich für ihre politische Laufbahn nothwendig gebrauchten. So bückten sie sich denn vor dem Aberglauben, mieden Paine's Gesellschaft, ja fluchten ihm selbst gelegentlich, wo sie damit ein Dutzend Stimmen zu erhaschen hofften, und schlichen sich so in Amt und Würden. Und das ist hier unter den Politikern Mode geblieben bis auf den heutigen Tag, aber wenn das arme Volk nicht mehr betrogen sein will, dann wird manche heuchlerische Maske fallen, manches fromme Gesicht verschwinden.

Für Paine war es freilich eine bittere Erfahrung, manche alte Freunde, die sich noch bis in die neueste Zeit in religiöser Beziehung mit ihm völlig einverstanden erklärt hatten, und von denen er fest

überzeugt war, daß sie ihre Ansichten nicht geändert, nun plötzlich mit frommen Redensarten um sich werfen zu hören, es war sehr schmerzlich für ihn, zu sehen, wie ein großer Theil seines geliebten Volkes sich vor ihm fürchtete, wie die Politiker scheu von seiner Seite schlichen, und wie die Dummheit und die pfäffische Selbstsucht, der Aberglauben und die Heuchelei triumphirten, aber er ließ sich dadurch nicht abschrecken, die letzten Tage seines Lebens redlich zu verwenden, seine alten Grundsätze zu bekräftigen und sie festen Sinnes mit in's Grab zu nehmen. Statt der feigen Aemterjäger, die seine Nähe flohen, wählte er jetzt seinen Umgang unter unabhängigen Arbeitern, die sich nicht fürchteten, bei ihm gesehen zu werden, und stolz darauf waren, sich seine Freunde und Jünger zu nennen. Nur Jefferson, De Witt Clinton und einige andere noble Naturen zeigten sich ebenso unabhängig, wie diese Arbeiter, und ließen sich durch Nichts abhalten, ihm bis an's Ende seines Lebens die herzlichsten Freundschaftsbezeugungen zu erweisen. Samuel Adams schrieb ihm offen, wie ein Mann, und stellte ihn wegen des Zeitalters der Vernunft zu Rede, Paine antwortete in einem Geist der Duldung, davor alle religiösen Fanatiker sich verkriechen müssen.

Mochte aber Paine zurückgestoßen werden, soviel er wollte, dadurch ließ er sich nicht abhalten, mit Freuden jede Gelegenheit zu ergreifen, wo er sich nützlich beweisen zu können dachte. Ein treuer Anhänger der Administration griff er ihre Verleumder mit schonungsloser Härte an, denuncirte die englische Politik der Föderalisten, wo sie sich nur blicken ließ, spürte die Emissäre der englischen Regierung und ihre bezahlten Freunde auf und gab sie der allgemeinen Verachtung preis, predigte dem Volke ohne Unterlaß die alten Grundsätze der Revolution und suchte es für ein ächt demokratisches Leben zu erwärmen und ihm seine Pflichten gegen sich selbst und gegen die Menschheit begreiflich zu machen. Thomas Paine war durch und durch Demokrat und ein Todfeind der Föderalisten. Als in Pennsylvanien eine Convention berufen wurde zur Revidirung der Constitution, richtete er eine Addresse an sie, worin er die ehrwürdige Gestalt Benjamin Franklins heraufbeschwor, an seine Weisheit, an seine Humanität erinnerte, und sie aufforderte, sich an seinen Geist zu halten, und die durch die vorige Convention vorgenommenen undemokratischen „Reformen“ an der alten Constitution wieder aufzuheben. Als Cheetham, der Redakteur des Hauptorgans der demokratischen Partei in New-York, anfing, nach englischem

Golde zu schielen, schlug er ihn mit einigen derben Schlägen zu Boden, und die Partei stieß den Verräther aus ihren Reihen. Aber auch die Entwicklung in Europa verfolgte er bis an seinen Tod mit dem alten Feuer. Napoleon hielt er trotz seiner Kaiserkrönung für den Vorkämpfer einer europäischen Revolution, und diese konnte nach Paine's Ueberzeugung nur in ein großes demokratisches Staatenleben enden, denn auch Napoleon war ein Geschöpf der Demokratie und konnte sich nie auf den alten Legitimitätsglauben stützen, der die europäischen Völker in Fesseln hielt. Wenn daher die Freunde Englands und der europäischen Fürstenallianz Napoleon in die Hölle verdammten und ihn einen schändlichen Usurpator, einen Tyrannen, einen Despoten schalten, so erwiederte Paine ganz einfach, Napoleon sei viel weniger ein Usurpator, als alle Fürsten Europas zusammen genommen, da er wenigstens von seinem Volke gewählt sei, und seine Tyrannei sei auch noch lange nicht so schlimm, als die der vielen winzigen Ländesväter, die mit ihrem Schwarm von Blutsaugern ganz anders zu hausen verständen, als Napoleon mit seiner Armee. Als im Jahre 1804 von einem Einfall Napoleons in England die Rede war, schrieb er eine Addresse an das englische Volk, worin er den gegenwärtigen Zustand Englands und Nordamerikas neben einander stellt, auf die Wurzel des Uebels in England zeigt, und dem Volke den guten Rath giebt, von Napoleons Einfall einen vernünftigen Gebrauch zu machen, das Raubgesindel, das an seinem Leben zehrt, zum Lande hinaus zu jagen und sich selbst einzurichten, wie es sich für ein freies Volk geziemt. Schon früher, als er noch in Frankreich war, wurde ein Ueberfall Englands in Anregung gebracht. Sobald Paine davon hörte, erbot er sich in einem Brief an den Rath der Alten, aus seinen spärlichen Mitteln 500 Livres dazu beizusteuern und sonst mit allen seinen Kräften das Unternehmen zu unterstützen. Etwas später nahm Napoleon als erster Consul den Plan wieder auf und theilte ihn Paine persönlich mit, der ihn begleiten und das englische Volk gegen seine Regierung revolutioniren sollte. Paine fand sich mit Freuden dazu bereit, denn unter dem Schutz einer bewaffneten Macht der Gewalt der englischen Regierung gegenüber hoffte er das Volk in wenig Tagen zum Aufstand zu bringen und es zu vermögen, sich demokratisch zu constituiren und mit seinen Nachbaren in Frieden und Freundschaft zu leben. Napoleon oder vielmehr der General Buonaparte hielt sehr viel auf Paine. „Als jener von sei-

nem Feldzug aus Italien zurückkehrte, besuchte er ihn und lud ihn ein, bei ihm zu Mittag zu essen. Im Lauf seiner wilden Ausbrüche erklärte er, eine Statue von Gold müßte für ihn errichtet werden in jeder Stadt des Universums, auch versicherte er ihm, er schlafe mit seinen Menschenrechten unter dem Kissen, und beschwor ihn, ihn mit seiner Correspondenz und seinem Rath zu beehren."*)

Doch zurück von dieser Abschweifung. Außer dem bereits Angeführten schrieb Paine in dieser Zeit noch eine „Prüfung der Prophezeihungen in Bezug auf Christus im alten Testament," einen „Versuch über Träume," seine „persönlichen Gedanken über einen künftigen Zustand," einen „Versuch über Freimaurerei," eine „Antwort an den Bischof von Llandaff" und viele andere kleine Aufsätze politischen und religiösen Inhalts, in welchen er stets mit unerschütterlicher Consequenz seine alten Grundsätze verficht. Außerdem finden sich in seinen letzten Schriften noch manche treffliche Bemerkungen über Kanonenboote, Befestigungen von Häfen und andern Plätzen, Mittel zum Schutz gegen das gelbe Fieber und andere Epidemien, und ähnliche Gegenstände technischer und praktischer Art. Und in dem Allen herrscht dieselbe Klarheit, dieselbe Bestimmtheit, dieselbe Einfachheit, wie in seinen ersten Schriften.

Seine Vermögensverhältnisse waren der Art, daß er vollkommen sorglos leben konnte. Seine Farm bei New-Rochelle war während seiner Abwesenheit durch Freundes Sorge in einen so blühenden Zustand gebracht, daß sie ihm ein reichliches Auskommen sicherte. Er gedachte darum auch sogleich eines alten Freundes in Europa, dem es seit einiger Zeit kümmerlich ging und lud ihn ein, herüber zu kommen, um sich mit seiner Hülfe eine bessere Existenz zu verschaffen. Es war dieß Bonneville, ein französischer Patriot, der in Paris ein republikanisches Blatt herausgab und in guten Verhältnissen war, bis Napoleon sein Blatt verbot, seine Presse und Typen confisciren ließ und ihm dadurch mit Einem Male alle Unterhaltsmittel abschnitt. Paine hatte eine Zeit lang bei ihm gewohnt, sein jüngstes Kind war sein Pathe, und die ganze Familie betrachtete ihn wie zu sich gehörig. Bonneville selbst blieb noch in Paris, aber seine Frau mit drei Kindern folgte Paine's Einladung und traf bald darauf in New-York ein. Paine lebte stets sehr ökonomisch und verlangte auch von denen, die mit ihm waren, ein Gleiches.

*) Yorke's Briefe aus Paris.

Er brachte darum Madame Bonneville mit ihren Kindern auf seine kleine Farm bei Bordentown, und rieth ihr dann, eine Schule einzurichten, um sich davon und dem Ertrage der Farm redlich zu nähren. Madame Bonneville war aber eine Pariser Staatsdame, hatte zur Arbeit und namentlich zum Landleben wenig Lust und zog es vor, in New-York zu wohnen, gelegentlich einmal eine Stunde zu geben und übrigens auf Paine's Unkosten lustig los zu zehren. Paine bezahlte ihr Logis und Kost, aber Madame Bonneville machte Schulden über Schulden, und am Ende des Jahres mußte Paine bezahlen. Das wurde ihm dann am Ende zu arg, und da alle Vorstellungen Nichts halfen, so wollte er ihr einmal eine tüchtige Lection geben. Als darum wieder einmal eine Rechnung von $35 einlief, die ohne sein Wissen und Zuthun verzehrt waren, schlug er es rund aus, dieselbe zu bezahlen. Er wurde verklagt, der Kläger jedoch sofort abgewiesen, weil Paine für die besagte Summe in keiner Weise gut gesagt hatte. Als aber der Prozeß aus war und es ganz allein noch von Paine's gutem Willen abhing, ob er zahlen wollte oder nicht, ging er von selbst hin und zahlte. Und um dieses Vorfalls willen wurde er von Cheetham für den schmutzigsten Geizhals ausgeschrieen. Uebrigens lebte Paine, abgesehen von einzelnen gelegentlichen Reibungen zwischen seiner Oekonomie und ihrer rücksichtslosen Geldausgeberei, mit Madame Bonneville bis an seinen Tod in freundschaftlichen Beziehungen und gedachte ihrer, ihrer Kinder und ihres Mannes vor allen Andern in seinem letzten Willen.

Paine's Wohnung war in dieser Zeit häufigem Wechsel unterworfen, bald lebte er bei einem Bekannten, bald in einem Kosthause, bald bei Madame Bonneville, bald auf seiner Farm bei New-Rochelle, bald in New-York. Ueber ein Jahr wohnte er bei dem bekannten Maler Jarvis, seinem intimsten Freunde aus jener Zeit. Dieser erzählt von ihm unter Anderm folgende Anekdote: „Nach dem Mittagessen hielt er in der Regel ein kleines Schläfchen und ließ sich nicht gern stören, mochte kommen, wer wollte. Eines Nachmittags klopfte eine sehr alte Dame in einem großen Scharlachmantel an der Thür und fragte nach Thomas Paine. Herr Jarvis sagte ihr, er schlafe. „Das thut mir sehr leid," sagte sie, „denn ich möchte ihn sehr gern sehen." Da er es nicht über's Herz bringen konnte, eine alte Frau zweimal kommen zu lassen, so brachte Herr Jarvis sie in Paine's Schlafzimmer und weckte ihn. Er erhob sich auf Einen Ellbogen und fragte dann mit einem Blick, davor die alte Frau ei-

nen Schritt oder zwei zurücktrat — „Was wünschen Sie?" — „Ist Ihr Namen Paine?" — „Ja." — „Wohlan denn, ich komme vom Allmächtigen, Ihnen zu sagen, daß, wenn Sie sich nicht bekehren von Ihren Sünden und glauben an unsern gnädigen Herrn Jesus Christus, dann werden Sie verdammt werden, und" — — — „Pah, pah, das ist nicht wahr, Sie wurden mit keiner so impertinenten Botschaft geschickt. Jarvis, bring sie fort. Traun, er würde nicht so ein albernes häßliches altes Weib, wie Sie, mit seinen Botschaften umher schicken. Gehen Sie fort. Gehen Sie zurück. Mach' die Thür zu." Die alte Dame hob ihre beiden Hände zum Himmel, behielt sie so und ging, ohne noch ein Wort zu äußern, in stummem Erstaunen weg.

In der Besorgniß, er könnte vielleicht kurz vor seinem Tode in einem Zustande körperlicher Erschöpfung von den Pfaffen überfallen und in eine Art blödsinnigen Bußeschauers hineingeredet werden, schrieb er in jener Zeit auch ein Glaubensbekenntniß an Jarvis, wofür er ihn zum Zeugen aufrief. „Jetzt", schrieb er, „bin ich noch gesund und vollkommen bei Verstande, jetzt ist es Zeit, eine Meinung zu äußern" und dann wiederholte er in der Kürze alle religiösen Grundsätze, für die er im Zeitalter der Vernunft in den Kampf getreten.

Und was er vorausgesehen, kam. Als sein Tod herannahte, kamen fromme Geistliche von nah und fern, um ihn zur Ehre Gottes zu peinigen und zum Widerruf seiner gotteslästerlichen Schriften zu bewegen. Zuerst kamen zwei Prediger aus der Nachbarschaft, ein Episkopale und ein Presbyterianer. Als aber der Eine anhub: „Sie haben jetzt den Tod nahe vor Augen, und wer da nicht glaubet an Jesus Christus, wird ganz gewiß verdammt werden," antwortete Paine barsch: „Nichts mehr von Eurem pfäffischen Stoff, fort mich Euch, guten Morgen, guten Morgen!" Die geistlichen Herren wollten noch mehr sagen, aber Paine ließ sie nicht zu Worte kommen, und als sie fort waren, sagte er zu seiner Haushälterin: „Lassen Sie sie nicht wieder herein, sie ärgern mich." Als sie nachher doch noch einmal hereinwollten, antwortete die Haushälterin voll Frömmigkeit: „Wenn Gott nicht seinen Sinn ändert, so wäre sie sicher, keine menschliche Macht könnte es." Ein ander Mal, als ein methodistischer Prediger anfing, „wenn er seinen Unglauben nicht bereute, würde er verdammt werden," erhob er sich trotz seiner Schwäche im Bette und erklärte ihm, „wenn er nicht zu schwach wäre, so würde er ihn sogleich zur Thüre hinauswerfen." In ähn-

licher Weise endeten alle Bekehrungsversuche, und seinem Arzte, dem Dr. Manley, der sich nicht schämte, mit den Pfaffen unter Einer Decke zu spielen, antwortete er noch wenige Minuten vor seinem Tode auf seine Frage: „Wünschen Sie, zu glauben, Jesus Christus sei Gottes Sohn?“ — „Ich habe keinen Wunsch, an die Geschichte zu glauben.“ Das waren seine letzten Worte, wie Dr. Manley uns erzählt.

Er starb am Morgen des 18. Juni 1809 im 74. Jahre seines Alters. Die Bitte, auf dem Kirchhof der Quäker begraben werden zu dürfen, war ihm trotz der Verwendung des aufgeklärten Quäkerpredigers Hicks noch wenige Tage vor seinem Tode abgeschlagen worden, und so trugen ihn denn seine Freunde hinaus auf seine Farm, wo kein religiöses Vorurtheil seiner Leiche ein Plätzchen weigern konnte. Nur sieben Menschen begleiteten ihn an seine Gruft. Ein einfacher Stein mit der Inschrift: „Thomas Paine, Verfasser des Gesunden Menschenverstandes“ nebst dem Tage seiner Geburt und seines Todes bezeichneten die Stelle, wo man ihn hingelegt.

Nach seinem Tode hielten die frommen Quäker einen Rath, wie sie auch seinen Geist tödten und den Glauben vor allen ferneren Anfechtungen durch seine Schriften schützen könnten. Alle Versuche, ihn auf seinem Sterbebette zum Widerruf zu bringen, waren gescheitert, und die Kunde davon konnte Gefahr bringen, wenn sie der Wahrheit gemäß in's Volk gelangte. Die frommen Seelen kamen also überein, zur Ehre Gottes eine meineidige Lüge zu verbreiten, um die Christenheit vor Schaden zu bewahren. Eine gottesfürchtige Jungfrau, die später wegen übermäßigen Genusses von Opium und boshafter Verleumdungssucht allgemein verrufen war, nahm es auf sich, die Geschichte von Paine's Reue und feierlichem Widerruf zu erfinden und zu bezeugen. Sie war Dienstmädchen bei dem Prediger Willet Hicks und hieß Mary Hinsdale. Eine andere fromme Seele, Charles Collins mit Namen, ließ sich bereit finden, die saubere Erfindung zu veröffentlichen. Dabei hatten die Quäker Nichts gespart, der Geschichte Glauben zu verschaffen. Dr. Manley war durch ihr blinkendes Gold so weit gebracht, daß er ihnen versprach, die Lüge durch sein Zeugniß zu unterstützen, wenn es ihnen gelänge, Willet Hicks, der mit ihm bis an die letzte Stunde an Paine's Sterbebette gewacht hatte, das Versprechen abzugewinnen, seinem Zeugniß nie entgegen treten zu wollen. Allein der wackere Willet Hicks widerstand allen ihren Bestürmungen und Verlockungen, und wenn sie ihm auch so viel Geld boten, daß er der reichste

Mann in Amerika hätte werden können, so wollte er doch an dem Geist der Wahrheit nicht zum Verräther werden und kehrte den frömmelnden Lügnern voll Verachtung den Rücken. Noch ehe er aber seinen Mund aufthat, traten schon alle die Andern, welche Paine's letzte Tage überwacht hatten, mit Entrüstung der Lüge entgegen, und William Cobbet, der Mary Hinsdale's Geschichte zuerst in England las, wies sofort aus der Geschichte selbst deren Unwahrheit nach, indem die Erzählerin gleich in der Einleitung auf das Bestimmteste kund gab, daß sie mit Paine und seinen Verhältnissen zur Zeit seines Todes auch nicht im Geringsten bekannt war. Und doch wollte sie alle Tage bei ihm aus- und eingegangen sein, ihn gepflegt und bekehrt haben. Als aber am Ende auch Willet Hicks vortrat, zu zeugen, erhellte nicht allein auf das Deutlichste, daß die ganze Geschichte von Paine's Reue und Widerruf eine baare Lüge, sondern auch, daß jene Mary Hinsdale nie in Paine's Zimmer gewesen war, und daß sie weder ihn, noch Madame Bonneville, von der sie gleichfalls eine lange Bekehrungsgeschichte erzählt, je persönlich gesehen hatte. Indeß den Pfaffen war die Erfindung der frommen Mary willkommen, und von tausend Kanzeln in Amerika und England wurde es den Schaaren der Andächtigen verkündet, wie der gottlose Thomas Paine als ein reuiger Sünder gestorben sei und im Angesichte des ewigen Richters alle seine Schriften widerrufen, sein ganzes Leben und Treiben verflucht und Gott um Gnade und Erbarmen angerufen habe. Das betrachtete man als einen gar großen Triumph von Gottes Herrlichkeit über die Werke des Teufels, und man hatte damit einen Text zu Bußpredigten gewonnen, der noch heut zu Tage gelegentlich ausgebeutet wird.

Auf die Lügen der Quäker folgten die Verleumdungen Cheethams, und eine von Pfaffen in Schreck gejagte und geleitete Menge plapperte ihm gläubig nach, Paine sei ein schamloser Ehebrecher gewesen und ein blutdürstiger Tyrann, dazu ein Trunkenbold, ein Geizhals, ein sauertöpfischer Murrkopf und ein eingebildeter Narr, er habe nicht die Spur vom „Gentleman" in sich gehabt und sei am Ende seines Lebens in Schmutz und Unfläthigkeit verkommen. Daß Cheetham mit teuflischer Lust Paine's Verhältniß zu Madame Bonneville beschmutzte, entsprach seiner feilen Nichtswürdigkeit, daß Paine's natürliche Feinde und viele schwache gute Menschen ihm glaubten und den „Ehebrecher" noch im Grabe verfluchten, ist traurig genug, daß aber an Paine's Verhältniß zu Madame Bonneville

kein Makel haftete, daß jeder Vorwurf der Art eben so lächerlich, wie boshaft, und daß ihr Verhältniß zu einander nicht anders war, als wir es im Lauf unserer Darstellung angegeben, ergab sich namentlich in einem darauf folgenden Prozeß der Madame Bonneville gegen Cheetham auf das Unwidersprechlichste. Wie es mit Paine's angeblicher Blutdürstigkeit aussah, mit der man noch heute die Kinder bange macht, haben wir aus seinem Verhalten zu den Schreckensmännern der französischen Revolution gesehen. Daß er in der letzten Zeit seines Lebens zum Uebermaß trank, wird von Niemandem mit Bestimmtheit nachgewiesen, dagegen von Vielen, die ihn damals persönlich kannten, auf das Entschiedenste geleugnet. Daß er als alter Mann in seinen häuslichen Verhältnissen geknickert, wie alte Leute zu thun pflegen, wollen wir gern glauben, aber die großartige Uneigennützigkeit, die sein ganzes Leben bezeichnet, indem er seine ganze schriftstellerische Thätigkeit dem Volke frei dahingab und keine einzige von seinen so außerordentlich verbreiteten Schriften zu einer Erwerbsquelle erniedrigte, sollte diesen „uninteressirten Freiwilligen" mehr, als irgend einen Andern, vor dem Vorwurf des Geizes schützen. Daß er in seinen letzten Tagen oft mürrischer Laune war, läßt sich aus seinen damaligen Umgebungen und aus den vielen bitteren Erfahrungen, die ihm die Lust am Leben verdarben, leicht erklären. Daß er aber seinen Werth kannte und seinen Einfluß auf die amerikanische Revolution, daß er sich darum gegen junge unverdiente Politiker, die sich groß dünkten, wenn sie ihn recht wegwerfend behandeln konnten, unmuthig erhob und mit gerechtem Stolz auf sein vergangenes Leben zurückwies, würde bei jedem Andern leicht entschuldigt werden. Paine glaubte man deßwegen einen eingebildeten Narren schelten zu können. Daß er in seinem Aeußeren nachlässig war und wenig auf Formen gab, zeigt uns eine Erzählung von Jarvis, der einmal mit Paine ausfuhr, um einen hochgestellten Mann zu besuchen. Unterwegs bemerkte ihm jener, daß er ja seinen Hausrock anhabe, der sich wohl nicht gut für Besuche schicke. „Laß sich putzen, wer dessen bedarf!" lautete die Antwort. Und gewiß konnte ein Mann, der zwei große Revolutionen mit herauf beschworen und durchgekämpft hatte, das Putzen leicht vergessen. Daß Paine indeß unreinlich gewesen, weiß nur Cheetham, und wird von Allen, die ihn kannten, durchaus in Abrede gestellt. Daß er in Schmutz und Unfläthigkeit verkommen, weiß ebenfalls nur Cheetham, der auf den Vorwurf der Unreinlichkeit einen ganz

besonderen Werth zu legen scheint, indem er mit wahrhaft schweinischer Lust dabei verweilt. Wahrscheinlich gedachte er dadurch Paine's Namen aus der „guten Gesellschaft" zu verbannen und ihn zu einem Gegenstande des Ekels zu machen. Eben dahin zielte wohl auch die Bemerkung, Paine habe Nichts vom „Gentleman" in sich gehabt. Da nun aber bekanntlich das Wort „Gentleman" sehr vieldeutig ist, so kann es recht gut sein, daß Paine in Cheethams Sinne wirklich kein „Gentleman" war, und viele „Gentlemen" geben ihm darin gewiß auch heute noch Recht, denn wie kann auch ein armer Arbeiter, ein Schnürbrustmachergesell (!) je ein „Gentleman" werden? —

Den Verleumdern Paine's gelang es nur zu gut, das arme Volk zu bethören. Es wandte sich erschreckt von jeder Erinnerung an ihn ab, und sein Name schien ewigem Vergessen geweiht. William Cobbet wurde von der Gleichgültigkeit der Amerikaner so aufgebracht, daß er Paine's Gebeine aus dem Grabe nahm und mit sich nach England führte. Das beraubte Grab zerfiel. Der Stein mit seinem Namen wurde zerschlagen und wanderte in den Taschen von Merkwürdigkeiten sammelnden Reisenden in alle Welt. Nur das letzte Stück brachte eine alte Frau aus einem benachbarten Hause unter ihrem Dache in Sicherheit und ließ es in eine Wand einmauern, um es vor weiteren Zerstückelungen zu schützen.

Erst im Jahre 1837 kamen mehrere Verehrer Paine's in New-York, namentlich Vale, der Herausgeber des "Beacon," auf den Gedanken, das zerfallene Grab wieder herzustellen. Man beschloß, ein Denkmal zu errichten, um dem vorübergehenden armen Manne die Stelle zu zeigen, wo einer seiner besten Freunde begraben wurde. Die Kosten für einen Marmorblock, und was sonst erforderlich war, wurden in kleinen Beiträgen unter dem Volke gesammelt. Der Bildhauer Frazee unternahm unentgeldlich die Ausführung des Monuments. Es steht am Wege, eine halbe Stunde von New-Rochelle, und ist in einfach antikem Style gearbeitet. Auf der Seite nach dem Wege zu steht in halb erhabener Arbeit der gewaltige Kopf in einem Eichenkranz und darunter: „Thomas Paine, Verfasser des Gesunden Menschenverstandes." Bald nachher setzte ihm Vale ein anderes Monument in seinem „Leben Paine's," seine Schriften wurden wieder gedruckt, und seine Freunde in New-York und an mehreren andern Orten fingen an, in öffentlichen Festen sein Andenken zu feiern. Die Macht seiner Verleumder beginnt zu weichen.

Gesunder Menschenverstand.

Eine Addresse an die Einwohner von Amerika über folgende interessante Gegenstände:

1. Ueber den Ursprung und Zweck des Staates überhaupt, mit kurzen Bemerkungen über die englische Constitution.
2. Ueber Monarchie und Erbfolge.
3. Gedanken über den gegenwärtigen Stand der amerikanischen Angelegenheiten.
4. Ueber die gegenwärtigen Kräfte von Amerika, nebst einigen vermischten Gedanken.

Der Mensch hat keinen Herrn, als seinen Schöpfer
Und den, so er für das gemeine Wohl erwählt.

Thomson.

Einleitung.

Vielleicht sind die Grundsätze, welche die folgenden Blätter enthalten, noch nicht genug Mode geworden, um sich allgemeinen Beifall zu verschaffen. Die lange Gewohnheit, Etwas für nicht Unrecht zu halten, giebt ihm einen äußeren Schein von Recht und erhebt im ersten Augenblick ein furchtbares Geschrei zur Vertheidigung des Herkommens. Doch der Tumult legt sich bald. Die Zeit macht mehr Bekehrungen, als die Vernunft.

Da der lange und gewaltthätige Mißbrauch einer Macht in der Regel die Veranlassung wird, das Recht derselben in Frage zu ziehen (namentlich in Sachen, an welche man vielleicht nie gedacht hätte, wäre man nicht durch Leiden von Schritt zu Schritt zu der Untersuchung getrieben), und da der König von England es auf sein eigenes Recht unternommen hat, das Parlament in dem zu unterstützen, was er dessen Recht nennt, da endlich das gute Volk dieses Landes von beiden zusammen schwer bedrückt wird, so hat es ein unzweifelhaftes Recht, die Ansprüche beider zu untersuchen, und gleichfalls, die unrechtmäßigen Anmaßungen des Einen wie des Andern von sich zu weisen.

In nachfolgenden Bogen hat der Verfasser mit Fleiß Alles vermieden, was auf Persönlichkeiten unter uns Bezug hat. Individuen werden darin weder gelobt, noch getadelt. Der Weise und Würdige bedarf nicht des Triumphes eines Pamphlets; und derje-

nige, der unüberlegt und unfreundlich darüber denkt, wird schon von selbst aufhören, wenn man nicht zu viel Mühe auf seine Bekehrung verwendet.

Die Sache Amerikas ist in großem Maße die Sache der ganzen Menschheit. Vieles hat sich schon ereignet und wird sich noch ereignen, was nicht local, sondern universell ist, und wodurch die Prinzipien aller Freunde der Menschheit berührt werden, und bei dessen Erfolg alle ihre Wünsche interessirt sind. Wo ein Land mit Feuer und Schwert verwüstet, wo gegen die natürlichen Rechte der ganzen Menschheit Krieg erklärt werden soll, und wo man die Vertheidiger derselben von dem Angesicht der Erde vertilgen will, da ist jeder Mensch interessirt, dem die Natur die Macht des Fühlens gegeben. Und zu dieser Classe gehört, unbekümmert um den Tadel einer Partei,

Der Verfasser.

Philadelphia, den 14. Februar 1776.

Gesunder Menschenverstand.

Ueber den Ursprung und Zweck des Staats im Allgemeinen, nebst kurzen Bemerkungen über die englische Constitution.

Manche Schriftsteller haben die Begriffe Staat und Gesellschaft so mit einander verwirrt, daß sie nur wenig oder gar keinen Unterschied unter ihnen lassen, während dieselben nicht allein verschieden, sondern auch verschiedenen Ursprungs sind. Die Gesellschaft ist durch unsere Bedürfnisse erzeugt, der Staat durch unsere Schlechtigkeit; erstere fördert unser Glück positiv durch Vereinigung unserer Neigungen, letzterer negativ durch Einschränkung unserer Laster. Die eine ermuthigt zum Verkehr, der andere schafft Trennungen. Die erste ist ein Patron, der letzte ein Richter.

Die Gesellschaft ist in jedem Zustande ein Segen, der Staat dagegen selbst in seinem besten Zustande nur ein nothwendiges Uebel, in seinem schlimmsten Zustande ein unerträgliches; denn leiden wir oder sind wir demselben Elende ausgesetzt durch einen Staat, welches wir in einem Lande ohne Staat erwarten können, so wird unser Unglück noch erhöht durch den Gedanken, daß wir uns selbst die Mittel schaffen, durch die wir leiden. Der Staat ist gleich der Kleidung das Zeichen der verlorenen Unschuld; die Palläste der Könige sind auf den Ruinen der Lauben des Paradieses erbaut. Denn wären die Mahnungen des Gewissens klar und einstimmig und würden sie ohne Widersetzlichkeit befolgt, dann brauchte der Mensch keinen andern Gesetzgeber; weil aber das nicht der Fall ist, so findet er es nothwendig, einen Theil seines Eigenthums daran zu setzen, um für den Rest Schutzmittel herbeizuschaffen; und dazu treibt ihn dieselbe Klugheit, welche ihm in jedem andern Falle den Rath giebt, von zwei Uebeln das kleinste zu wählen. Also, weil Sicherheit der

wahre Endzweck des Staates ist, so folgt daraus nothwendig, daß diejenige Form desselben vor allen andern den Vorzug verdient, welche mit den geringsten Kosten und den wohlthätigsten Wirkungen verbunden ist und uns die zuverlässigsten Garantien für unsere Sicherheit bietet.

Um eine klare und richtige Vorstellung von dem Zweck und Ende des Staates zu bekommen, denken wir uns eine kleine Anzahl Personen in irgend einem abgesonderten Theil der Erde, ohne alle Verbindung mit den übrigen. Diese geben dann ein Bild von der ersten Bevölkerung irgend eines Landes oder der Welt. In diesem Zustande der natürlichen Freiheit wird Gesellschaft ihr erster Gedanke sein. Tausend Beweggründe werden sie dazu treiben. Die Stärke eines einzelnen Menschen entspricht so wenig seinen Bedürfnissen, und sein Geist eignet sich so wenig für beständige Einsamkeit, daß er bald gezwungen ist, bei einem Andern Beistand und Hülfe zu suchen, der seinerseits dasselbe Verlangen trägt. Vier oder fünf in Verbindung würden im Stande sein, mitten in einer Wildniß eine erträgliche Wohnung aufzurichten, aber Ein Mann könnte sich sein ganzes Leben lang abplagen, ohne etwas zu Ende zu bringen; hätte er sein Bauholz gefällt, so könnte er es nicht an Ort und Stelle bringen, und hätte er es an Ort und Stelle gebracht, so könnte er es nicht aufrichten, und mittlerweile würde ihn der Hunger von der Arbeit treiben, und jedes besondere Bedürfniß würde ihn nach einem besonderen Wege rufen. Eine Krankheit, ja selbst ein Unfall würde sein Tod sein, denn wäre auch das eine ebenso wenig tödtlich, als das andere, so könnte doch jedes von beiden ihn unfähig machen, zu leben, und ihn in einen Zustand bringen, in welchem man eher von ihm sagen könnte, er verdürbe, als er stürbe.

So würde die Nothwendigkeit gleich einer Schwerkraft unsere neu angekommenen Auswanderer bald in eine Gesellschaft formiren, deren gegenseitige Segnungen die Verbindlichkeiten von Gesetz und Staat unnöthig und überflüssig machen würden, so lange sie vollkommen gerecht gegen einander blieben; da aber außer dem Himmel Nichts undurchdringlich ist für das Laster, so wird unvermeidlich der Fall eintreten, daß sie im Verhältniß, wie sie die ersten Schwierigkeiten der Einwanderung überwinden, welche sie in einer gemeinschaftlichen Sache zusammenhielten, auch in ihrer Pflichterfüllung und Anhänglichkeit gegen einander nachlassen werden; und diese Erschlaffung wird die Nothwendigkeit ausweisen, irgend eine Re-

gierungsform zu gründen, um den Mangel an moralischer Tugend zu ersetzen.

Irgend ein Baum, der ihnen grade gelegen ist, wird ihnen als Rathhaus dienen, unter dessen Zweigen die ganze Colonie sich versammeln kann, um über öffentliche Angelegenheiten zu berathen. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß ihre ersten Gesetze nur den Titel von Anordnungen haben und mit keiner andern Strafe als öffentlicher Verachtung eindringlich gemacht sein werden. In diesem ersten Parlament wird jeder Mann nach natürlichem Recht einen Sitz haben.

So wie aber die Colonie sich vergrößert, werden gleichfalls die öffentlichen Geschäfte sich vergrößern, und die Entfernung der Mitglieder von einander wird es zu unbequem für sie machen, sich bei jeder Gelegenheit alle zu versammeln, wie im Anfang, wo ihre Zahl noch klein war, ihre Wohnungen nahe bei einander und ihre Geschäfte gering und unbedeutend. Dieß wird sie auf den Gedanken bringen, der Bequemlichkeit wegen die Gesetzgebung in die Hände einiger Auserlesenen zu legen, welche aus dem ganzen Körper gewählt sind, und von denen vorausgesetzt wird, daß sie dieselben Interessen haben, wie diejenigen, welche sie ernannten, und daß sie ebenso handeln werden, wie der ganze Körper thun würde, wenn er anwesend wäre. Setzt sich die Vergrößerung der Colonie fort, so wird es nothwendig werden, die Zahl der Repräsentanten zu vermehren, und damit das Interesse von jedem Theil der Colonie Berücksichtigung finde, wird es am Besten gefunden werden, das Ganze in angemessene Theile zu theilen, von denen jeder seine angemessene Anzahl sendet; und damit die G e w ä h l t e n für sich selbst nie Sonderinteressen bilden, die den W ä h l e r n fremd sind, so wird die Klugheit lehren, daß es zweckmäßig ist, häufige Wahlen zu haben: denn da auf diese Weise die G e w ä h l t e n in wenig Monaten wieder leicht in den allgemeinen Körper der W ä h l e r zurückkehren und mit ihm vermischt werden können, so wird ihre Treue gegen das Publikum durch die Regel der Klugheit gesichert werden, nicht für sich selbst eine Ruthe zu binden. Und da dieser häufige Wechsel bei jedem Theil der Gesellschaft ein gemeinschaftliches Interesse begründen wird, so werden sie sich aus natürlichem Antriebe einander gegenseitig unterstützen, und davon (nicht von dem sinnlosen Namen eines Königs) hängt die Stärke der Regierung und das Glück der Regierten ab.

Hier also ist der Ursprung und der Anfang des Staates; näm-

lich eine Anstalt, nothwendig gemacht durch die Unfähigkeit der moralischen Tugend, die Welt zu regieren; hier ist auch der Zweck und das Ende des Staats, nämlich Freiheit und Sicherheit. Und wie sehr auch unsere Augen geblendet sein mögen von Schein oder unsere Ohren getäuscht von leerem Schall, wie sehr auch immer das Vorurtheil unsern Willen irre leiten möge oder das Interesse unsern Verstand verfinstere, die einfache Stimme der Natur und Vernunft wird sagen, so ist es recht.

Ich leite meine Idee von der Form eines Staats aus einem Naturprinzip ab, welches keine Kunst umstürzen kann, nämlich aus dem Prinzip, daß je einfacher ein Ding, desto weniger ist es in Gefahr, in Unordnung zu gerathen, und desto leichter läßt es sich wieder herstellen, wenn es in Unordnung geräth. Mit diesem Grundsatz im Auge werde ich einige wenige Bemerkungen über die so viel gepriesene Constitution von England machen. Daß sie für die finstern und sclavischen Zeiten, in welchen sie gegründet wurde, vortrefflich war, wird zugegeben. Als die ganze Welt unter dem Joch der Tyrannei seufzte, war die kleinste Entfernung davon schon eine glorreiche Befreiung. Daß sie aber unvollkommen, Convulsionen unterworfen und unfähig ist, hervorzubringen, was sie zu versprechen scheint, läßt sich leicht beweisen.

Absolute Regierungen (wenn auch eine Schande der menschlichen Natur) haben diesen Vortheil für sich, daß sie einfach sind; leidet das Volk, so kennt es den Kopf, aus dem sein Leiden entspringt, es kennt gleicher Weise das Heilmittel und wird nicht von einer Mannichfaltigkeit von Ursachen und Heilungen verwirrt. Aber die Constitution von England ist so außerordentlich complicirt, daß die ganze Nation Jahre lang leiden kann, ohne im Stande zu sein zu entdecken, in welchem Theile der Fehler liegt; Einige werden sagen in diesem, Andere in jenem, und jeder politische Arzt wird eine verschiedene Medicin verordnen.

Ich weiß, es ist schwer, locale oder lang hergebrachte Vorurtheile zu überwinden, wenn wir es indeß über uns gewinnen können, die zusammensetzenden Theile der englischen Constitution zu untersuchen, so werden wir finden, daß es die schlechten Ueberbleibsel zweier alten Tyranneien sind, untermischt mit einigen neuen republikanischen Materialien.

1. Die Ueberbleibsel der monarchischen Tyrannei in der Person des Königs.

2. Die Ueberbleibsel der aristokratischen Tyrannei in den Personen der Pairs.

3. Die neuen republikanischen Materialien in den Personen der Gemeinen, von deren Tugend die Freiheit Englands abhängt.

Die ersten beiden sind wegen ihrer Erblichkeit unabhängig vom Volke; sie tragen darum in einem constitutionellen Sinne zur Freiheit des Staats Nichts bei.

Zu sagen, die Constitution Englands ist eine Einheit von drei Gewalten, die sich gegenseitig einander im Zaume haben, ist lächerlich; entweder die Worte habenkeine Bedeutung, oder es sind platte Widersprüche.

Zu sagen, die Gemeinen sind ein Zaum für den König, setzt zwei Dinge voraus.

1. Daß man dem König nicht trauen darf, ohne ein Auge auf ihn zu haben, oder mit andern Worten, daß ein Durst nach absoluter Gewalt die natürliche Krankheit der Monarchie ist.

2. Daß die Gemeinen, die zu diesem Zweck angestellt sind, entweder weiser oder des Vertrauens würdiger sind, als die Krone.

Da aber dieselbe Constitution, welche den Gemeinen die Macht giebt, durch Zurückhaltung der Steuern den König im Zaume zu halten, nachher dem König die Macht giebt, die Gemeinen im Zaume zu halten, indem sie ihn bevollmächtigt, ihre andern Gesetzvorschläge zu verwerfen, so setzt sie wieder voraus, daß der König weiser ist, als die, von denen sie schon früher voraussetzte, sie seien weiser, als er. Eine reine Absurdität!

Es ist etwas außerordentlich Lächerliches um die Zusammensetzung der Monarchie. Zuerst schließt sie einen Mann von den Mitteln aus, sich zu belehren, und dann bevollmächtigt sie ihn doch, in Fällen, wobei das schärfste Urtheil erforderlich ist, zu handeln. Die Lage eines Königs schließt ihn von der Welt aus, aber das Geschäft eines Königs verlangt von ihm, sie durch und durch zu kennen. Darum beweisen die verschiedenen Theile, die sich einander unnatürlich entgegen sind und vernichten, daß der ganze Charakter absurd und unnütz ist.

Einige Schriftsteller haben die englische Constitution folgender Maßen erläutert. Der König, sagen sie, ist Einer, das Volk ein Anderer; die Pairs sind ein Haus zum Nutzen des Königs; die Gemeinen eins zum Nutzen des Volks; aber dieß hat ganz den Anschein eines Hauses, das gegen sich selbst getheilt ist: und so hübsch die

Ausdrücke auch geordnet sind, so erscheinen sie doch bei näherer Prüfung müssig und zweideutig; und es wird sich immer treffen, daß die niedlichste Construction, deren Worte fähig sind, falls sie auf die Beschreibung von Etwas angewandt wird, was nicht existiren kann, oder zu unbegreiflich ist, um im Felde der Beschreibung zu liegen, nur immer aus klingenden Phrasen bestehen wird, und wenn sie auch das Ohr kitzeln, so können sie doch den Geist nicht belehren, denn diese Erläuterung schließt eine weitere Frage in sich, nämlich: Wie kam der König zu einer Macht, der das Volk immer zu trauen scheut, und die es stets im Zaume zu halten verbunden ist? Solch eine Macht konnte nicht die Gabe eines weisen Volkes, noch kann irgend eine Macht, welche des Zaumes bedarf, von Gott sein. Und doch setzt die Vorkehrung, welche die Constitution trifft, das Dasein einer solchen Macht voraus.

Indeß entspricht die Vorkehrung ihrer Aufgabe nicht; die Mittel wollen oder können den Zweck nicht erfüllen, und die ganze Sache ist nutzlos; denn da das größere Gewicht das kleinere stets heben wird, und da alle Räder einer Maschine von einem einzigen stets in Bewegung gebracht werden, so bleibt allein zu erfahren übrig, welche Macht in der Constitution das meiste Gewicht hat, denn die wird regieren; und wenn auch die andern oder ein Theil von ihnen die Schnelligkeit der Bewegung hemmen, oder wie die Phrase lautet, im Zaume halten mögen, so werden doch, so lange sie die Bewegung nicht enden können, alle ihre Bemühungen ohne Wirkung bleiben; die erste bewegende Kraft wird zuletzt ihren Weg durchsetzen, und was ihr an Schnelligkeit fehlt, wird durch Zeit ersetzt.

Daß die Krone dieser überwiegende Theil in der englischen Constitution ist, bedarf keiner Erwähnung, und daß sie ihr ganzes Gewicht bloß daher bekommt, daß sie die Stellen und Pensionen zu vergeben hat, ist selbstredend. Wenn wir daher auch weise genug waren, gegen die absolute Monarchie Thür und Riegel vorzuschieben, so waren wir doch zur selben Zeit thöricht genug, die Krone in Besitz des Schlüssels zu setzen.

Das Vorurtheil der Engländer zu Gunsten ihrer eigenen Regierung von König, Lords und Gemeinen stammt eben so viel und mehr aus Nationalstolz, als aus Vernunftgründen. Die Individuen sind ohne Zweifel in England sicherer, als in manchen andern Ländern, aber der Wille des Königs ist ebenso gut das Gesetz

des Landes in England, wie in Frankreich, nur mit dem Unterschiede, daß er statt direkt aus seinem Munde hervorzugehen, dem Volke unter der imponirenden Gestalt einer Parlamentsakte eingehändigt wird. Denn das Schicksal Karls I. hat die Könige bloß feiner — nicht gerechter gemacht.

Legen wir darum allen nationalen Dünkel und alle Vorurtheile zu Gunsten von Sitten und Formen bei Seite, so ist es eine unleugbare Wahrheit, daß es ganz allein der Constitution des Volkes und nicht der Constitution der Regierung zu verdanken ist, daß die Krone in England nicht so drückend ist, wie in der Türkei.

Eine Untersuchung der constitutionellen Irrthümer in der englischen Regierungsform ist in dieser Zeit höchst nothwendig; denn wie wir nie in einer geeigneten Lage sind, Andern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so lange wir unter dem Einfluß einer bestimmenden Partheilichkeit stehen, so sind wir auch nicht im Stande, uns selbst Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so lange wir von einem hartnäckigen Vorurtheil gefesselt bleiben. Und wie ein Mann, der an eine Prostituirte gefesselt ist, dadurch außer Stand gesetzt ist, eine Frau zu wählen oder zu beurtheilen, so wird irgend eine vorgefaßte Meinung zu Gunsten einer verfaulten Staatsverfassung uns unfähig machen, eine gute zu erkennen.

Ueber Monarchie und Erbfolge.

Da alle Menschen nach der Ordnung der Schöpfung ursprünglich gleich waren, so konnte die Gleichheit nur durch ein nachfolgendes Ereigniß vernichtet werden. Die Unterschiede von Reich und Arm können in großem Maße erklärt werden und zwar, ohne zu den rauhen Namen von Geiz und Unterdrückung die Zuflucht zu nehmen. Unterdrückung ist oft die Folge, aber selten oder nie das Mittel zum Reichthum; und wenn der Geiz einen Mann auch vor dürftiger Armuth bewahren wird, so macht er ihn in der Regel doch zu furchtsam, als daß er reich werden könnte.

Aber es giebt eine andere und größere Unterscheidung, für die kein wahrhaft natürlicher oder religiöser Grund angegeben werden kann, und das ist die Unterscheidung von Menschen in Könige und Unterthanen. Männlich und weiblich ist die Unterscheidung der Natur, gut und schlecht die Unterscheidung des Himmels; aber wie

eine Rotte von Menschen in die Welt kam, die über die übrigen so erhaben und ausgezeichnet war, wie eine neue Gattung von Geschöpfen, ist der Nachforschung werth, und ob sie die Mittel von Glück oder Elend für die Menschheit sind.

In den frühesten Zeitaltern der Welt nach der Zeitrechnung der Schrift gab es keine Könige; die Folge davon war, daß es keine Kriege gab; es ist der Stolz der Könige, der die Welt in Verwirrung bringt. Holland, ohne einen König, hat für das letzte Jahrhundert mehr Frieden genossen, als irgend einer der monarchischen Staaten Europas. Das Alterthum unterstützt dieselbe Bemerkung; denn das ruhige und ländliche Leben der ersten Patriarchen trägt ein glückliches Etwas in sich, was verschwindet, wenn wir zur Geschichte des jüdischen Königthums kommen.

Die Regierung durch Könige wurde zuerst von den Heiden in die Welt eingeführt, von denen die Kinder Israels den Gebrauch annahmen. Es war die glücklichste Erfindung, die je zur Förderung der Abgötterei auf die Beine gebracht war. Die Heiden zollten ihren verstorbenen Königen göttliche Ehren, und die christliche Welt hat den Plan verbessert, indem sie dasselbe an den lebenden thut. Wie gottlos, den Titel einer geheiligten Majestät einem Wurm anzukleben, der mitten in seinem Glanz zu Staub zerbröckelt!

Wie eine so große Erhebung Eines Mannes über die übrigen nach den gleichen Naturrechten keine Rechtfertigung finden kann, so kann sie eben so wenig auf die Autorität der Schrift hin vertheidigt werden; denn der Wille des Allmächtigen, wie er von Gideon und dem Propheten Samuel erklärt ist, mißbilligt ausdrücklich die Regierung durch Könige. Alle antimonarchischen Theile der Schrift sind in monarchischen Staaten sehr glatt überpinselt worden, aber sie verdienen ohne Zweifel die Aufmerksamkeit von Ländern, welche ihre Regierungen noch zu bilden haben. „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist," heißt die Schriftlehre über Höfe, doch ist sie keine Unterstützung der monarchischen Regierung, denn die Juden waren zu der Zeit ohne König und in einem Zustande der Unterwürfigkeit von den Römern.

Beinahe 3000 Jahre vergingen seit der Schöpfung nach der Zeitrechnung Mosis, ehe die Juden in einem nationalen Irrwahn einen König verlangten. Bis dahin war ihre Regierungsform (ausgenommen in außerordentlichen Fällen, wo der Allmächtige dazwischen trat) eine Art von Republik, verwaltet von einem Richter und den

Aeltesten der Stämme. Könige hatten sie keine, und es wurde für sündlich gehalten, unter diesem Titel irgend ein Wesen anzuerkennen, als den Herrn der Heerschaaren. Und wenn Jemand ernstlich nachdenkt über die abgöttische Verehrung, welche den Personen der Könige gezollt wird, so braucht er sich nicht zu wundern, daß der Allmächtige, der auf seine Ehre stets eifersüchtig ist, eine Regierungsform mißbilligte, welche so gottlos in die Prärogative des Himmels eingreift.

Die Monarchie wird in der Schrift unter die Sünden der Juden gezählt, für welche ihnen ein Fluch angekündigt wird. Die Geschichte jenes Vorfalls verdient beachtet zu werden.

Als die Kinder Israels von den Midianitern bedrängt wurden, marschirte Gideon mit einer kleinen Armee gegen sie, und durch die göttliche Einwirkung entschied der Sieg sich zu seinen Gunsten. Die Juden, vom Glück gehoben, und es der Feldherrschaft Gideons zuschreibend, schlugen vor, ihn zum König zu machen und sprachen: „Regiere du über uns, du und dein Sohn und deines Sohnes Sohn." Da war die Versuchung in ihrer weitesten Ausdehnung; nicht allein ein Königthum, sondern auch ein erbliches. Gideon aber antwortete in der Frömmigkeit seiner Seele: „Ich will nicht über Euch regieren, noch soll mein Sohn über Euch regieren, der Herr soll über Euch regieren." Die Worte brauchen nicht deutlicher zu sein; Gideon lehnt die Ehre nicht ab, sondern er leugnet ihr Recht, sie zu vergeben; er empfängt sie nicht mit erfundenen Danksagungen, sondern er beschuldigt sie in dem positiven Styl eines Propheten des Abfalls von ihrem rechtmäßigen Herrscher, dem Herrn des Himmels.

Ungefähr 100 Jahre darauf verfielen die Juden wieder in denselben Irrthum. Der Hang, welchen die Juden nach den abgöttischen Gebräuchen der Heiden hatten, ist etwas außerordentlich Unbegreifliches; aber derselbe war der Art, daß sie die schlechte Aufführung von Samuels zwei Söhnen, denen einige weltliche Angelegenheiten anvertraut waren, benutzten und plötzlich mit Geschrei zu Samuel kamen und sprachen: „Siehe, du bist alt geworden und deine Söhne wandeln nicht in deinen Wegen, so setze nun einen König über uns, der uns richte, wie alle andere Nationen haben." Und hier können wir nicht unterlassen, zu bemerken, daß ihre Motive schlecht waren, nämlich daß sie sein wollten gleich andern Nationen, d. h. den Heiden, während doch ihr wahrer Ruhm darin lag,

ihnen so ungleich zu sein, als möglich. „Aber das gefiel Samuel übel, daß sie sagten: Gieb uns einen König, der uns richte. Und Samuel betete vor dem Herrn. Der Herr aber sprach zu Samuel: Gehorche der Stimme des Volks in Allem, das sie zu dir gesagt haben; denn sie haben nicht dich, sondern mich verworfen, daß ich nicht soll König über sie sein. Sie thun, wie sie immer gethan haben, von dem Tage an, da ich sie aus Egypten führte, bis auf diesen Tag, und haben mich verlassen und andern Göttern gedient. So gehorche nun ihrer Stimme; doch bezeuge ihnen und verkündige ihnen das Recht des Königs, der über sie herrschen wird," d. h. nicht irgend eines besondern Königs, sondern die allgemeine Art und Weise der Könige auf Erden, welche Israel so eifrig bemüht war, auch sich anzueignen. Und trotz des großen Abstandes von Zeit und der Verschiedenheit der Sitten ist der Charakter noch immer in der Mode. „Und Samuel sagte alle Worte des Herrn dem Volke, das von ihm einen König forderte. Das wird des Königs Recht sein, der über Euch herrschen wird: Eure Söhne wird er nehmen zu seinem Wagen und Reitern, die vor seinem Wagen hertraben." (Diese Beschreibung stimmt mit der heutigen Manier, Leute zu werben, überein.) „Und zu Hauptleuten über tausend und über fünfzig und zu Ackerleuten, die ihm seinen Acker bauen, und zu Schnittern in seiner Erndte, und daß sie seinen Harnisch, und was zu seinem Wagen gehört, machen. Eure Töchter wird er nehmen, daß sie Apothekerinnen, Köchinnen und Bäckerinnen seien." (Dieß beschreibt sowohl den Aufwand und den Luxus, als die Unterdrückung der Könige.) „Eure besten Aecker und Weinberge und Oelgärten wird er nehmen und seinen Knechten geben. Dazu von Euerer Saat und Weinbergen wird er den Zehnten nehmen und seinen Kämmerern und Knechten geben." (Daraus sehen wir, daß Bestechung, Corruption und Gönnerschaft die stehenden Laster der Könige sind.) „Und Eure Knechte und Mägde und Eure feinsten Jünglinge und Eure Esel wird er nehmen und sie für sich arbeiten lassen. Von Euren Heerden wird er den Zehnten nehmen, und Ihr müsset seine Knechte sein. Wenn Ihr dann schreien werdet zu der Zeit über Euren König, den Ihr Euch erwählet habt, so wird Euch der Herr zu derselbigen Zeit nicht erhören." Dieß erklärt die Fortdauer der Monarchie. Und die Charaktere von den wenigen guten Königen, welche seither gelebt haben, heiligen weder den Titel, noch verwischen sie die Sündhaftigkeit

ihres Ursprungs. Das hohe Lob über David nimmt keine Notiz von ihm officiell als König, sondern nur als von einem Mann nach Gottes Herzen. „Trotzdem aber weigerte sich das Volk, zu gehorchen der Stimme Samuels und sprach: Mit nichten, sondern es soll ein König unter uns sein, daß wir auch seien, wie alle andern Nationen, daß uns unser König richte und vor uns her ziehe, wenn wir unsre Kriege führen." Samuel fuhr fort, ihnen Vorstellungen zu machen, aber ohne allen Erfolg. Er stellte ihnen ihre Undankbarkeit vor, aber Nichts wollte helfen; und da er sah, daß sie durchaus bei ihrer Thorheit beharrten, rief er aus: „Ich will zum Herrn rufen, und er wird Donner und Regen senden" (damals eine Strafe, da es in der Zeit der Waizenerndte war), „daß Ihr inne werdet und sehen sollt das große Uebel, das Ihr vor des Herrn Augen gethan habt, daß Ihr Euch einen König gebeten habt. Und da Samuel den Herrn anrief, ließ er donnern und regnen desselben Tages. Da fürchtete das ganze Volk sehr den Herrn und Samuel. Und sprachen alle zu Samuel: Bitte für deine Knechte den Herrn deinen Gott, daß wir nicht sterben, denn über alle unsere Sünde haben wir auch noch das Uebel gethan, daß wir uns einen König gebeten haben." Diese Stellen der Schrift sind direkt und positiv. Sie lassen keine zweideutige Construction zu. Daß der Allmächtige hier seinen Protest gegen die monarchische Regierung eingelegt hat, ist wahr, oder die Schrift ist falsch. Und man hat guten Grund zu glauben, daß eben so viel Königslist, als Pfaffentrug dabei im Spiele ist, wenn in papistischen Ländern die Schrift dem Publikum entzogen wird. Denn die Monarchie in jeder Instanz ist der Papismus der Staatsregierung.

Dem Uebel der Monarchie haben wir noch das der Erbfolge beigefügt; und wie die erste eine Entwürdigung und Erniedrigung unserer selbst ist, so ist die zweite, wenn als ein Recht beansprucht, ein Hohn und Zwang für die Nachkommenschaft. Denn da alle Menschen ursprünglich gleich sind, so konnte kein Einziger von Geburt ein Recht haben, seine eigene Familie in fortwährender Bevorzugung vor allen andern für immer auf den Thron zu setzen, und wenn er auch selbst einige Ehrenstufen von seinen Zeitgenossen verdienen mochte, so konnten doch seine Nachkommen viel zu unwürdig werden, sie zu erben. Einer der stärksten natürlichen Beweise von der Thorheit des Erbrechts bei Königen ist, daß die Natur es mißbilligt, sonst würde sie es nicht so häufig in's Lächerliche keh-

ren dadurch, daß sie der Menschheit einen Esel für einen Löwen giebt.

Zweitens, da kein Mensch zuerst mehr öffentliche Ehren besitzen konnte, als ihm gegeben wurden, so konnten die Geber dieser Ehren keine Macht haben, das Recht der Nachkommenschaft weg zu geben, und obgleich sie sagen konnten: „Wir wählen dich als unser Haupt," so konnten sie doch ohne offenbare Ungerechtigkeit gegen ihre Kinder nicht sagen: „Eure Kinder und Kindeskinder sollen für immer über die unsrigen herrschen." Denn solch ein unweiser, ungerechter, unnatürlicher Vertrag könnte sie vielleicht in der nächsten Erbfolge unter die Regierung eines Schurken oder eines Narren bringen. Die weisesten Männer haben in ihren Privatunterhaltungen das Recht der Erbfolge stets mit Verachtung behandelt. Indeß ist sie eins von den Uebeln, welche, wenn einmal eingeführt, nicht leicht zu beseitigen sind. Manche unterwerfen sich aus Furcht, Andere aus Aberglauben, und der mächtigere Theil theilt mit dem König die Plünderungen an den übrigen.

Dieß in der Voraussetzung, daß die gegenwärtige Race von Königen in der Welt einen ehrenhaften Ursprung gehabt hätte. Nun ist es aber mehr, als wahrscheinlich, daß, könnten wir den dunkeln Schleier des Alters abnehmen und sie bis auf ihr erstes Hervortreten verfolgen, wir in dem ersten nichts Besseres als den Hauptmann irgend einer ruhlosen Räuberbande finden würden, dem seine Manieren oder seine hervorragende Schlauheit den Titel Häuptling unter Plünderern eingetragen hätte; und der durch Vergrößerung seiner Macht und Erweiterung seiner Räubereien die Ruhigen und Schutzlosen so in Furcht hielt, daß sie durch häufige Contributionen ihre Sicherheit erkauften. Doch seinen Wählern konnte es nicht in den Sinn kommen, seinen Nachkommen das Recht der Erbfolge zu geben, weil eine so fortdauernde Ausschließung ihrer selbst unverträglich war mit den freien und schrankenlosen Grundsätzen, nach denen sie zu leben vorgaben. Darum konnte in den frühesten Jahrhunderten der Monarchie die Erbfolge nicht als eine Sache des Rechtsanspruchs Platz greifen, sondern nur als etwas Zufälliges oder als Artigkeit. Da aber in jenen Tagen wenig oder gar keine Urkunden geschrieben wurden und die mündliche Ueberlieferung mit Fabeln voll gestopft war, so war es sehr leicht, nach dem Hingang von wenig Generationen, irgend eine abergläubische Geschichte aufzubringen, der Zeit entsprechend, wie die von Mahomed, womit der große

Haufe die Erbfolgerechte gutmüthig hinunterschluckte. Vielleicht mögen auch die Unordnungen, welche beim Ableben eines Führers und der Wahl eines neuen drohten oder zu drohen schienen (denn unter Räubern konnten die Wahlen nicht sehr ordentlich zugehen), zuerst Manche bewogen haben, die angemaßte Erbfolge zu begünstigen; und so kam es denn, wie es seither immer gekommen ist, daß was man sich zuerst der Bequemlichkeit wegen gefallen ließ, nachher als ein Recht beansprucht wurde.

England hat seit der Eroberung einige wenige gute Monarchen gehabt, dagegen hat es unter einer viel größeren Anzahl von schlechten geseufzt; kein Mensch, der bei Sinnen ist, kann aber behaupten, ihr Rechtsanspruch unter Wilhelm dem Eroberer sei ein sehr ehrenhafter gewesen. Ein französischer Bastard, der mit einem Haufen bewaffneter Banditen landet und sich selbst gegen den Willen der Eingeborenen zum König von England macht, ist grade herausgesagt ein sehr elender schurkischer Ursprung. — Wenigstens ist keine Spur von Göttlichkeit darin. Indeß ist es nutzlos, viel Zeit mit Darstellung der Thorheit von sogenannten Erbfolgerechten zu verschwenden, — sind Einzelne so schwach, daran zu glauben, so mögen sie immerhin bald den Esel, bald den Löwen anbeten. Ich werde weder ihre Unterwürfigkeit nachahmen, noch ihre Andacht stören.

Ich möchte aber gern wissen, wie nach ihrer Vorstellung zuerst die Könige in die Welt kamen. Die Frage läßt nur drei Antworten zu, nämlich entweder durch das Loos, oder durch Wahl oder durch Usurpation. Wurde der erste König durch das Loos bestimmt, so setzt das eine Regel für den nächsten fest, welche die Erbfolge ausschließt. Saul wurde durch das Loos bestimmt, die Thronfolge war aber nicht erblich, noch geht aus jenem Vorfall hervor, daß man damals im Sinne hatte, sie je erblich zu machen. Wurde der erste König eines Landes durch Wahl bestimmt, so setzt das gleichfalls eine Regel fest für den nächsten; denn zu behaupten, das Recht aller kommenden Generationen sei durch den Akt der ersten Wähler aufgehoben, indem dieselben nicht allein für sich einen König gewählt hätten, sondern auch eine Familie von Königen auf immer, hat in oder außer der Schrift keine Parallele, als die Lehre von der Erbsünde, welche voraussetzt, der freie Wille aller Menschen sei in Adam verloren gegangen; und solch ein Vergleich, einen andern aber läßt es nicht zu, kann dem Erbfolgerecht keine Ehre bringen. Denn da in Adam alle Menschen sündigten und in den ersten Wählern alle

Menschen gehorchten, da in dem Einen die ganze Menschheit dem Satan unterworfen wurde, in dem andern der Krone; da wir in dem ersten unsere Unschuld verloren und in dem letzten unsere Autorität; und da beide uns außer Stand setzen, einen früheren Zustand und frühere Rechte zurückzunehmen, so folgt daraus unwidersprechlich, daß Erbsünde und Erbfolge ganz ähnlicher Natur sind. Schimpfliche Würde! Unrühmliche Verbindung! Doch der feinste Sophist kann kein passenderes Gleichniß vorbringen.

Was aber die Usurpation angeht, so wird kein Mensch dreist genug sein, sie zu vertheidigen; und daß Wilhelm der Eroberer ein Usurpator war, ist eine unwidersprechliche Thatsache. Die einfache Wahrheit ist, der Ursprung der englischen Monarchie verträgt das nähere Ansehen nicht.

Es ist aber nicht so sehr die Absurdität, als das Uebel der Erbfolge, was die Menschheit berührt. Garantirte sie eine Race von guten und weisen Männern, dann würde sie das Siegel göttlicher Autorität tragen, da sie nun aber den Thörichten, den Bösen, den Ungebührlichen Thür und Thor öffnet, so hat sie die Natur der Unterdrückung in sich. Menschen, welche sich selbst als zum Herrschen und Andere als zum Gehorchen geboren betrachten, werden bald übermüthig; vor dem Rest der Menschheit ausgezeichnet, werden ihre Herzen früh vergiftet durch das Gefühl der Wichtigkeit; und die Welt, in der sie sich bewegen, unterscheidet sich so wesentlich von der Welt im Großen, daß sie nur wenig Gelegenheit haben, die wahren Interessen derselben kennen zu lernen. Wenn sie darum zur Regierung kommen, sind sie häufig die unwissendsten und unfähigsten von allen Bewohnern ihres Herrschergebiets.

Ein anderes Uebel, welches die Erbfolge begleitet, ist, daß der Thron von einem Minderjährigen irgend eines Alters eingenommen werden kann, und während der ganzen Zeit hat die Regentschaft, welche mit der Machtvollkommenheit eines Königs handelt, jede Gelegenheit und Versuchung, das in sie gesetzte Vertrauen zu verrathen. Dasselbe nationale Unglück tritt ein, wenn ein von Alter und Krankheit abgezehrter König die äußerste Stufe menschlicher Schwachheit betritt. In beiden Fällen wird das Volk die Beute des ersten besten Bösewichts, der die Thorheiten des Alters oder der Kindheit mit Erfolg zu nutzen versteht.

Der erheblichste Grund, den man je zu Gunsten der Erbfolge vorgebracht, ist, daß sie eine Nation vor Bürgerkriegen bewahre, und

wäre das wahr, so würde es von Gewicht sein; nun aber ist es die baarste Lüge, die der Menschheit je geboten ist. Die ganze Geschichte von England widerlegt sie thatsächlich. Dreißig Könige und zwei Minderjährige haben seit der Eroberung in jenem zerrütteten Königreich regiert, und in der Zeit sind daselbst (mit Einschluß der Revolution) nicht weniger als acht Bürgerkriege und neunzehn Rebellionen gewesen. Statt darum Frieden zu bringen, wirkt die Erbfolge grade auf das Gegentheil und vernichtet somit auch den letzten Grund, darauf sie sich zu stützen scheint.

Der Erbfolgestreit zwischen den Häusern York und Lancaster machte England für viele Jahre zu einer Blutscene. Zwölf stürmische Schlachten wurden zwischen Heinrich und Eduard geschlagen, außer den Scharmützeln und Belagerungen, zwei Mal war Heinrich Eduards Gefangener, und dieser wiederum war seinerseits Gefangener von Heinrich. Und so unbeständig ist das Glück des Krieges und die Stimmung einer Nation, wenn Nichts, als persönliche Angelegenheiten der Grund eines Streites sind, daß Heinrich im Triumph aus dem Gefängniß in einen Pallast getragen und Eduard gezwungen wurde, aus einem Pallast in ein fremdes Land zu fliehen; doch da plötzliche Uebergänge in der Stimmung selten von Dauer sind, so wurde Heinrich seinerseits wieder vom Throne vertriebenund Eduard als sein Nachfolger zurückgerufen. Das Parlament folgte dabei immer der stärksten Seite.

Dieser Streit begann unter der Regierung Heinrichs VI. und hörte nicht eher auf, als unter Heinrich VII., in dem die Familien vereinigt wurden. Er erstreckte sich über eine Periode von 67 Jahren, nämlich von 1422 bis 1489.

Kurz, Monarchie und Erbfolge haben nicht allein dieses oder jenes Königreich, sie haben die Welt in Blut und Asche gelegt. Es ist eine Regierungsform, gegen welche das Wort Gottes Zeugniß giebt, und Blut wird sie begleiten.

Fragen wir nach dem Geschäft der Könige, so werden wir finden, daß sie ohne Vergnügen für sich selbst oder Vortheil für die Nation ihr Leben verschlendern, und sich dann von der Scene zurückziehen, um ihre Nachfolger denselben nutzlosen und trägen Kreislauf antreten zu lassen. In absoluten Monarchien liegt das ganze Gewicht der bürgerlichen und militärischen Geschäfte auf dem König. Die Kinder Israel machten in ihrer Bitte um einen König diesen Grund geltend: „daß er uns richte und vor uns herziehe und

unsere Schlachten schlage.“ Dagegen in Ländern, wo er weder ein Richter, noch ein General ist, wie in England, könnte man in Verlegenheit gerathen, wenn man angeben sollte, was sein Geschäft ist.

Je mehr sich ein Staat der Republik nähert, desto weniger Geschäfte giebt's da für einen König. Es ist etwas schwierig, einen passenden Namen für den Staat von England zu finden. Sir William Meredith nennt ihn eine Republik; aber in seinem gegenwärtigen Zustande ist er des Namens unwürdig, weil der verderbliche Einfluß der Krone, welche alle Stellen zu vergeben hat, die Macht des Hauses der Gemeinen (des republikanischen Bestandtheils der Constitution) mit solchem Erfolg verschlungen und dessen Tugend so aufgezehrt hat, daß der Staat von England fast so monarchisch ist, wie der von Frankreich oder Spanien. Die Menschen schlagen oft mit Namen um sich, ohne sie zu verstehen. Denn der republikanische und nicht der monarchische Theil der Constitution von England ist es, worauf die Engländer stolz sind, nämlich, die Freiheit, ein Haus von Gemeinen aus ihrem eigenen Körper zu wählen — und es ist leicht zu sehen, daß wenn die republikanische Tugend verschwindet, so folgt die Sklaverei hinterdrein. Warum ist die Constitution von England krank? Nur deßhalb, weil die Monarchie die Republik vergiftet, die Krone die Gemeinen an sich gekauft hat.

In England hat ein König wenig mehr zu thun, als Krieg zu führen und Stellen zu vergeben. Das heißt einfach ausgedrückt, als die Nation arm zu machen und sie gegen einander zu hetzen. In der That ein hübsches Geschäft für einen Mann, der dafür acht hundert tausend Pfund Sterling das Jahr bezahlt kriegt und in den Kauf noch angebetet wird! Ein ehrlicher Mann ist für die Gesellschaft und vor Gottes Angesicht mehr werth, als alle die gekrönten Räuber, welche je lebten.

Gedanken über den gegenwärtigen Stand der amerikanischen Angelegenheiten.

In den folgenden Blättern gebe ich Nichts, als schlichte Thatsachen, einfache Argumente und gesunden Menschenverstand. Und an den Leser habe ich keine anderen Vorbedingungen zu stellen, als daß er sich des Vorurtheils und vorgefaßter Meinungen entschlagen und

es seiner Vernunft und seinen Gefühlen frei stellen wolle, für sich selbst zu entscheiden; daß er den wahren Charakter eines Menschen anlegen, oder vielmehr nicht ablegen wolle und ohne Engherzigkeit seinen Blick erweitern über die unmittelbare Gegenwart hinaus.

Ganze Bände sind bereits geschrieben über den Kampf zwischen England und Amerika. Männer von jedem Rang haben sich aus verschiedenen Gründen und mit mannichfachen Absichten in den Streit gemischt, sie blieben aber alle ohne Wirkung, und die Periode des Debattirens ist vorbei. Waffen müssen als das letzte Hülfsmittel den Streit entscheiden, der König griff zu ihnen, und der Continent hat die Forderung angenommen.

Von dem verstorbenen Herrn Pelham (der, obgleich ein guter Minister, doch nicht ohne seine Fehler war,) erzählte man, daß er einst auf einen Angriff im Hause der Gemeinen, seine Maßregeln seien nur vorübergehender Art, zur Antwort gab: „sie werden meine Zeit aushalten.“ Sollte ein so unglücklicher und unmännlicher Gedanke sich der Colonien in ihrem gegenwärtigen Kampf bemächtigen, so würde der Name Vorfahren von künftigen Generationen mit Abscheu genannt werden.

Die Sonne schien nie auf eine Sache von größerem Werth. Es ist nicht die Angelegenheit einer Stadt, einer Grafschaft, einer Provinz oder eines Königreichs, sondern eines Continents, wenigstens des achten Theils der bewohnbaren Erdkugel. Es ist nicht die Sache eines Tages, eines Jahres oder eines Menschenalters; die Nachwelt ist wesentlich mit in den Streit verwickelt und wird durch die gegenwärtigen Vorgänge mehr oder weniger berührt werden selbst bis an's Ende der Zeit. Jetzt ist die Saatzeit für die Einheit, Treue und Ehre des Continents. Der geringste Bruch wird jetzt sein wie ein Name, mit der Spitze einer Nadel in die zarte Rinde einer jungen Eiche geschnitten; die Wunde wird sich vergrößern mit dem Baum, und die Nachwelt wird ihn in ausgewachsenen Buchstaben lesen.

Mit dem Uebergang der Sache von der Beweisführung zur Waffengewalt hat eine neue Aera für die Politik begonnen; eine neue Methode zu denken hat sich erhoben. Alle Pläne, Vorschläge 2c. vor dem 19. April, d. h. bis zum Beginn der Feindseligkeiten, sind gleich Kalendern vom vergangenen Jahr, die, wenn auch damals richtig, jetzt verdrängt und nutzlos sind. Alles, was von den Vorkämpfern auf beiden Seiten der Frage vorgebracht wurde, endigte immer in ein und denselben Punkt, nämlich eine Einigung mit

Großbrittannien; der einzige Unterschied zwischen den Parteien bestand in der Art und Weise, dieselbe herbeiführen zu wollen, indem die einen von Gewalt, die andern von Freundschaft sprachen; nun ist es aber so weit gekommen, daß die erste fehlgeschlagen ist und die zweite ihren Einfluß verloren hat.

Da so viel von den Vortheilen einer Wiedervereinigung gesagt ist, welche wie ein angenehmer Traum an uns vorüber gegangen ist und uns gelassen hat, wo wir waren, so ist es nicht mehr, als billig, auch die entgegengesetzte Seite der Sache zu prüfen und einigen von den vielen wesentlichen Nachtheilen, welche diese Colonien von ihrer Verbindung mit Großbrittannien und ihrer Abhängigkeit von demselben haben und allezeit haben werden, nachzuspüren, — jene Verbindung und Abhängigkeit selbst nach Prinzipien der Natur und des gesunden Menschenverstandes zu untersuchen, um zu sehen, worauf wir zu vertrauen haben, wenn wir getrennt sind, und was zu erwarten, wenn wir abhängig sind.

Ich habe von Einigen behaupten hören, da Amerika bei seiner früheren Verbindung mit Großbrittannien geblüht habe, so sei dieselbe Verbindung auch in Zukunft zu seinem Glücke nothwendig, und sie werde stets dieselbe Wirkung haben. Nichts kann trügerischer sein, als diese Art von Beweisführung. Wir könnten eben so wohl behaupten, weil ein Kind bei Milch gediehen sei, so brauche es nie Fleisch, oder die ersten zwanzig Jahre unsers Lebens würden eine Regel für die nächsten zwanzig. Aber auch dieß schon hieße mehr zugeben, als wahr ist, denn ich antworte rund heraus, Amerika würde eben so sehr und wahrscheinlich noch weit mehr geblüht haben, wenn keine europäische Macht je etwas damit zu thun gehabt hätte. Die Handelsartikel, durch welche es sich bereichert hat, sind Lebensbedürfnisse und werden stets einen Markt haben, so lange das Essen in Europa im Gebrauch ist.

Aber Großbrittannien hat uns beschützt, sagen Einige. Daß es uns sich angeeignet hat, ist wahr, und daß es den Continent auf unsere sowohl, als auf seine Kosten vertheidigt hat, gebe ich zu, aber es würde auch die Türkei aus denselben Gründen vertheidigt haben, nämlich um des Handels und der Herrschaft willen.

Ach! wir sind lange durch alte Vorurtheile irre geleitet worden und haben dem Aberglauben große Opfer dargebracht. Wir haben den Schutz von Großbrittannien gerühmt, ohne daran zu denken, daß sein Beweggrund I n t e r e s s e und nicht A n h ä n g l i c h k e i t

war, und daß es uns nicht vor unsern Feinden um unsert=willen, sondern vor seinen Feinden um seinetwillen schützte, vor denen, welche mit uns nie um etwas Andern willen in Streit gewesen waren, und welche immer um desselben Grundes willen unsere Feinde sein werden. Laßt nur England seine Ansprüche auf den Continent aufgeben oder den Continent die Abhängigkeit abschütteln, und wir werden mit Frankreich und Spanien in Frieden leben, wenn sie mit England in Krieg sind. Das Elend von Hannover während des letzten Krieges sollte uns vor dergleichen Verbindungen warnen.

Man hat kürzlich im Parlament behauptet, die Colonien hätten keine Verwandtschaft mit einander, als durch das Mutterland, d. h. Pennsylvanien und die Jerseys und so weiter mit den übrigen seien Schwestercolonien vermittelst Englands. Dieß ist gewiß ein sehr weitschweifiger Weg, um Verwandtschaften nachzuweisen, aber es ist der nächste und einzig wahre, um Feindschaften nachzuweisen, wenn ich es so nennen darf. Frankreich und Spanien waren nie, noch werden sie vielleicht je unsere Feinde als Amerikaner, sondern als Unterthanen von Großbrittannien.

Aber England ist das Mutterland, sagen Einige. Dann um so größere Schande für sein Verfahren. Selbst wilde Thiere verschlingen nicht ihre Jungen, noch führen Wilde Krieg gegen ihre Familien. Ist darum die Behauptung wahr, so dient sie ihm zum Vorwurf. Zufällig ist sie aber nicht wahr, oder doch nur theilweise, und die Phrase Stamm= oder Mutterland ist jesuitischer Weise von dem König und seinen Schmarotzern angenommen in der gemeinen papistischen Absicht, dadurch bei der leichtgläubigen Schwäche unserer Herzen ein falsches Vorurtheil zu erzeugen. Europa und nicht England ist das Stammland von Amerika. Diese neue Welt ist das Asyl für die verfolgten Freunde bürgerlicher und religiöser Freiheit von jedem Theil von Europa gewesen. Hieher sind sie geflohen nicht aus den zärtlichen Umarmungen der Mutter, sondern vor der Grausamkeit des Ungeheuers, und das ist mit Bezug auf England so weit wahr, daß dieselbe Tyrannei, welche die ersten Emigranten aus der Heimath trieb, noch jetzt ihre Nachkommen verfolgt.

In diesem ausgedehnten Theile des Erdballs vergessen wir die engen Grenzen von drei hundert und sechzig Meilen (die Ausdehnung von England) und knüpfen unsere Freundschaften nach einem

größeren Maßstab. Wir beanspruchen Brüderschaft mit jedem europäischen Christen und jauchzen triumphirend in der Größe des Gedankens.

Es ist erfreulich, zu beobachten, in was für regelmäßigen Stufen wir örtliche Vorurtheile übersteigen, im Verhältniß als wir unsere Bekanntschaft mit der Welt erweitern. Ein Mann, der in irgend einer Stadt in England geboren ist, die in Kirchspiele getheilt ist, wird natürlich am Meisten mit den Mitgliedern seines Kirchspiels umgehen (weil ihre Interessen in vielen Fällen gemeinschaftlich sein werden) und sie mit dem Namen Nachbaren auszeichnen. Begegnet er einem von diesen nur wenige Meilen von Haus, so läßt er die enge Idee einer Straße fallen und grüßt ihn mit dem Namen „Stadtmann." Reis't er aus der Grafschaft und begegnet ihm in einer andern, so vergißt er die kleinern Abtheilungen von Straße und Stadt und nennt ihn Landsmann. Sollten sie aber auf ihren Reisen in die Fremde in Frankreich oder einem andern Theil der Welt zusammen kommen, so würde ihre örtliche Erinnerung erweitert werden in die von Engländern. Und aus demselben Grunde sind alle Europäer, die sich in Amerika oder einem andern Welttheil begegnen, Landsleute; denn England, Holland, Deutschland, Schweden, nehmen nach dem größeren Maßstab dieselben Stellen ein, welche die Abtheilungen von Straße, Stadt und Grafschaft nach dem kleinern einnehmen, Unterscheidungen, zu klein für Herzen vom Continent. Nicht der dritte Theil der Einwohner selbst dieser Provinz sind englischer Abkunft. Darum verwerfe ich die Phrase Stamm- oder Mutterland, wenn auf England allein angewandt, als falsch, selbstsüchtig, engherzig und unedel.

Doch selbst zugegeben, wir wären alle von englischer Abkunft, was macht das aus? Nichts. England ist jetzt unser offener Feind und löscht damit jeden andern Namen und Titel aus. Zu sagen, Wiedervereinigung sei unsere Pflicht, ist wahrhaft lächerlich. Der erste König von England von der gegenwärtigen Linie (Wilhelm der Eroberer) war ein Franzose, und die Hälfte der Pairs von England sind Abkömmlinge desselben Volkes. Also müßte nach derselben Art und Weise, zu räsonniren, England von Frankreich regiert werden.

Man hat viel gesagt von der vereinigten Stärke Englands und der Colonien, daß sie in Verbindung der Welt Trotz bieten könnten. Das ist aber eine bloße Einbildung. Das Kriegsglück ist unbeständig, und die Ausdrücke heißen Nichts. Denn dieser Continent

würde sich nie seiner Einwohner berauben lassen, um in Asien, Afrika oder Europa die brittischen Waffen zu unterstützen.

Ferner, was haben wir damit zu thun, der Welt Trotz zu bieten? Unser Zweck ist Handel, und wenn wir den gut betreiben, so wird er uns Frieden und Freundschaft mit ganz Europa sichern, denn es ist das Interesse von ganz Europa, an Amerika einen Freihafen zu haben. Sein Handel wird es stets schützen, und sein Mangel an Gold und Silber wird es vor kriegerischen Einfällen bewahren.

Ich fordere den wärmsten Vertreter der Wiedervereinigung heraus, mir einen einzigen Vortheil zu zeigen, den dieser Continent aus seiner Verbindung mit Großbrittannien ziehen kann. Ich wiederhole die Ausforderung; nicht einen einzigen Vortheil hat es davon gehabt. Unser Korn wird in jedem Markt von Europa seinen Preis erhalten, und die Güter, die wir einführen, müssen bezahlt werden, mögen wir sie kaufen, wo wir wollen.

Dagegen sind die Nachtheile, welche uns jene Verbindung bringt, ohne Zahl; und unsere Pflicht gegen die Menschheit im Großen, wie gegen uns selbst gebietet uns, dem Bündniß zu entsagen. Denn jede Unterwürfigkeit und Abhängigkeit von Großbrittannien zielt direkt darauf hin, diesen Continent in europäische Kriege und Streitigkeiten zu verwickeln und bringt uns aus einander mit Nationen, welche sonst unsere Freundschaft suchen würden, und gegen welche wir weder Haß fühlen, noch über etwas zu klagen haben. Da Europa unser Markt ist für den Handel, so sollten wir keine besondere Verbindung mit irgend einem Theil desselben eingehen. Das wahre Interesse Amerika's ist, sich von europäischen Streitigkeiten unberührt zu halten, und das kann es nie thun, so lange es durch seine Abhängigkeit von England zu einem entscheidenden Gewicht in der Wagschale der brittischen Politik gemacht wird.

Europa ist zu dicht mit Königreichen besä't, um lange in Frieden zu sein, und so oft zwischen England und einer fremden Macht ein Krieg ausbricht, wird der Handel von Amerika ruinirt *wegen seiner Verbindung mit England.* Der nächste Krieg läuft vielleicht anders aus, als der letzte, und sollte er es, dann würden die jetzigen Vertreter der Wiedervereinigung die Trennung wünschen, denn in jenem Falle würde die Neutralität eine sicherere Bedeckung sein, als ein Kriegsschiff. Alles, was recht und natürlich ist, spricht für Trennung. Das Blut der Erschlagenen, die weinende Stimme der Natur ruft, *es ist Zeit zu scheiden.* Selbst die

Entfernung, in welche der Allmächtige England und Amerika von einander gestellt hat, ist ein starker und natürlicher Beweis, daß die Herrschaft des einen über das andere nie in der Absicht des Himmels gelegen hat. Ebenso vermehrt auch die Zeit, in welcher der Continent entdeckt würde, das Gewicht dieses Beweises, und die Art und Weise, wie er bevölkert wurde, vergrößert die Kraft desselben. Der Reformation voraus ging die Entdeckung von Amerika, als hätte der Allmächtige für künftige Jahre, wo die Heimath weder Freündschaft noch Sicherheit bieten würde, den Verfolgten gnädiglichst ein Allerheiligstes öffnen wollen.

Die Herrschaft Großbrittaniens über diesen Continent ist eine Regierungsform, welche früher oder später ein Ende haben muß, und ein ernster Mensch kann keine wahre Freude dabei empfinden, wenn er unter der schmerzlichen und gewissen Ueberzeugung in die Zukunft sieht, daß was er „die gegenwärtige Constitution" nennt, nur vorübergehender Natur ist. Als Aeltern können wir keine Freude haben, wenn wir wissen, daß dieser Staat nicht dauerhaft genug ist, um etwas sicher zu stellen, was wir unsern Nachkommen hinterlassen, und um eine einfache Art der Beweisführung anzuwenden, da wir die nächste Generation in Schulden stürzen, so sollten wir auch für sie arbeiten, sonst verfahren wir schlecht und erbärmlich gegen sie. Um unsere Pflicht recht zu erkennen, sollten wir unsre Kinder an die Hand nehmen und uns ein paar Jahre weiter in die Zukunft versetzen. Dann wird sich uns eine Aussicht eröffnen, welche gegenwärtig einige wenige Besorgnisse und Vorurtheile vor unsern Blicken verbergen.

Vermiede ich es auch sehr gern, unnöthigen Anstoß zu geben, so bin ich doch geneigt, zu glauben, daß alle diejenigen, welche die Lehre der Wiedervereinigung vertreten, unter folgende Gattungen begriffen werden können.

Interessirte Menschen, denen nicht zu trauen ist; schwache Menschen, welche nicht sehen können; vorurtheilsvolle Menschen, welche nicht sehen wollen; und eine gewisse Classe von gemäßigten Menschen, welche von der europäischen Welt besser denken, als sie es verdient: und diese letzte Classe wird mit ihrer unzeitigen Ueberlegung diesem Continent mehr Unglück bringen, als die drei andern zusammen genommen.

Viele haben das Glück, fern von dem Schauplatz der Leiden zu leben; das Uebel ist ihnen nicht nahe genug vor ihre Thür gebracht,

um sie die Unsicherheit fühlen zu lassen, mit welcher alles amerikanische Eigenthum bedroht ist. Versetzen wir uns aber auf wenige Augenblicke nach Boston, jener Sitz des Jammers wird uns Weisheit lehren und uns mahnen, für immer einer Macht zu entsagen, in die wir kein Vertrauen setzen können. Den Einwohnern jener unglücklichen Stadt, welche noch vor wenig Monaten in Ruhe und Ueberfluß lebten, bleibt jetzt Nichts übrig, als zu bleiben und Hungers zu sterben, oder hinauszugehen und zu betteln. Gefährdet von dem Feuer ihrer Freunde, wenn sie in der Stadt bleiben, und geplündert von den Soldaten, wenn sie sie verlassen. In ihrer gegenwärtigen Lage sind sie Gefangene ohne Hoffnung auf Befreiung, und bei einem allgemeinen Angriff zu ihrer Entsetzung würden sie der Wuth beider Armeen ausgesetzt sein.

Menschen von duldsamer Gemüthsart sehen etwas leicht weg über die Beleidigungen Englands, und noch immer das Beste hoffend, sind sie im Stande auszurufen: „Geh, geh, wir werden trotz alle dem noch Freunde werden.“ Aber prüfet die Leidenschaften und Gefühle der Menschheit, bringt die Lehre der Wiedervereinigung an den Prüfstein der Natur, und dann sagt mir, ob Ihr hinfort die Macht noch lieben, ehren und ihr treu dienen könnt, welche Feuer und Schwerdt an Euer Land gelegt hat? Könnt Ihr aber das Alles nicht, dann betrügt Ihr Euch nur selbst und bringt durch Euer Zaudern Verderben über Eure Nachkommen. Eure künftige Verbindung mit England, welches Ihr weder lieben, noch ehren könnt, wird eine gezwungene und unnatürliche sein, und da sie bloß um der Bequemlichkeit des Augenblicks willen eingegangen ist, so wird in kurzer Zeit ein Rückfall hereinbrechen, trauriger, als der erste. Wenn Du aber sagst, Du kannst die Gewatthätigkeiten noch übersehen, dann frage ich Dich, ist Dein Haus niedergebrannt? Ist vor Deinen Augen Dein Eigenthum zerstört? Sind Dein Weib und Deine Kinder ohne Bett, darauf zu liegen, und ohne Brod, davon zu leben? Hast Du einen Vater oder ein Kind verloren durch ihre Hand, und bist Du selbst der ruinirte unglückliche Ueberlebende? Wo nicht, dann bist Du kein Richter für die, welche in dem Falle sind. Wenn Du aber selbst in dem Falle bist und doch noch die Hände schütteln kannst mit den Mördern, dann bist Du unwürdig des Namens eines Ehemann's, Vater's, Freund's oder Liebenden, und was auch Dein Rang oder Titel im Leben sein mag, Du hast das Herz eines Feiglings und die Seele eines Verräthers.

Dieß heißt nicht aufhetzen und die Sachen übertreiben, sondern sie prüfen an den Gefühlen und Leidenschaften, welche die Natur rechtfertigt, und ohne welche wir unfähig sein würden, die socialen Pflichten des Lebens zu erfüllen oder die Glückseligkeiten desselben zu genießen. Es ist nicht meine Absicht, Schrecken zu malen, um Rache hervorzurufen, sondern uns aufzuwecken aus dem unseligen und unmännlichen Schlummer, auf daß wir mit Entschiedenheit ein festes Ziel verfolgen. Es liegt nicht in der Macht von England oder Europa, Amerika zu erobern, wenn es sich nicht selbst hingiebt durch Zaudern und Zaghaftigkeit. Der gegenwärtige Winter ist ein Jahrhundert werth, wenn er recht angewandt wird, geht er aber unbenutzt vorüber, dann wird der ganze Continent das Unglück theilen, und keine Strafe ist hart genug, die der Mann nicht verdiente, sei er, wer oder was oder wo er will, welcher die Schuld trüge, daß eine so kostbare und nützliche Zeit verschleudert würde.

Es widerstreitet der Vernunft und der allgemeinen Ordnung der Dinge, sowie allen Beispielen von früheren Jahrhunderten, vorauszusetzen, dieser Continent könnte noch auf längere Zeit einer auswärtigen Macht unterthan bleiben. Die größten Sanguiniker in England denken das nicht. Die äußerste Anstrengung menschlicher Weisheit kann in diesem Augenblick außer der Trennung Nichts vorbringen, was dem Continent auch nur für ein Jahr Sicherheit verspräche. Wiedervereinigung ist jetzt ein trügerischer Traum. Die Natur hat das Band zerrissen, und keine Kunst kann es ersetzen. Denn, wie Milton weise sagt: „nie kann wahre Versöhnung erwachsen, wo die Wunden tödtlichen Hasses so tief eingedrungen sind."

Jede ruhige Vermittelung des Friedens ist unwirksam gewesen. Unsere Bitten sind mit Verachtung verworfen worden und dienten einzig dazu, uns zu überzeugen, daß Nichts der Eitelkeit der Könige mehr schmeichelt oder ihre Hartnäckigkeit mehr befestigt, als wiederholtes Bitten, — Nichts hat mehr beigetragen, als grade dieses Bitten, die Könige von Europa absolut zu machen. Zeugen davon sind Dänemark und Schweden. Also, da Nichts als Schläge helfen werden, so laßt uns doch um Gottes willen endlich zu einer gänzlichen Trennung kommen und es nicht der nächsten Generation überlassen, sich die Kehlen abzuschneiden unter den verletzten nichtssagenden Namen von Mutter und Kind.

Zu behaupten, sie werden es nie wieder thun, ist einfältig und

träumerisch. Wir dachten so bei Aufhebung der Stempelakte, doch ein Jahr oder zwei enttäuschten uns. Wir könnten ebenso gut voraussetzen, Nationen, die einmal geschlagen wären, würden nie wieder Streit anfangen.

Was Regierungsangelegenheiten angeht, so liegt es nicht in der Macht Englands, diesem Continent Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Das Geschäft der Verwaltung desselben wird bald zu schwierig und zu verwickelt sein, um von einer Macht, die so weit von uns entfernt ist, und uns so gar nicht kennt, auf irgend erträgliche Weise besorgt werden zu können. Denn wenn England uns nicht erobern kann, kann es uns auch nicht regieren. Immer drei oder vier tausend Meilen weit mit einer Nachricht oder Petition zu laufen, vier oder fünf Monate auf eine Antwort zu warten, und wenn man sie am Ende erlangt hat, noch fünf oder sechs Monate mehr zu gebrauchen, um sie zu erklären, wird in wenig Jahren als Thorheit und Kinderei betrachtet werden. Es gab eine Zeit, wo das in der Ordnung war, aber es ist jetzt in der Ordnung, damit ein Ende zu machen.

Kleine Inseln, die nicht im Stande sind, sich selbst zu schützen, sind die geeigneten Länder, deren Königreiche sich annehmen können, aber es ist absurd, vorauszusetzen, ein Continent könne beständig von einer Insel beherrscht werden. In keinem einzigen Falle hat die Natur den Trabanten größer gemacht, als seinen Planeten; und da England und Amerika in ihrem Verhältniß zu einander die gewöhnliche Ordnung der Natur umkehren, so ist es klar, daß sie zu verschiedenen Systemen gehören, England zu Europa, Amerika zu sich selbst.

Ich werde nicht durch Beweggründe des Stolzes, des Partheigeistes oder des Rachegefühls bewegt, die Lehre der Trennung und Unabhängigkeit zu vertreten; ich bin klar, fest und gewissenhaft überzeugt, daß sie das wahre Interesse dieses Continents ist, daß Alles außer ihr bloßes Flickwerk ist, daß sonst Nichts dauerndes Glück hervorbringen kann. Ohne sie lassen wir das Schwerdt unsern Kindern und weichen zurück zu einer Zeit, wo wenige Schritte weiter vorwärts diesen Continent zum Stolz der Erde gemacht haben würden.

Da England nicht die geringste Neigung zu einem Vergleich an den Tag gelegt hat, so können wir versichert sein, daß sich keine Bedingungen erlangen lassen, die der Annahme des Continents würdig sind, oder nur einiger Maßen das Blut und Geld aufwiegen, das es uns bereits gekostet hat.

Die Sache, die man erstrebt, sollte stets in einem angemessenen Verhältniß zu ihren Kosten stehen. Die Entfernung von Lord North oder der ganzen verabscheuungswürdigen Clique ist die Millionen nicht werth, die wir ausgegeben haben. Eine vorübergehende Hemmung des Handels war ein Nachtheil, der hinreichend aufgewogen wäre durch die Aufhebung aller der Akte, über die man sich beschwerte, hätte man nämlich solche Aufhebungen erlangt; wenn aber der ganze Continent zu den Waffen greifen, wenn jeder Mann Soldat werden muß, dann ist es kaum der Mühe werth, bloß gegen ein Ministerium zu kämpfen. Theuer, theuer bezahlen wir für die Aufhebung der Akte, wenn das Alles ist, wofür wir kämpfen, denn nach einer richtigen Schätzung ist es eine ebenso große Thorheit, einen Bunker=Hill=Preis für ein Gesetz zu bezahlen, als für ein Stück Land. Ich habe stets die Unabhängigkeit dieses Continents als ein Ereigniß betrachtet, welches früher oder später eintreten müßte, und nach dem letzten reißenden Fortschritt des Continents zur Reife kann das Ereigniß nicht mehr fern sein. Als darum die Feindseligkeiten ausbrachen, war es nicht der Mühe werth, über eine Sache zu streiten, welche die Zeit am Ende geschlichtet haben würde, wenn wir es anders ernst meinten. Sonst wäre es so viel, als wenn man ein Landgut in einem Prozeß verschleuderte, um die Vergehen eines Pächters zu strafen, dessen Pachzeit eben zu Ende ginge. Kein Mensch wünschte mehr eine Aussöhnung, als ich selbst vor jenem verhängnißvollen 19. April 1775,*) aber im Augenblick, wo mir das Ereigniß jenes Tages bekannt wurde, verwarf ich den verstockten und finstern Pharao von England für immer. Und ich verabscheue den Elenden, der mit dem angemaßten Namen Vater seines Volkes fühllos hören kann von der Abschlachtung desselben und ruhig schlafen mit seinem Blut auf der Seele.

Aber angenommen, die Sache wäre jetzt geschlichtet, was würde die Folge davon sein? Ich antworte, das Verderben des Continents. Und das aus verschiedenen Gründen.

1. Da die Herrschaft stets in den Händen des Königs bliebe, so würde er eine verneinende Gewalt über die ganze Gesetzgebung des Continents haben. Und da er sich als einen so eingefleischten Feind der Freiheit gezeigt und einen solchen Durst nach willkürlicher Gewalt an den Tag gelegt hat: ist er, oder ist er nicht der Mann, zu

---

*) Der Tag des Gemetzels bei Lexington.

diesen Colonien zu sagen: „Ihr sollt keine Gesetze machen, als die mir belieben!" Und ist irgend ein Einwohner von Amerika einfältig genug, um nicht zu wissen, daß nach dem, was die gegenwärtige Constitution genannt wird, dieser Continent keine Gesetze machen kann, als die der König passiren läßt? Und ist irgend ein Mensch unweise genug, um nicht zu sehen, daß (nach dem, was schon geschehen ist) er es nicht leiden wird, daß hier je ein Gesetz gemacht werde, welches nicht seinen Absichten dient? Wir können ebenso wirksam durch den Mangel an Gesetzen in Amerika geknechtet werden, als dadurch, daß wir uns Gesetzen unterwerfen, welche in England für uns gemacht sind. Nachdem die Sachen geschlichtet sind (wie man's nennt), kann es da zweifelhaft bleiben, daß die Krone ihre ganze Macht aufbieten wird, diesen Continent so tief als möglich zu erniedrigen und zu demüthigen? Statt vorwärts zu gehen, werden wir rückwärts gehen oder beständig im Streite liegen oder uns mit Petitionen lächerlich machen. — Schon jetzt sind wir größer, als es dem Könige lieb ist, wird er also fortan nicht bemüht sein, uns kleiner zu machen? Um die Sache in Einen Punkt zusammenzudrängen: Ist die Macht, welche auf unser Glück neidisch ist, die rechte Macht, uns zu regieren? Jeder, der diese Frage mit Nein beantwortet, ist ein Unabhängigkeitsmann, denn Unabhängigkeit heißt Nichts mehr als dieß: sollen wir uns unsere eigenen Gesetze machen, oder soll der König, der größte Feind, welchen dieser Continent hat oder haben kann, uns sagen: „es soll hier keine Gesetze geben, als die mir gefallen!"

Aber, werdet Ihr sagen, der König hat doch eine verneinende Gewalt in England; auch dort kann das Volk keine Gesetze machen ohne seine Zustimmung. Vom Standpunkte des Rechts und der guten Ordnung ist es außerordentlich lächerlich, daß ein Junge von 21 Jahren (wie es sich oft getroffen hat) das Recht haben soll, zu mehreren Millionen Volks, älter und weiser, als er, zu sagen: ich verbiete es, daß diese oder jene Akte von Euch zum Gesetz erhoben werde. An dieser Stelle aber sehe ich hievon ab, wenn ich auch nie aufhören werde, die Absurdität der Sache bloß zu stellen, und ich erwiedere hier nur, da der König in England residirt und nicht in Amerika, so wird dadurch die Sache schon ganz anders. Des Königs verneinende Gewalt ist hier zehnmal gefährlicher und verderblicher, als sie in England sein kann; denn dort würde er kaum

seine Zustimmung zu einer Bill verweigern, die England in einen möglichst starken Vertheidigungszustand brächte, und in Amerika würde er eine solche Bill nie passiren lassen.

Amerika ist nur ein Gegenstand zweiten Rangs in dem System der brittischen Politik — England zieht das Wohl *dieses* Landes nicht weiter zu Rathe, als es seinem *eigenen* Zweck entspricht. Darum wird es von seinem eigenen Interesse angeleitet, in allen Fällen das Gedeihen *unseres* Interesses zu unterdrücken, wo es nicht seinen Vortheil fördert, oder nur im Geringsten dagegen streitet. Unter solch einer Regierung zweiter Hand würden wir bald in einen hübschen Zustand kommen, namentlich, wenn wir bedenken, was schon vorgefallen ist! Menschen werden nicht aus Feinden Freunde durch Aenderung eines Namens; und um zu zeigen, daß die Wiedervereinigung *jetzt* eine gefährliche Lehre ist, so behaupte ich, daß *es zu dieser Zeit für den König politisch sein würde, die Akte aufzuheben, um sich wieder in der Regierung der Provinzen fest zu setzen; damit er nämlich auf dem langen Wege der List und Schlauheit erreichte, was er auf dem kurzen Wege der Gewalt nicht erreichen kann.* Wiedervereinigung und Verderben sind nahe verwandt.

2. Da selbst die besten Bedingungen, welche wir zu erhalten erwarten können, sich auf nicht mehr, als ein vorübergehendes Aushülfsmittel oder eine Art Vormundschaftsregierung belaufen können, welche nicht länger dauern kann, als bis die Colonien großjährig werden, so wird in der Zwischenzeit die Lage der Dinge ein sehr ungeordnetes und wenig versprechendes Ansehen haben. Auswandernde Eigenthümer werden sich nicht bewogen fühlen, in ein Land zu kommen, dessen Regierungsform nur an einem Fädchen hängt, und jeden Tag an dem Rande der Unruhe und des Aufruhrs hin- und herwankt. Deßgleichen würde eine Menge von den gegenwärtigen Bewohnern die Zwischenzeit benutzen, um ihre Habseligkeiten zu veräußern und den Continent zu verlassen.

Der stärkste aller Beweisgründe ist aber, daß Nichts, als Unabhängigkeit, d. h. eine Continentalregierung, den Frieden auf dem Continent aufrecht halten und ihn vor Bürgerkriegen bewahren kann. Ich fürchte jetzt den Erfolg einer Wiedervereinigung mit England, da es mehr als wahrscheinlich ist, daß sie hie oder da Auf-

stände nach sich ziehen würde, deren Folgen viel verderblicher werden könnten, als die ganze Wuth Englands.

Tausende sind bereits durch brittische Barbarei zu Grunde gerichtet. (Andere Tausende werden wahrscheinlich noch dasselbe Schicksal zu erdulden haben.) Diese Menschen haben andere Gefühle, als wir, die wir Nichts gelitten haben. Alles, was sie jetzt besitzen, ist Freiheit, was sie sonst erfreute, ist ihrem Dienst geopfert, und nun sie Nichts mehr zu verlieren haben, verschmähen sie die Unterwerfung. Außerdem wird die allgemeine Stimmung der Colonien gegen eine brittische Regierung gleich der eines Jünglings sein, dessen Minderjährigkeit bald aus ist; sie werden sich sehr wenig daran kehren. Und eine Regierung, welche keinen Frieden aufrecht erhalten kann, ist gar keine Regierung, und in dem Falle bezahlen wir unser Geld für Nichts. Und ich bitte Euch, was könnte England thun, dessen ganze Macht auf dem Papiere steht, wenn gleich an dem Tage nach der Wiedervereinigung ein Bürgeraufstand ausbräche? Ich habe einige Männer äußern hören, von denen viele, glaube ich, sprachen, ohne zu denken, sie fürchteten die Unabhängigkeit, weil sie besorgten, sie würde Bürgerkriege erzeugen. Nur selten sind unsere ersten Gedanken richtig, und das ist auch hier der Fall; denn es ist zehnmal mehr von einer zusammen geflickten Verbindung zu fürchten, als von der Unabhängigkeit. Ich mache des Leidenden Fall zu meinem eigenen, und ich muß bekennen, daß wäre ich von Haus und Hof getrieben, mein Eigenthum zerstört, und mein Vermögen ruinirt, daß ich dann als ein Mann, der Gefühl für Unrecht hat, nie an der Lehre der Wiedervereinigung Geschmack finden, noch mich je dadurch gebunden fühlen könnte.

Die Colonien haben einen Geist von Ordnungsliebe und Gehorsam gegen die Continentalregierung an den Tag gelegt, der vollkommen hinreicht, in dieser Beziehung jeden vernünftigen Menschen zu beruhigen. Kein Mensch kann auch nur den geringsten Vorwand für seine Befürchtungen angeben, der sich auf andere Gründe stützt, als so wahrhaft kindische und lächerliche, wie die, daß eine Colonie nach der Oberherrschaft über die andere streben würde.

Wo es keine Unterschiede giebt, kann es auch keinen Vorrang geben, vollkommene Gleichheit erzeugt keine Versuchung. Die Republiken von Europa sind alle (und wir können sagen immer) in Frieden. Holland und die Schweiz sind ohne äußere oder innere Kriege. Monarchische Staaten, das ist wahr, sind nie lange in Ruhe. Die Krone

selbst ist eine Versuchung für unternehmende Räuber daheim. Und jener Grad von Stolz und Aufgeblasenheit, welcher die königliche Autorität stets begleitet, treibt zu einem Bruch mit fremden Mächten in Fällen, wo eine republikanische Regierung, die nach natürlicheren Prinzipien gebildet ist, durch Unterhandlung die Sache beilegen würde.

Giebt es irgend einen wirklichen Grund zur Besorgniß in Bezug auf die Unabhängigkeit, so ist es der, daß noch kein bestimmter Plan vorgelegt ist. Die Leute wissen sich noch nicht durchzufinden, deßhalb gebe ich, um mit jener Arbeit den Anfang zu machen, folgende Winke, indem ich zu gleicher Zeit die Versicherung beifüge, daß ich selbst keine höhere Meinung davon habe, als daß sie das Mittel werden können, zu etwas Besserem anzuregen. Könnten die zerstreuten Gedanken der Individuen gesammelt werden, dann würden sie häufig Materialien für weise und fähige Männer bilden, die sie zu einem nützlichen Ganzen gestalten könnten.

Laßt die gesetzgebenden Versammlungen (Assemblies) jährlich sein mit einem einzigen Präsidenten. Die Repräsentation mehr gleich. Ihre Geschäfte ausschließlich einheimischer Natur und der Autorität eines Continentalcongresses unterworfen.

Laßt jede Colonie in sechs, acht oder zehn angemessene Districte getheilt sein, von denen jeder eine angemessene Anzahl von Abgeordneten an den Congreß zu senden hat, so daß jede Colonie wenigstens dreißig sendet. Die ganze Zahl im Congreß wird dann wenigstens dreihundert neunzig betragen. Jeder Congreß hat zu sitzen . . . . . . und nach folgender Methode einen Präsidenten zu wählen. Sind die Abgeordneten zusammen, so mag eine Colonie aus allen dreizehn durch's Loos bestimmt und darauf aus den Abgeordneten jener Provinz durch Stimmzettel vom Congreß ein Präsident erwählt werden. Im nächsten Congreß mag nur aus zwölf Colonien eine durch's Loos gewählt werden, mit Auslassung nämlich der Colonie, von welcher im vorigen Congreß der Präsident genommen wurde und so fort, bis alle dreizehn an die Reihe gekommen sind. Und damit Nichts Gesetz wird, als was vollkommen gerecht ist, so mögen nicht weniger als drei Fünftel des Congresses eine Majorität genannt werden. Wer unter einer nach so gleicher Berechtigung gebildeten Regierung, wie diese es wäre, Streit hervorrufen wollte, würde auch Lucifer in seinem Abfall unterstützt haben.

Da es aber ein besonders zu berücksichtigender Punkt ist, von wem, oder in welcher Weise diese Arbeit zuerst ausgehen soll, und da es am

annehmbarsten und passendsten erscheint, daß sie von einem vermittelnden Körper zwischen den Regierenden und Regierten, d. h. zwischen dem Congreß und dem Volke, kommen sollte, so könnte eine Continentalconferenz gehalten werden in folgender Weise und zu folgendem Zweck.

Ein Committee von 26 Congreßmitgliedern, nämlich zwei für jede Colonie. Zwei Mitglieder von jeder Assembly oder Provinzialconvention; und fünf Repräsentanten des Volks im Großen, in dem Hauptort jeder Provinz zu erwählen für und zu Gunsten der ganzen Provinz von so vielen stimmberechtigten Bürgern, als es von allen Theilen der Provinz für schicklich halten, zu diesem Zweck zusammen zu kommen. Oder, wenn das passender gefunden wird, so mögen die Repräsentanten in zweien oder dreien der bevölkertsten Theile der Provinz gewählt werden. In dieser so versammelten Conferenz würden die zwei großen Prinzipien des Geschäfts, Einsicht und Macht, vereinigt sein. Die Mitglieder des Congresses, der Assemblies oder Conventionen werden wegen ihrer Erfahrung in nationalen Angelegenheiten fähige und nützliche Rathgeber sein, und das Ganze wird wegen seiner Bevollmächtigung durch's Volk eine wahrhaft gesetzliche Autorität haben.

Sind die Mitglieder zusammen, so laßt es ihre Aufgabe sein, eine Continental-Verfassung oder eine Verfassung der Vereinigten Colonien zu entwerfen (dem entsprechend, was man die Magna Charta von England nennt). Diese muß die Zahl der Mitglieder des Congresses und der Mitglieder der Assemblies bestimmen, nebst der Art ihrer Wahl, so wie die Zeit ihrer Sitzungen. Sie muß beiden ihre besondern Geschäfte anweisen (wobei nie vergessen werden darf, daß unsere Stärke continental und nicht provinziell ist), allen Menschen Freiheit und Eigenthum sichern und vor allen Dingen die freie Ausübung der Religion je nach den Eingebungen des Gewissens, nebst andern ähnlichen Dingen, die nothwendig in eine Verfassung gehören. Unmittelbar darauf hat die besagte Conferenz sich aufzulösen, und die Körper, welche nach Vorschrift der besagten Verfassung gewählt werden, sind für die dermalige Zeit die Gesetzgeber und Regierer dieses Continents. Und möge dann Gott ihren Frieden und ihr Glück erhalten, Amen.

Sollte in der Folge zu diesem oder einem ähnlichen Zweck ein Körper delegirt werden, so gebe ich ihnen folgende Worte von Dragonetti, jenem weisen Denker über Verfassungen, mit auf den Weg.

„Die Wissenschaft des Politikers," sagt er, „besteht darin, den eigentlichen Kern der Glückseligkeit und der Freiheit zu finden. Die Menschen würden den Dank der Jahrhunderte verdienen, welche eine Staatsform ausfindig machten, die das höchste Glück der Einzelnen mit den geringsten Ausgaben des Volks vereinigte."

Aber wo, sagen Einige, ist der König von Amerika? Ich will es dir sagen, Freund, er regiert da droben und richtet keine Zerstörung an gegen die Menschheit, wie die königliche Bestie von England. Damit wir indeß auch an irdischen Ehren Nichts zu entbehren scheinen, laßt uns feierlich einen Tag festsetzen zur Proclamation der Verfassung. Laßt sie da herbringen, ruhend auf dem göttlichen Gesetz, dem Worte Gottes. Laßt eine Krone darauf stellen, damit die Welt daraus erkenne, daß so weit, als wir die Monarchie billigen, in Amerika das Gesetz König ist. Denn wie in absoluten Staaten der König das Gesetz ist, so sollte in freien Ländern das Gesetz König sein; und es sollte da kein anderer sein. Damit aber nachher kein übler Gebrauch davon gemacht werden kann, läßt beim Schluß der Ceremonie die Krone zerschlagen und unter das Volk zerstreuen, dessen Recht sie ist.

Selbstregierung ist unser natürliches Recht: und wer über die Schwankungen in den menschlichen Angelegenheiten ernstlich nachdenkt, wird überzeugt werden, daß es unendlich weiser und sicherer ist, wenn wir uns in kühler überlegter Weise eine eigene Verfassung geben, so lange wir es in der Macht haben, als wenn wir einen Gegenstand von solchem Interesse der Zeit und dem Zufall anheimstellen. Unterlassen wir es jetzt, dann steht vielleicht nachher ein Masaniello auf, der sich der Unzufriedenheit im Volke bemächtigt, die Verzweifelten und Mißvergnügten um sich zusammen schaart, die Zügel der Regierung an sich reißt und am Ende die Freiheiten des Continents mit sich fortschwemmt, wie eine Sündfluth. Sollte die Regierung von Amerika wieder in die Hände von England kommen, dann würde die schwankende Lage der Dinge irgend einen verzweifelten Abenteurer reizen, sein Glück zu versuchen; und was für eine Rettung könnte England in einem solchen Falle bieten? Ehe es davon hören könnte, wäre die verderblkche That vielleicht schon geschehen, und wir selbst würden leiden, wie die unglücklichen Britten unter der Gewalt des Eroberers. Ihr, die Ihr jetzt der Unabhängigkeit entgegentretet, Ihr wißt nicht, was Ihr thut; Ihr öffnet ewiger Tyrannei Thür und Thor, dadurch daß Ihr den Sitz der Re-

gierung unbesetzt erhaltet. Es giebt Tausende und Zehntausende, welche es für glorreich halten werden, jene barbarische und höllische Macht vom Continent zu vertreiben, welche die Indianer und Neger aufgehetzt hat, uns zu erwürgen — eine zwiefach verbrecherische Grausamkeit, die uns brutal und jene verrätherisch behandelte.

Das Geschwätz von Freundschaft mit denen, gegen die uns unsere Vernunft verbietet, auch nur das geringste Vertrauen zu haben, und die unsere Gefühle, so tausendfach verwundet, uns zu verabscheuen treiben, ist Tollheit und Blödsinn. Jeder Tag verwischt die wenigen Reste von Verwandtschaft zwischen uns immer mehr; und kann es irgend einen Grund geben, zu hoffen, daß wie die Verwandtschaft schwindet, die Zuneigung sich vergrößern wird, oder daß wir uns besser vertragen werden, wenn wir uns über zehn Mal mehr und größere Angelegenheiten zu streiten haben, als je vorher?

Ihr, die Ihr uns von Harmonie und Wiedervereinigung sprecht, könnt Ihr uns die Zeit zurückbringen, die vergangen ist? Könnt Ihr der Prostitution ihre frühere Unschuld wieder geben? Eben so wenig könnt Ihr England und Amerika wieder versöhnen. Das letzte Band ist jetzt zerrissen, das Volk von England bringt Addressen gegen uns ein. Es giebt Beleidigungen, welche die Natur nicht vergeben kann; sie würde aufhören, Natur zu sein, wenn sie es thäte. Eben so wohl kann der Liebende dem Schänder seines Weibes vergeben, als der Continent die Mordthaten Englands vergeben kann. Der Allmächtige hat diese unauslöschlichen Gefühle zu weisen und guten Zwecken uns eingepflanzt. Sie sind die Wächter seines Bildes in unsern Herzen und unterscheiden uns von der großen Heerde gemeiner Thiere. Der sociale Zusammenhalt würde sich auflösen, und die Gerechtigkeit von der Erde ausgerottet werden oder nur noch ein zufälliges Dasein fristen, wären wir verstockt gegen die Bewegungen des Herzens. Der Räuber und der Mörder würden oft ungestraft entwischen, riefe uns nicht die Stimme des Herzens zur Gerechtigkeit.

O! Ihr, die Ihr die Menschheit liebt! Ihr, die Ihr Euch nicht allein der Tyrannei, sondern auch dem Tyrannen zu widersetzen wagt, tretet vor! Jeder Fleck der alten Welt ist von Unterdrückung bezeichnet. Die Freiheit ist rund um die Erde gejagt worden. Asien und Afrika haben sie längst vertrieben. Europa betrachtet sie wie eine Fremde und England hat ihr die Weisung gegeben, von dannen zu weichen. O! nehmet Ihr die Flüchtige auf und bereitet bei Zeiten ein Asyl für die Menschheit!

Ueber die gegenwärtigen Kräfte von Amerika, nebst einigen vermischten Gedanken.

Ich habe noch keinen Menschen getroffen, weder in England, noch in Amerika, der sich nicht dahin ausgesprochen hätte, daß früher oder später eine Trennung zwischen beiden Ländern eintreten müßte; und in Nichts haben wir weniger Urtheil gezeigt, als wenn wir zu bestimmten suchten, was wir die Reife oder die Fähigkeit des Continents zur Unabhängigkeit nannten.

Da alle Menschen in der Sache einverstanden sind und nur in Bezug auf die Zeit von einander abweichen, so wollen wir, um Irrthümer zu entfernen, die Verhältnisse einer allgemeinen Uebersicht unterwerfen, und uns bemühen, wo möglich grade die rechte Zeit ausfindig zu machen. Aber wir brauchen nicht weit zu gehen, die Untersuchung hört plötzlich auf, denn, die Zeit hat uns gefunden. Das allgemeine Zusammentreffen, die glorreiche Einheit aller Dinge beweis't es.

Nicht in der Zahl, nur in der Einheit liegt unsre große Stärke; doch unsere gegenwärtige Anzahl reicht hin, die Macht der ganzen Welt zurückzutreiben. Der Continent hat in diesem Augenblick den größten Körper von bewaffneten und disciplinirten Leuten unter allen Mächten unter dem Himmel; und er ist grade auf den Gipfel der Stärke angelangt, auf welchem keine einzelne Colonie im Stande ist, sich zu halten, während alle in ihrer Vereinigung die Sache durchsetzen können. Und etwas mehr oder weniger könnte in seinen Wirkungen verderblich sein. Unsre Landmacht ist schon hinreichend, und was die Seemacht betrifft, so kann es uns nicht entgehen, daß England es uns nie gestatten würde, ein amerikanisches Kriegsschiff zu bauen, so lange der Continent in seinen Händen bliebe. Darum würden wir darin auch über hundert Jahre noch nicht weiter sein, als wir jetzt sind. Die Wahrheit ist vielmehr, daß wir nicht so weit sein würden, weil das Bauholz des Landes sich jeden Tag vermindert, und was am Ende noch bleibt, wird schwer herbeizuschaffen sein.

Wäre der Continent mit Einwohnern überfüllt, so würden seine Leiden unter den gegenwärtigen Umständen unerträglich sein. Je mehr Seestädte wir hätten, desto mehr würden wir zu vertheidigen und zu verlieren haben. Unsere gegenwärtige Anzahl steht in einem so glücklichen Verhältniß zu unsern Bedürfnissen, daß kein Mensch

müßig zu gehen braucht. Die Verminderung des Handels verschafft uns eine Armee, und die Bedürfnisse einer Armee schaffen einen neuen Handel. Schulden haben wir keine: und alle, die wir für diese Sache machen, werden ein glorreiches Andenken an unsere Tugend sein. Können wir unsern Nachkommen nur eine fertige Staatsform hinterlassen, eine eigene unabhängige Constitution, so wird der Kauf um jeden Preis billig sein. Aber Millionen auszugeben, um einige schlechte Gesetze los zu werden und bloß das gegenwärtige Ministerium zu stürzen, das ist die Bezahlung nicht werth und heißt die Nachkommenschaft mit der äußersten Grausamkeit behandeln. Denn es läßt ihnen das große Werk noch zu thun und eine Schuldenlast auf dem Rücken, von der sie keinen Vortheil haben. Solch ein Gedanke ist eines Mannes von Ehre unwürdig und bezeichnet einen engherzigen politischen Krämer.

Die Schuld, mit der wir uns vielleicht belasten, verdient keine Beachtung, wenn nur das Werk zu Ende geführt wird. Keine Nation sollte ohne eine Schuld sein. Eine Nationalschuld ist ein Nationalband; und wenn sie keine Interessen trägt, so ist sie in keinem Fall eine Beschwerde. England wird von einer Schuld von über hundert und vierzig Millionen Sterling gedrückt, denn es bezahlt über vier Millionen Interessen. Und als einen Ersatz für seine Schuld hat es eine große Kriegsflotte. Amerika ist ohne Schuld und ohne eine Flotte, doch könnte es wiederum für den zwanzigsten Theil der englischen Nationalschuld eine ebenso große Flotte haben. Die Flotte von England ist in diesem Augenblick nicht mehr werth, als drei und eine halbe Million Sterling.

Die folgenden Berechnungen mögen zum Beweise dienen, daß die oben angegebene Schätzung der Flotte eine richtige ist. (Siehe Enticks Geschichte des Seedienstes. Einl. p. 56.)

Kosten zum Bau eines Schiffs jeder Größe, nebst seiner Ausrüstung mit Masten, Rahen, Segeln und Takelwerk, zusammen mit einem achtmonatlichen Vorrath von Bootsmanns- und Zimmermanns-Geräth, nach der Berechnung von Herrn Burchett, Sekretär der Marine.

Für ein Schiff von	Kanonen	
	100	£35,553
	90	29,886
	80	23,638
	70	17,785
	60	14,197
	50	10,606
	40	7,558
	30	5,846
	20	3,710

Und daraus läßt sich leicht der Werth oder vielmehr die Kosten der ganzen englischen Flotte berechnen, welche im Jahre 1757, als sie in ihrem höchsten Glanze war, aus folgenden Schiffen und Kanonen bestand.

Schiffe.	Kanonen.	Kosten von Einem.	Kosten von allen.
6	100	£55,553	£213,318
12	90	29,886	358,632
12	80	23,638	283,656
43	70	17,785	764,755
35	60	14,197	496,895
40	50	10,605	424,240
45	40	7,558	340,110
58	20	3,710	215,180
85	Schaluppen, Bomben und Feuerschiffe, durchschnittlich	2,000	170,000
		Kosten	£3,266,786
		Bleibt für Kanonen	253,214
		Summa	£3,500,000

Kein Land auf der Erde ist so glücklich gelegen oder innerlich so befähigt, eine Flotte zu errichten, als Amerika. Theer, Bauholz, Eisen und Seilwerk sind seine natürlichen Produkte. Wir brauchen um Nichts anderswohin zu gehen. Dagegen sind z. B. die Holländer, welche große Vortheile daraus ziehen, daß sie ihre Kriegsschiffe an die Spanier und Portugiesen vermiethen, gezwungen, den größten Theil von den Materialien, welche sie gebrauchen, einzuführen. Wir sollten den Bau einer Flotte als einen Erwerbszweig ansehen, da sie die natürliche Arbeit dieses Landes ist. Es ist die beste Weise, unser Geld anzulegen. Eine vollendete Flotte ist mehr werth, als sie kostet, und sie ist der schöne Punkt in der nationalen Politik, in dem Handel und Schutz sich vereinigen. Laßt uns bauen, brauchen wir sie nicht, so können wir sie verkaufen und auf diese Weise unser Papiergeld mit baarem Gold und Silber ersetzen.

Was die Bemannung einer Flotte angeht, so fällt man da im Allgemeinen in große Irrthümer. Es ist nämlich nicht nothwendig, daß auch nur der vierte Theil Matrosen sind. Das Kaperschiff Terrible, Capitän Death, hielt im letzten Kriege so heiße Kämpfe aus, wie irgend ein Schiff, hatte jedoch nur zwanzig Matrosen an Bord, obgleich die volle Zahl seiner Mannschaft über zwei hundert betrug. Ein paar tüchtige und mittheilende Matrosen unterrichten bald eine hinreichende Anzahl thätiger Landleute in der gewöhnlichen Schiffsarbeit. Wir können daher nie besser im Stande sein, mit einer Seemacht zu beginnen, als eben jetzt, wo unser Bau=

holz noch steht, unsere Fischereien blockirt und unsere Matrosen und Schiffszimmerleute außer Arbeit sind. Vor vierzig Jahren wurden in New-England Kriegsschiffe von 70 und 80 Kanonen gebaut, und warum geschieht nicht jetzt dasselbe? Die Schiffsbaukunst ist Amerika's höchster Stolz, und es wird darin mit der Zeit die ganze Welt übertreffen. Die großen Reiche des Ostens sind meistens Binnenland und folglich von der Möglichkeit ausgeschlossen, mit ihm zu wetteifern. Afrika ist in einem Zustande der Barbarei; und keine Macht in Europa hat weder eine solche Ausdehnung von Küsten, noch einen solchen inneren Vorrath von Materialien. Wo die Natur das Eine gegeben, hat sie das Andere versagt; gegen Amerika allein ist sie mit Beidem freigebig gewesen. Das ungeheure Reich von Rußland ist von der See fast ausgeschlossen, und darum sind seine unermeßlichen Wälder, sein Theer, Eisen und Seilwerk nur Handelsartikel.

Bedenken wir aber unsere Sicherheit, sollten wir da ohne eine Flotte sein? Wir sind jetzt nicht das kleine Volk, das wir vor 60 Jahren waren. Damals konnten wir unser Eigenthum in den Straßen oder auf den Aeckern liegen lassen und ruhig schlafen ohne Schlösser oder Riegel an Thüren und Fenstern. Jetzt ist das aber anders geworden, und unsere Schutzmittel sollten sich verbessern mit der Vergrößerung unsers Eigenthums. Vor 12 Monaten hätte ein gewöhnlicher Seeräuber den Delaware hinauf kommen und die Stadt Philadelphia für eine beliebige Summe unter Contribution stellen können; und ganz dasselbe konnte auch andern Städten begegnen. Ja, ein verwegener Kerl hätte in einer Brigg von 14 oder 16 Kanonen den ganzen Continent ausplündern und eine halbe Million Geld mit sich fortschleppen können. Das sind Dinge, welche unsere Aufmerksamkeit fordern und auf die Nothwendigkeit eines Schutzes zur See hinweisen.

Manche werden vielleicht sagen, ja, wenn wir mit England im Reinen sind, dann wird es uns beschützen. Können sie so unweise sein, zu glauben, England würde zu dem Zwecke eine Flotte in unsern Häfen halten? Gesunder Menschenverstand wird uns sagen, daß die Macht, welche bemüht war, uns zu unterwerfen, die allerungeeignetste ist, uns zu vertheidigen. Unter der Maske der Freundschaft würde vielleicht die Eroberung durchgesetzt, und wir würden dann am Ende nach einem langen und braven Widerstand noch auf Schleichwegen in die Sclaverei hineingezogen. Und sollen seine

Schiffe nicht in unsere Häfen zugelassen werden, dann möchte ich wissen, wie es uns beschützen soll? Eine drei oder vier tausend Meilen entfernte Flotte kann von nur geringem Nutzen sein und bei unvorhergesehenen Ereignissen von gar keinem. Wenn wir uns also in der Folge selbst beschützen müssen, warum thun wir es nicht auch für uns selbst? Warum für einen Andern?

Die Liste der englischen Kriegsschiffe ist lang und furchtbar, aber nicht der zehnte Theil von ihnen ist zu gleicher Zeit zum Seedienst zu gebrauchen, viele von ihnen existiren gar nicht; doch die Namen werden noch mit Pomp in der Liste aufgeführt, wenn auch nur noch eine Planke vom Schiffe übrig ist. Endlich kann nicht der fünfte Theil von denen, welche zum Seedienst brauchbar sind, zu gleicher Zeit für Eine Station entbehrt werden. Ost- und Westindien, das mittelländische Meer, Afrika und die andern Theile der Welt, über welche England seine Ansprüche ausdehnt, machen große Anforderungen an seine Flotte. Halb aus Vorurtheil und halb aus Unaufmerksamkeit haben wir einen falschen Begriff in Bezug auf die Seemacht von England bekommen und gesprochen, als würden wir die ganze Flotte auf einmal zu bestehen haben, und aus dem Grunde wähnten wir, wir brauchten eine eben so große. Und da dieß nicht sogleich möglich wäre, so ist das von einer Bande verkappter Tories benutzt worden, dadurch unser Beginnen zu entmuthigen. Nichts kann weiter von der Wahrheit sein, als dieß, hätte Amerika nur den zwanzigsten Theil von der Seemacht Englands, so würde es ihm schon weit überlegen sein. Denn weil wir fremde Besitzungen weder haben, noch beanspruchen, so würde unsre ganze Macht an unsern Küsten beschäftigt werden, wo wir auf die Dauer wie zwei zu eins im Vortheil sein würden gegen die, welche drei oder vier tausend Meilen zu segeln hätten, ehe sie uns angreifen könnten, und dieselbe Strecke zurück, um auszubessern und zu rekrutiren. Und wenn England durch seine Flotte auch unsern Handel in Europa hemmen kann, so haben wir doch eben so gut auch seinen Handel in Westindien in der Hand, welches wegen der Nachbarschaft des Continents ganz in seiner Macht ist.

Es ließe sich vielleicht eine Methode ersinnen, um in Friedenszeiten eine Seemacht aufrecht zu halten, wenn wir es nicht für nothwendig erachten sollten, eine stehende Kriegsflotte zu haben. Wenn an Kaufleute Prämien gegeben würden, Schiffe von 20, 30, 40 oder 50 Kanonen zu bauen und für ihren Handel zu gebrauchen (wobei

die Prämien mit dem Verlust an Ladung in Verhältniß stehen müß-
ten), so würden 50 oder 60 solcher Schiffe, mit ein paar Wachtschiffen
für beständigen Dienst, eine hinreichende Seemacht bilden und zwar,
ohne uns mit dem Uebel zu belasten, das man in England so laut
beklagt, die Flotte in Friedenszeiten auf den Docks verfaulen zu se-
hen. Die Sehnen des Handels und des Schutzes zu verbinden, ist
eine gesunde Politik; denn wenn unsre Stärke und unser Reichthum
Hand in Hand gehen, brauchen wir keinen äußeren Feind zu fürchten.

Fast Alles, was wir zur Vertheidigung gebrauchen, besitzen wir
im Ueberfluß. Der Hanf wächst üppig und voll auf, so daß wir an
Seilwerk keinen Mangel zu leiden brauchen. Unser Eisen ist vor-
züglicher, als das von andern Ländern. Unsre kleinen Waffen sind
so gut, wie irgendwo in der Welt. Kanonen können wir gießen, so
viel wir wollen. Salpeter und Schießpulver produciren wir jeden
Tag. Unsere Kenntnisse erweitern sich stündlich. Entschlossenheit
ist unsere Natur, und der Muth hat uns noch nie verlassen. Was
brauchen wir also mehr? Wie kommt es, daß wir noch zaudern?
Von England können wir Nichts erwarten, als Verderben. Be-
kommt es die Regierung von Amerika noch einmal wieder in die
Hände, dann wird dieser Continent nicht mehr werth sein, darin zu
leben. Argwohn wird auf Argwohn, Aufstand auf Aufstand folgen,
und wer wird vortreten, sie zu unterdrücken? Wer wird sein Leben
wagen, um seine eigenen Landsleute zum Gehorsam gegen eine
fremde Gewalt zurückzuführen? Die Streitigkeit zwischen Pennsyl-
vanien und Connecticut wegen einiger Länderstrecken zeigt die Unzu-
länglichkeit einer brittischen Regierung und beweis't vollständig, daß
Nichts als eine Continentalregierung Continentalangelegenheiten
in Ordnung bringen kann.

Ein anderer Grund, warum die gegenwärtige Zeit vor allen an-
dern den Vorzug verdient, ist, daß je weniger wir sind, desto mehr
Land noch unbesetzt ist, welches, statt von dem König an seine werth-
losen Creaturen verschleudert zu werden, hinfort nicht allein zur Ab-
tragung der gegenwärtigen Schuld, sondern auch zur beständigen
Unterstützung der Regierung verwandt werden kann. Keine Nation
unter dem Himmel hat einen Vortheil, wie diesen.

Der Kindheitszustand der Colonien, wie man ihn nennt, ist, weit
entfernt, ein Grund gegen die Unabhängigkeit zu sein, vielmehr ei-
ner zu deren Gunsten. Wir sind zahlreich genug, und wären wir
zahlreicher, so wären wir vielleicht nicht so einig. Es ist bemerkens-

werth, daß je mehr ein Land bevölkert ist, desto kleiner sind seine Armeen. An Zahl der Soldaten übertrafen die Alten bei Weitem die Neuen: und der Grund liegt am Tage, denn da der Handel die Folge der Bevölkerung ist, so wurden die Menschen zu sehr davon in Anspruch genommen, um an etwas Anderes zu denken. Der Handel vermindert den Geist beides des Patriotismus und der militärischen Vertheidigung. Und die Geschichte lehrt uns zur Genüge, daß die tapfersten Thaten stets in der Minderjährigkeit einer Nation vollführt wurden. Mit der Erweiterung des Handels hat England seinen Muth verloren. Die Stadt London unterwirft sich ungeachtet ihrer Einwohnerzahl mit der Geduld eines Feiglings fortgesetzten Beschimpfungen. Je mehr Menschen etwas zu verlieren haben, desto weniger sind geneigt, etwas zu wagen. Die Reichen sind im Allgemeinen Sklaven der Furcht, und unterwerfen sich der Macht eines Hofes mit der zitternden Falschheit eines Windspiels.

Die Jugend ist die Saatzeit für gute Sitten, sowohl bei Nationen, als bei Individuen. Es möchte schwierig sein, wo nicht unmöglich, ein halbes Jahrhundert später den Continent zu Einem Staat zu machen. Die ungeheure Mannichfaltigkeit der Interessen, durch Vergrößerung des Handels und der Bevölkerung veranlaßt, würde Verwirrung erzeugen. Colonie würde sich gegen Colonie erheben. Indem jede im Stande wäre, sich selbst zu vertheidigen, würde sie vielleicht den Beistand der andern verschmähen: und während die Stolzen und Thörichten sich mit ihren kleinen Unterschieden brüsteten, würden die Weisen es beklagen, daß die Union nicht früher gebildet wäre. Darum ist die *gegenwärtige Zeit* die *rechte Zeit*, sie zu gründen. Die Vertraulichkeit, die in der Kindheit entstanden ist, und die Freundschaft, welche das Unglück geschaffen hat, sind unter allen die beständigsten und unveränderlichsten. Unsere gegenwärtige Union trägt beide Züge an sich, wir sind jung, und wir sind im Unglück gewesen; aber unsre Eintracht hat allen Widerwärtigkeiten widerstanden und bezeichnet eine Aera, deren unsere Nachkommen mit Stolz gedenken werden.

Die gegenwärtige Zeit ist nebenbei auch jene besondere Zeit, welche einer Natiou immer nur einmal begegnet, nämlich die Zeit, sich selbst zu einem Staat zu organisiren. Die meisten Nationen haben die Gelegenheit vorübergehen lassen und sind dadurch gezwungen worden, Gesetze von ihren Eroberern anzunehmen, statt sich selbst welche zu geben. Sie hatten zuerst einen König und dann erst eine

Regierungsform, während doch die Artikel oder die Urkunde der Verfassung zuerst fertig sein, und dann erst Männer eingesetzt werden sollten, sie auszuüben. Laßt uns darum aus den Irrthümern anderer Nationen Weisheit lernen und die gegenwärtige Gelegenheit ergreifen, — um die Regierung an dem rechten Ende anzufangen.

Als Wilhelm der Eroberer England unterwarf, dictirte er ihm Gesetze mit der Spitze seines Schwerdtes; und wenn wir nicht Anstalt machen, die Regierung auf eine gesetzliche und rechtmäßige Weise zu besetzen, so werden wir in Gefahr kommen, sie in die Hände irgend eines glücklichen Räubers fallen zu sehen, der uns dann vielleicht ebenso behandeln mag, und wo bleibt dann unsere Freiheit? Wo unser Eigenthum?

Was die Religion betrifft, so halte ich es für die unverletzliche Pflicht jeder Regierung, alle die verschiedenen Glaubensbekenntnisse zu beschützen, und ich weiß nicht, was eine Regierung sonst noch damit zu thun hat. Laßt nur den Menschen jene Engherzigkeit und Eigensüchtigkeit, von welcher Knauser aller Bekenntnisse so ungern lassen, auf die Seite werfen, und er wird in dieser Beziehung sofort von seiner Furcht befreit sein. Argwohn ist der Gefährte niedriger Seelen und der Tod aller guten Gesellschaft. Was mich selbst betrifft, so ist es mein voller und aufrichtiger Glaube, daß es der Wille des Allmächtigen ist, daß es verschiedene religiöse Meinungen unter uns geben sollte. Es wird dadurch ein weiteres Feld für unsre christliche Barmherzigkeit eröffnet. Wären wir alle von Einer Denkweise, so würden unsre religiösen Gesinnungen des Anlasses zur Prüfung entbehren. Und nach diesem liberalen Prinzip betrachte ich die verschiedenen Sekten unter uns wie Kinder von derselben Familie, unterschieden bloß durch ihre sogenannten Taufnamen.

Weiter oben warf ich ein paar Gedanken über die Zweckmäßigkeit einer Continentalverfassung hin (denn ich will bloß Winke geben, nicht ausgeführte Pläne), und ich nehme mir jetzt die Freiheit, die Sache wieder zu erwähnen, indem ich noch bemerke, daß unter einer Verfassung das Band einer feierlichen Verpflichtung zu verstehen ist, welche das Ganze eingeht, um das Recht jedes einzelnen Theiles auf Religion, persönliche Freiheit oder Eigenthum aufrecht zu halten. Ein fester Handel und eine richtige Rechnung machen lange Freunde.

Ich habe vorhin ebenfalls die Nothwendigkeit einer großen und gleichen Repräsentation erwähnt; und es giebt Nichts in der Politik, was mehr unsre Aufmerksamkeit verdient. Eine kleine Anzahl Wähler oder eine kleine Anzahl Repräsentanten sind gleich gefährlich. Ist aber die Anzahl der Repräsentanten nicht klein, aber ungleich, so wird die Gefahr noch größer. Dieß zu erläutern, diene Folgendes: Als die Petition der "Associators" vor das Haus der Assembly in Pennsylvanien kam, waren bloß 28 Mitglieder zugegen. Alle Mitglieder von Bucks County, 8 an der Zahl, stimmten dagegen, und hätten 7 von den Mitgliedern von Chester dasselbe gethan, so wäre diese ganze Provinz von 2 Counties allein regiert worden; und dieser Gefahr ist sie immer ausgesetzt. Ebenso sollte die unverantwortliche Anstrengung, welche jenes Haus in seiner letzten Sitzung machte, eine ungebührliche Autorität über die Abgeordneten dieser Provinz auszuüben, das Volk im Großen warnen, sich vorzusehen, wem es seine Macht anvertraut. Man hatte eine Reihe von Instructionen für ihre Abgeordneten aufgesetzt, welche in Bezug auf Verstand und Geschäftskenntniß einen Schuljungen entehrt haben würden, und nachdem sie von einigen w e n i g e n, von s e h r w e n i g e n außer dem Hause gebilligt waren, wurden sie in das Haus gebracht und dort i m N a m e n d e r g a n z e n C o l o n i e passirt. Wüßte aber die ganze Colonie, mit welchem Widerstreben jenes Haus auf einige nothwendige öffentliche Maßregeln einging, so würde sie sich keinen Augenblick besinnen, dasselbe eines solchen Vertrauens für unwürdig zu halten.

Unmittelbares Bedürfniß macht manche Dinge annehmbar, welche auf die Dauer in Unterdrückung ausarten würden. Aushülfe und Recht sind verschiedene Dinge. Als das Unglück von Amerika eine Berathung verlangte, da war Nichts so bei der Hand, oder zu jener Zeit so angemessen, als aus den verschiedenen gesetzgebenden Versammlungen zu dem Zweck Personen zu ernennen. Und die Weisheit, mit welcher sie zu Werke gegangen sind, hat diesen Continent vor Verderben bewahrt. Aber da es mehr als wahrscheinlich ist, daß wir nie ohne einen C o n g r e ß sein werden, so muß jeder, der eine gute Ordnung aufrichtig wünscht, eingestehen, daß die Art und Weise, die Mitglieder jenes Körpers zu wählen, Erwägung verdient. Und ich richte an alle diejenigen, welche für die Menschheit sinnen, die Frage, ob R e p r ä s e n t a t i o n und W a h l für ein und denselben Körper von Menschen nicht eine zu große Macht ist? Wenn

wir für die Nachwelt Pläne machen, sollten wir uns stets erinnern, daß die Tugend nicht erblich ist.

Oft lernen wir von unsern Feinden ausgezeichnete Grundsätze und kommen häufig im Erstaunen über ihre Irrthümer zur Vernunft. Herr Cornwall (einer der Lords von der Schatzkammer) behandelte die Petition der New-Yorker Assembly mit Verachtung, weil jenes Haus, wie er sagte, bloß aus 26 Mitgliedern bestand, und eine so unbedeutende Anzahl, behauptete er, könne nicht mit Schicklichkeit für das Ganze gesetzt werden. Wir danken ihm für diese unfreiwillige Ehrlichkeit.

Zum Schluß. Wie seltsam es auch Manchen vorkommen mag, oder wie unwillig sie auch sein mögen, so zu denken, kümmert uns nicht, aber viele starke und schlagende Gründe lassen sich anführen, um zu beweisen, daß Nichts so schnell unsre Angelegenheiten in's Reine bringen kann, als eine offene und entschlossene Erklärung für Unabhängigkeit. Einige davon sind:

1. Es ist der Gebrauch der Nationen, daß wenn zwei mit einander in Krieg sind, andere Mächte, die nicht in den Streit verwickelt sind, als Vermittler auftreten und Friedenspräliminarien einleiten. So lange aber Amerika sich den Unterthan Englands nennt, kann keine Macht ihre Vermittelung antragen, so gut sie auch gegen uns gestimmt sein mag.

2. Es ist unvernünftig, vorauszusetzen, daß Frankreich oder Spanien uns irgend eine Art von Beistand leisten werden, wenn wir jenen Beistand bloß zur Heilung des Bruches und zur Verstärkung der Verbindung zwischen England und Amerika zu verwenden beabsichtigen. Denn jene Mächte würden selbst von den Folgen zu leiden haben.

3. So lange wir uns selbst als Unterthanen von England bekennen, müssen wir in den Augen fremder Nationen als Rebellen dastehen. Das Beispiel ist gefährlich für ihren Frieden, wenn Männer unter dem Namen Unterthanen in den Waffen sind. Wir können auf der Stelle den Widerspruch lösen, aber Widerstand und Unterwürfigkeit zu vereinigen, ist für den Gemeinen Menschenverstand zu hoch.

4. Würde ein Manifest veröffentlicht und an die fremden Höfe versandt, welches das Elend in's Licht setzte, das wir erlitten, und die friedlichen Wege, die wir ohne Wirkung zur Abhülfe des Elends eingeschlagen haben, und zu gleicher Zeit erklärte, daß, außer Stande,

noch länger glücklich oder sicher unter dem grausamen Szepter des brittischen Hofes zu leben, wir zu der Nothwendigkeit getrieben worden wären, alle Verbindung mit ihm abzubrechen, und dann zur selben Zeit alle solche Höfe unserer friedlichen Stimmung gegen sie versicherte und unsers Verlangens, mit ihnen in Verkehr zu treten! Solch eine Erklärung würde für diesen Continent mehr gute Wirkungen hervorbringen, als ein ganzes Schiff voll Petitionen nach England.

Unter unserm „gegenwärtigen Namen" brittische Unterthanen können wir auswärts weder aufgenommen, noch gehört werden. Der Gebrauch aller Höfe ist gegen uns und wird es bleiben, bis wir durch Unabhängigkeit in die Reihe der übrigen Nationen treten.

Dieses Verfahren mag anfangs seltsam und schwierig scheinen, aber wie alle andern Schritte, welche wir bereits hinter uns haben, wird es uns in kurzer Zeit vertraut und genehm werden. Und bis die Unabhängigkeit erklärt ist, wird dieser Continent sich fühlen, wie ein Mann, der ein unangenehmes Geschäft von Tag zu Tag weiter verschiebt und doch weiß, daß es gethan werden muß, der es haßt, sich daran zu machen, wünscht, es wäre erst vorüber und fortwährend von dem Gedanken an seine Nothwendigkeit gepeinigt wird.

Auszüge aus Th. Paine's „Menschenrechten."

Widmung des ersten Theils.

An George Washington, Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika.

Geehrter Herr!

Ich überreiche Ihnen hiemit eine kleine Abhandlung zur Vertheidigung der Prinzipien der Freiheit, welche Ihre exemplarische Tugend so wesentlich beigetragen hat, zu begründen. Daß die Rechte des Menschen so allgemein werden, wie Ihr Wohlwollen es wünschen kann, und daß Sie das Glück genießen mögen, die neue Welt die alte regeneriren zu sehen, ist der aufrichtige Wunsch

Ihres ergebensten und unterthänigsten Dieners

Thomas Paine.

Widmung des zweiten Theils.

An Herrn von Lafayette.

Nach einer Bekanntschaft von fast fünfzehn Jahren während der schwierigen Verhältnisse in Amerika und mannichfaltiger Berathungen in Europa macht es mir besondere Freude, Ihnen diese kleine Abhandlung zu überreichen zum Dank für Ihre Dienste für mein geliebtes Amerika und als ein Zeugniß meiner Hochachtung vor den öffentlichen und privaten Tugenden, die ich an Ihnen kenne.

Der einzige Punkt, in dem wir je von einander abwichen, betraf nicht die Prinzipien der Regierung, sondern die Zeit. Ich für mein Theil halte es eben so gefährlich für gute Prinzipien, damit zu zögern, als sie zu schnell zu fördern. Was Sie in vierzehn oder fünfzehn Jahren für ausführbar halten, halte ich in viel kürzerer Zeit für

thunlich. Die Menschheit ist nach meinem Dafürhalten allezeit reif genug, ihr wahres Interesse zu verstehen, sobald es ihrem Verständniß nur deutlich vorgeführt wird und zwar in einer Weise, die durch Nichts, was einer selbstsüchtigen Absicht ähnlich sieht, Argwohn erregt, noch beleidigt, indem sie sich zu viel herausnimmt. Wo wir zu reformiren wünschen, dürfen wir nicht schmähen.

Als die amerikanische Revolution durchgesetzt war, fühlte ich mich geneigt, in heiterem Friedem der Ruhe zu genießen. Es fiel mir nicht in den Sinn, daß sich fortan noch irgend etwas ereignen könnte, was groß genug sein würde, mich aus meinem Frieden aufzustören und Gefühle in mir aufzuregen, wie ich sie früher gehegt. Wenn aber das Prinzip, und nicht der Ort die Triebkraft seines Handelns ist, dann, finde ich, ist der Mensch überall derselbe.

Ich bin also wieder einmal in der öffentlichen Welt, und da ich nicht mehr auf so viele Lebensjahre rechnen darf, wie Sie, so bin ich entschlossen, so schnell zu arbeiten, als ich kann. Und da ich sehr begierig bin auf Ihre Hülfe und Cameradschaft, so wünsche ich, Sie mögen Ihre Prinzipien vorwärts treiben und mich überholen.

Machen Sie kommenden Frühling einen Feldzug, wozu es höchst wahrscheinlich an Veranlassung nicht fehlen wird, so komme ich und gehe mit Ihnen. Sollte der Feldzug beginnen, so hoffe ich, er wird damit enden, daß der deutsche Despotismus ausgerottet und die Freiheit von ganz Deutschland begründet wird. Ist Frankreich von Revolutionen umgeben, dann wird es Frieden und Sicherheit haben, und seine Steuern werden in Folge dessen sich vermindern, wie auch die von Deutschland.

Ihr aufrichtiger, inniger Freund

Thomas Paine.

London, den 9. Febr. 1792.

Einleitung.

Was Archimedes von den mechanischen Kräften sagt, läßt sich auch auf Vernunft und Freiheit anwenden. „Hätten wir,“ so sagt er, „einen Platz, darauf zu stehen, so könnten wir die Welt aus den Angeln heben.“

Die Revolution von Amerika gab in der Politik, was in der Mechanik bloß Theorie ist. So tief waren alle Regierungen der alten Welt eingewurzelt, und mit solchem Erfolg hatten die Tyrannei

und die altersgraue Gewohnheit sich des menschlichen Geistes bemächtigt, daß in Asien, Afrika oder Europa kein Anfang gemacht werden konnte, die politische Lage des Menschen zu verbessern. Die Freiheit war rund um den Erdball gejagt, die Vernunft wurde als Rebellion betrachtet, und die Sklaverei der Furcht hatte die Menschen bange gemacht, zu denken.

Aber so unwiderstehlich ist die Natur der Wahrheit, daß sie Nichts verlangt und bedarf, als die Freiheit, zu erscheinen. Die Sonne braucht keine Inschrift, um von der Finsterniß unterschieden zu werden. Kaum entfalteten die amerikanischen Staaten sich vor der Welt, da fühlte der Despotismus eine Erschütterung, und der Mensch begann auf Abhülfe zu sinnen.

Als bloße Trennung von England betrachtet würde die Unabhängigkeit von Amerika nur eine geringe Bedeutung gehabt haben, wäre sie nicht von einer Revolution in den Prinzipien und der Praxis der Regierung begleitet gewesen. Aber Amerika trat nicht allein für sich in die Schranken, sondern für die Welt, und sah über die Vortheile hinaus, die es für sich selbst gewinnen konnte. Selbst der Hesse, der gedungen war, gegen Amerika zu kämpfen, kann jetzt seine Niederlage segnen, und England kann die Lasterhaftigkeit seiner Regierung verdammen und sich freuen, daß sie scheiterte.

Wie Amerika der einzige Ort in der politischen Welt war, wo die Prinzipien einer allgemeinen Reformation zu wirken anfangen konnten, so war es auch der beste in der natürlichen Welt. Eine Menge von Verhältnissen kamen zusammen, diese Prinzipien nicht allein zu erzeugen, sondern ihnen auch sogleich eine gigantische Reife zu geben. Die Scenen, welche jenes Land dem Auge darbietet, haben etwas in sich, was große Ideen erzeugt und nährt. Die Natur erscheint dem Menschen hier in ihrer ganzen Größe. Die gewaltigen Gegenstände, die er anschaut, üben auf seinen Geist eine erweiternde Kraft, und er wird selbst der Größe theilhaftig, die er betrachtet. Die ersten Ansiedler waren Auswanderer aus verschiedenen europäischen Ländern und von verschiedenen religiösen Glaubensbekenntnissen. Die Verfolgungen der Regierungen in der alten Welt hatten sie vertrieben, und sie kamen sich in der neuen Welt nicht als Feinde, sondern als Brüder entgegen. Die Entbehrungen, welche den ersten Anbau einer Wildniß nothwendig begleiten, erzeugten unter ihnen einen Zustand der Gesellschaft, welchen die Länder, die seit langen Zeiten durch die Streitigkeiten und Intriguen ihrer Re-

gierungen zerrissen waren, zu pflegen vernachlässigt hatten. In solch einer Lage wird der Mensch, was er sein sollte. Er betrachtet sein Geschlecht nicht mit der unmenschlichen Vorstellung von natürlichen Feinden, sondern als Verwandte, und dieß Beispiel zeigt der verkünstelten Welt, daß der Mensch zur Natur zurückkehren muß, um zu lernen. — — —

Die Revolutionen, welche früher in der Welt stattfanden, hatten Nichts in sich, was die große Masse der Menschheit interessirte. Sie erstreckten sich bloß auf Veränderungen von Personen und Maßregeln, nicht von Prinzipien, und sie standen oder fielen unter den gewöhnlichen Verhandlungen des Augenblicks. Was wir jetzt sehen, ließe sich nicht unpassend eine Gegenrevolution nennen. Eroberung und Tyrannei beraubten den Menschen frühzeitig seiner Rechte, jetzt erringt er sie sich wieder. Und wie auf dem Meer der menschlichen Verhältnisse überall Ebbe und Fluth sich entgegen strömen, so auch hier. Die Regierung, welche sich auf eine sittliche Idee, auf ein System allgemeinen Friedens, auf die unaustilgbaren angeborenen Rechte des Menschen gründet, wälzt sich jetzt mit mächtigerem Schwung von West nach Ost, als sich einst die Regierung des Schwerdtes von Ost nach West wälzte. Nicht besondere Individuen, Nationen sind bei ihrem Fortschritt interessirt, und eine neue Zeit wird dem Menschengeschlecht verheißen. — — —

Ueber Gesellschaft und Civilisation.

Ein großer Theil der Ordnung, welche unter den Menschen herrscht, ist nicht die Wirkung der Regierung. Es hat dieselbe vielmehr ihren Ursprung in den Prinzipien der Gesellschaft und der natürlichen Beschaffenheit des Menschen. Sie war, ehe die Regierung war, und sie würde auch noch fortbestehen, wenn jede förmliche Regierung abgeschafft wäre. Die wechselseitige Abhängigkeit und das gegenseitige Interesse, welches der Mensch am Menschen hat, und alle Theile einer civilisirten Gemeinschaft an einander, erzeugen jene große Verbindungskette, welche sie zusammenhält. Der Grundbesitzer, der Bauer, der Fabrikant, der Kaufmann, der Handwerker, und jeder Geschäftsmann gedeiht nur durch die Unterstützung, welche er von dem andern empfängt und vom Ganzen. Gemeinschaftliches Interesse leitet ihre Angelegenheiten und bildet

ihre Gesetze, und die Gesetze, welche der allgemeine Gebrauch giebt, haben einen größeren Einfluß, als die Gesetze der Regierung. Kurz, die Gesellschaft thut fast Alles für sich selbst, was man der Regierung zuschreibt.

Um die Natur und die Ausdehnung der Regierung kennen zu lernen, welche dem Menschen angemessen ist, ist es nothwendig, auf seinen Charakter Acht zu geben. Da die Natur ihn für das Gesellschaftsleben schuf, so paßte sie ihn auch der Stellung an, die sie für ihn ausersehen hatte. In allen Fällen machte sie seine natürlichen Bedürfnisse größer, als seine individuellen Kräfte. Kein Mensch ist im Stande, sich ohne die Hülfe der Gesellschaft seine eigenen Bedürfnisse zu verschaffen, und diese Bedürfnisse, welche auf jeden Einzelnen wirken, treiben sie alle zusammen zur Gesellschaft, ebenso natürlich wie die Schwere nach einem Mittelpunkt zudrängt.

Aber sie ist noch weiter gegangen. Sie hat den Menschen nicht allein durch seine mannichfaltigen Bedürfnisse, welche nur durch gegenseitige Hülfe herbeigeschafft werden können, zur Gesellschaft getrieben, sondern sie hat ihm auch ein System von gesellschaftlichen Trieben eingepflanzt, welche, wenn nicht nothwendig zu seiner Existenz, doch wesentlich sind für seine Glückseligkeit. In keiner Periode des Lebens hört diese Liebe zur Gesellschaft auf, wirksam zu sein. Sie beginnt und endet mit unserm Dasein.

Prüfen wir mit Aufmerksamkeit die Zusammensetzung und Beschaffenheit des Menschen, die Verschiedenheit seiner Bedürfnisse und die Verschiedenheit der Talente in den verschiedenen Menschen, einander ihren Bedürfnissen gegenseitig abzuhelfen, ferner seinen Hang zur Gesellschaft nebst den Vortheilen, die daraus entspringen, so werden wir leicht erkennen, daß ein großer Theil dessen, was man Regierung nennt, Nichts ist, als Blendwerk.

Die Regierung ist nicht weiter nothwendig, als in den wenigen Fällen auszuhelfen, für welche die Gesellschaft und Civilisation nicht gut ausreichen, und es fehlt nicht an Beispielen, die beweisen, daß Alles, was die Regierung mit Nutzen dazu thun kann, durch gemeinschaftliches Uebereinkommen der Gesellschaft ohne Regierung geschehen ist.

Vor dem Anfang des amerikanischen Krieges gab es volle zwei Jahre und noch länger in mehreren amerikanischen Staaten gar keine festgesetzten Regierungsformen. Die alten Regierungen waren abgeschafft, und das Land war zu sehr mit seiner Vertheidigung be-

schäftigt, um auf Einführung neuer Regierungen seine Aufmerksamkeit zu richten. Und doch wurden während dieser Zwischenzeit die Ordnung und Harmonie so unverletzt erhalten, wie in irgend einem Lande in Europa. Der Mensch, noch mehr aber die Gesellschaft, weil sie eine größere Mannichfaltigkeit von Kräften und Hülfsquellen umfaßt, besitzt eine natürliche Fähigkeit, sich in jede Lage zu schicken, in der sie ist. Den Augenblick, wo die förmliche Regierung abgeschafft ist, beginnt die Gesellschaft, in Thätigkeit zu treten. Es tritt eine allgemeine Vergesellschaftung ein, und das gemeinschaftliche Interesse erzeugt gemeinschaftliche Sicherheit.

Es ist so fern von der Wahrheit, wenn man behauptet, die Abschaffung irgend einer förmlichen Regierung sei die Auflösung der Gesellschaft, daß sie vielmehr grade die entgegengesetzte Wirkung hat und die letztere nur um so inniger verbindet. Der ganze Theil ihrer Organisation, den sie ihrer Regierung übergeben hatte, fällt wieder auf sie zurück und wirkt unmittelbar durch sie. Haben die Menschen sich aus natürlichem Instinkt und aus gegenseitigem Interesse einmal an ein gesellschaftliches und civilisirtes Leben gewöhnt, so lebt in ihnen immer genug von den Prinzipien desselben, um sie durch alle Veränderungen zu führen, welche sie nothwendig oder zweckmäßig finden mögen, mit ihrer Regierung vorzunehmen. Kurz, der Mensch ist so wesentlich ein Geschöpf der Gesellschaft, daß es fast unmöglich ist, ihn daraus zu entfernen.

Die formelle Regierung macht nur einen kleinen Theil des civilisirten Lebens aus, und wenn selbst die beste, welche die menschliche Weisheit ersinnen kann, eingesetzt ist, so ist sie doch mehr im Namen und in der Vorstellung, als in der Wirklichkeit. Es sind die großen und fundamentalen Prinzipien der Gesellschaft und Civilisation — die auf allgemeines Uebereinkommen gegründeten und gegenseitig aufrecht gehaltenen gemeinschaftlichen Gebräuche — der unaufhörliche Kreislauf des Interesses, der durch unzählige Kanäle die ganze Masse der civilisirten Menschen durchströmt und sie stets kräftigt und neu belebt — diese Dinge sind es, von denen unendlich viel mehr, als von irgend etwas, was selbst die besteingerichtete Regierung leisten kann, die Sicherheit und das Gedeihen des Individuums und des Ganzen abhängt.

Je vollkommener die Civilisation ist, desto weniger hat sie für eine Regierung zu thun, weil sie dann um so mehr ihre eigenen Angelegenheiten leitet und sich selbst regiert. Aber so sehr ist die Praxis

der alten Regierungen der Vernunft der Sache zuwider, daß die Ausgaben derselben sich in eben dem Verhältniß vermehren, als sie sich vermindern sollten. Das civilisirte Leben verlangt nur wenige allgemeine Gesetze und zwar von so allgemeiner Nützlichkeit, daß es fast einerlei sein wird, ob sie durch Regierungsformen bekräftigt werden, oder nicht. — — —

Da aber Thatsachen besser sprechen, als Worte, so bietet sich das Beispiel von Amerika dar, diese Bemerkungen zu bestätigen. Giebt es ein Land in der Welt, wo sich nach gewöhnlicher Berechnung am Wenigsten Eintracht erwarten ließ, so ist es Amerika. Bevölkert, wie es ist, von Leuten aus den verschiedensten Nationen, welche an verschiedene Formen und Gebräuche in der Regierung gewöhnt waren, verschiedene Sprachen redeten und noch mehr in der Art ihres Gottesdienstes von einander abwichen, sollte man glauben, die Einigung eines solchen Volkes sei unmöglich. Doch vor dem einfachen Verfahren, die Regierung auf die Prinzipien der Gesellschaft und die Rechte des Menschen zu stützen, weicht jede Schwierigkeit, und alle Theile sind in herzlicher Eintracht. — — —

Ein metaphysischer Mensch, wie Herr Burke, würde seine Erfindungsgabe abgequält haben, um zu erfahren, wie ein solches Volk regiert werden könnte. Er würde gedacht haben, einige müßten mit Betrug, andere mit Gewalt und alle mit irgend einem Kunstgriff behandelt werden, das Genie müßte gekauft werden, um die Unwissenheit zu hintergehen, und Glanz und Parade müßten in Bewegung gesetzt werden, um den Pöbel zu bezaubern. Verloren in die Menge seiner Untersuchungen, würde er beschlossen haben und wieder beschlossen und am Ende den klaren und ebenen Weg, der ihm grade vor der Nase lag, übersehen haben.

Eine der großen Wirkungen der amerikanischen Revolution war, daß sie auf die Entdeckung der Prinzipien der Regierung führte und den Trug der alten Regierungen bloß legte. Bisher waren alle Revolutionen noch in der Atmosphäre eines Hofes, und noch nie in den großen Hallen einer Nation entstanden. Die Parteien gehörten immer zu der Classe der Höflinge, und wie sie auch nach einer Reformation wütheten, sie hielten sorgsam den Betrug ihrer Zunft aufrecht.

In allen Fällen trugen sie Sorge, die Regierung als etwas Geheimnißvolles darzustellen, welches sie ganz allein verständen, und sie verbargen vor dem Verständniß des Volkes das Einzige, was ihm

zu wissen wohl gethan hätte, **daß nämlich die Regierung Nichts ist, als eine nationale Association, die nach den Prinzipien der Gesellschaft wirkt.**

Ueber den Ursprung der gegenwärtigen alten Regierungen.

Solche Regierungen, als bisher in der Welt existirt haben, konnten unmöglich anders anfangen, als mit einer völligen Hintansetzung jedes heiligen und sittlichen Prinzips. Das Dunkel, in welchem der Ursprung aller gegenwärtigen Regierungen begraben ist, deutet auf die Ungerechtigkeit und Schande, mit denen sie begannen. Der Ursprung der gegenwärtigen Regierungen von Amerika und Frankreich wird stets in der Erinnerung fortleben, weil es ehrenvoll ist, desselben zu gedenken, was aber die übrigen betrifft, so hat selbst die Schmeichelei sie ohne Inschrift in das Grab der Zeit versenkt.

In den ersten und einsamen Jahrhunderten der Welt, wo die Hauptbeschäftigung der Menschen darin bestand, Heerden zu hüten, konnte es einer Räuberbande nicht schwer fallen, ein Land zu überwältigen und es unter Contribution zu stellen. Und wenn sie auf diese Weise ihre Macht begründet hatte, so wußte der Hauptmann der Bande es zu bewerkstelligen, daß der Name Räuber verwischt wurde und in den eines Monarchen überging. Das ist der Ursprung der Monarchie und der Könige.

Der Ursprung der Regierung von England in Bezug auf seine sogenannte Herrscherlinie ist einer der letzten und vielleicht am besten berichtet. Der Haß, welchen der Einfall und die Tyrannei der Normannen erzeugte, muß in der Nation tief gewurzelt haben, um alle Anschläge, sie zu verwischen, überlebt zu haben. Und wenn auch kein Höfling von ihren Schandthaten sprechen wird, so hat sie doch kein Dorf in England ganz vergessen.

Nachdem diese Räuberbanden sich in die Welt getheilt hatten, begannen sie, wie es natürlich der Fall sein mußte, mit einander in Streit zu gerathen. Was zuerst mit Gewalt erworben war, dachten Andere mit Recht nehmen zu können, und ein zweiter Plünderer folgte dem ersten. Sie überfielen gegenseitig die Herrschaften, welche sich Jeder zugeschrieben hatte, und die Brutalität, mit der sie einander behandelten, macht uns den ursprünglichen Charakter der Monarchie deutlich. Ein Räuber peinigte den andern. Der Sieger

betrachtete den Besiegten nicht als seinen Gefangenen, sondern als sein Eigenthum. Er führte ihn im Triumph daher, in Ketten rasselnd, und verdammte ihn nach Gefallen zu Sklaverei oder Tod. Sobald aber die Zeit die Geschichte ihres Ursprung verwischte, gaben ihre Nachfolger sich ein neues Ansehen, um ihre angeerbte Schande zu verdecken, aber ihre Prinzipien und Zwecke blieben dieselben. Was anfangs Plünderung war, nahm den sanfteren Namen Steuer an; und die Macht, welche ursprünglich usurpirt war, gaben sie jetzt vor, zu erben.

Was ließ sich bei einem solchen Ursprung von den Regierungen erwarten, als ein fortgesetztes System von Krieg und Erpressungen? Es ist zu einem vollständigen Gewerbe geworden. Das Laster ist den einen nicht mehr eigen, als den andern, es ist das gemeinschaftliche Prinzip von allen. In solchen Regierungen existirt auch nicht ein Punkt, von wo eine Reformation ausgehen könnte. Der kürzeste und sicherste Weg ist, von Neuem anzufangen.

Was für Greuelscenen, welche ausgefeimte Bosheit stellen sich uns dar, wenn wir den Charakter solcher Regierungen betrachten und ihre Geschichte überschauen? Wollten wir die menschliche Natur mit einer Verworfenheit des Herzens und mit einer Heuchelei im Gesicht malen, daß man schaudern müßte, es anzusehen und seine Menschlichkeit verleugnen, so müßten uns Könige, Höfe und Cabinette zu dem Bilde sitzen. Der Mensch, wie er sonst ist, mit allen seinen Fehlern, reicht für solch eine Darstellung nicht aus.

Wäre die Regierung aus einem richtigen Prinzip entsprungen und triebe sie nicht ihr Interesse, ein falsches zu verfolgen, könnte man sich da wohl denken, daß die Welt in den jammervollen und zerrissenen Zustand hätte kommen können, in dem wir sie gesehen haben? Was kann den Bauern bewegen, der hinter seinem Pflug hergeht, seine friedliche Arbeit bei Seite zu legen und mit dem Bauern eines andern Landes Krieg anzufangen? Oder was für einen Beweggrund hat dazu der Handwerker? Was kümmert sie oder irgend eine Classe Menschen in einer Nation die Herrschaft? Vermehrt sie irgend eines Menschen Land um einen Acker, oder erhöht sie seinen Werth? Haben nicht Eroberung und Niederlage denselben Preis, und sind nicht Taxen die unfehlbare Folge? Indeß diese Art zu denken mag für eine Nation gut sein, für eine Regierung ist sie es nicht. Der Krieg ist die Spielbank der Regierungen, und die Nationen sind die Betrogenen beim Spiel.

Bleibt bei diesen elenden Regierungen noch etwas zu verwundern, so ist es der Fortschritt, welchen unter einer solchen sich stets häufenden Last von Entmuthigung und Unterdrückung die friedlichen Künste des Ackerbaus, der Industrie und des Handels noch gemacht haben. Es dient uns das zu zeigen, daß der Instinkt in den Thieren nicht mit stärkeren Trieben wirkt, als die Prinzipien der Gesellschaft und Civilisation in dem Menschen. Trotz allen Widerwärtigkeiten verfolgt er seinen Zweck und weicht nur vor Unmöglichkeiten.

Ueber die alten und neuen Regierungssysteme.

Nichts ist widersprechender, als die Prinzipien, aus denen die alten Regierungen entsprangen, und die Lage, in welche die Gesellschaft, die Civilisation und der Handel die Menschheit zu bringen im Stande sind. Die Regierung nach dem alten System ist eine Anmaßung von Gewalt zu ihrer eigenen Vergrößerung, nach dem neuen eine Uebertragung von Gewalt für das gemeine Wohl der Gesellschaft. Erstere erhält sich durch Aufrechthaltung des Kriegssystems, letztere fördert das System des Friedens als das wahre Mittel, eine Nation zu bereichern. Die eine unterstützt nationale Vorurtheile, die andere fördert allgemeine Vergesellschaftung als das Mittel zu einem allgemeinen Handel. Die eine mißt ihr Glück nach der Masse von Steuern, welche sie erpreßt, die andere beweis't ihre Vorzüglichkeit durch die geringe Summe von Taxen, welche sie erfordert. — — —

Der erste allgemeine Unterschied zwischen diesen beiden Systemen ist, daß das alte ganz oder zum Theil *erblich*, das neue dagegen ganz *repräsentativ* ist. Es verwirft jede erbliche Regierung

1. als einen Betrug an der Menschheit,
2. als nicht entsprechend den Zwecken, wozu die Regierung nöthig ist.

Was den ersten dieser Punkte betrifft, so kann durchaus nicht nachgewiesen werden, nach welchem Recht die erbliche Regierung beginnen konnte, noch liegt im Bereich sterblicher Gewalt ein Recht, sie einzusetzen. Der Mensch hat kein Recht über seine Nachkommen in Sachen persönlichen Rechts, und darum hat auch kein Mensch oder Körper von Menschen je ein Recht gehabt, noch kann er je ein Recht haben, eine erbliche Regierung zu gründen. Und kämen wir

auch selbst wieder in's Dasein, statt daß uns jetzt unsere Nachkommen folgen, so hätten wir doch jetzt kein Recht, uns selbst die Rechte zu nehmen, welche dann unser sein würden. Auf welchen Grund denn bilden wir uns ein, sie Andern nehmen zu können?

Alle erbliche Regierung ist in ihrer Natur Tyrannei. Eine erbliche Krone oder ein erblicher Thron, oder was für phantastische Namen man solchen Dingen geben mag, bedeuten nichts Anderes, als daß die Menschheit erbliches Eigenthum ist. Eine Regierung erben, heißt das Volk erben, als wären es Ochsen und Schafe.

Was den zweiten Punkt betrifft, daß sie nämlich den Zwecken nicht entsprechen kann, für welche eine Regierung nöthig ist, so haben wir nur zu betrachten, was wesentlich zur Regierung gehört, und es mit den Umständen zu vergleichen, denen die erbliche Regierung unterworfen ist.

Die Regierung sollte etwas sein, was stets in voller Reife ist. Sie sollte derartig eingerichtet sein, daß sie über alle Zufälle, denen der einzelne Mensch unterworfen ist, erhaben wäre, und darum ist die Erbfolge, die *allen diesen Zufällen unterworfen* ist, das regelloseste und unvollkommenste von allen Regierungssystemen.

Wir haben die *Rechte des Menschen* ein *Gleichmacher*system nennen hören, das einzige System aber, auf welches das Wort *Gleichmacherei* im wahren Sinne anwendbar ist, ist das der erblichen Monarchie. Es ist ein System *geistiger Gleichmacherei*. Es läßt ohne Unterschied jede Gattung von Charakter zu derselben Autorität zu. Laster und Tugend, Unwissenheit und Weisheit, kurz, jede Eigenschaft, gut oder schlecht, Alles gilt gleich. Könige folgen einander nicht wie vernünftige Wesen, sondern wie Thiere. Dürfen wir uns also noch wundern über den verworfenen Zustand des menschlichen Geistes in monarchischen Ländern, wenn die Regierung selbst auf ein so verworfenes Gleichmachersystem gegründet ist? — Sie hat keinen festen Charakter. Heute ist sie dieß, morgen jenes. Sie verändert sich mit der Laune jedes neuen Thronfolgers und ist allen Wankelmüthigkeiten jedes Einzelnen unterworfen. Sie ist die Regierung der Leidenschaften und Zufälle. Sie erscheint unter allen verschiedenen Charakteren der Kindheit, der Abgelebtheit, des kindischen Alters, sie ist bald bei der Säugamme, bald geht sie am Gängelband, bald auf Krücken. Sie kehrt die gesunde Ordnung der Dinge um. Sie setzt gelegentlich Kinder über Männer und die Grillen der Minderjährigen über Weisheit und Erfah-

rung. Kurz, wir können uns kein lächerlicheres Bild von einer Regierung denken, als die erbliche Monarchie in allen ihren Schattirungen darstellt.

Wäre es ein Gesetz der Natur oder eine Anordnung des Himmels, und könnte der Mensch sich davon überzeugen, daß Tugend und Weisheit unabänderlich die Erbfolge begleiteten, dann würden die Einwürfe gegen sie beseitigt sein. Wenn wir aber sehen, daß die Natur thut, als triebe sie Spott und Hohn mit dem System der Erbfolge, wenn wir sehen, daß die Personen der Thronfolger in allen Ländern an Geist durchschnittlich tief unter der Mittelmäßigkeit stehen, wenn wir sehen, daß der eine ein Tyrann, der andere ein Blödsinniger, der dritte ein Wahnsinniger, und manche alles drei zusammen sind, dann ist es unmöglich, Vertrauen darauf zu haben, so lange die Vernunft im Menschen ihre Macht noch nicht verloren hat. — — —

Sehen wir augenblicklich von allen Uebeln und Nachtheilen ab, welche die Monarchie in der Welt hervorgebracht hat, so kann Nichts wirksamer ihre Nutzlosigkeit in der bürgerlichen Regierung beweisen, als wenn man sie erblich macht. Würden wir ein Amt erblich machen, welches auszufüllen Weisheit und Fähigkeiten erforderte? Und ein Amt, bei dem Weisheit und Fähigkeiten nicht nothwendig sind, ein solches Amt, mag es heißen, wie es will, ist überflüssig und bedeutungslos.

Die erbliche Thronfolge ist eine Posse auf die Monarchie. Sie stellt dieselbe in das lächerlichste Licht, indem sie den Thron als einen Sitz darstellt, welchen jedes Kind und jeder Blödsinnige ausfüllen kann. Es erfordert einige Talente, um ein gewöhnlicher Handwerker zu werden, aber um König zu sein, ist bloß die thierische Gestalt eines Menschen erforderlich — eine Art athmendes Automat. Diese Art von Aberglauben kann wohl noch ein paar Jahre dauern, aber er ist nicht im Stande, der erwachten Vernunft und dem Interesse des Menschen lange zu widerstehen. — — —

Das Repräsentativsystem nimmt die Gesellschaft und Civilisation zu seiner Basis, die Natur, die Vernunft und die Erfahrung zu seinen Führern.

Die Erfahrung hat zu allen Zeiten und an allen Orten bewiesen, daß es unmöglich ist, die Natur in ihrer Austheilung geistiger Kräfte zu controlliren. Sie giebt sie, wie es ihr gefällt. Was auch immer die Regel sein mag, nach welcher sie dieselben vor unsern Au-

gen unter die Menschen ausstreut, die Regel bleibt für den Menschen ein Geheimniß. Es würde eben so lächerlich sein, zu versuchen, die Erblichkeit der menschlichen Schönheit, als die der Weisheit fest zu setzen.

Was auch immer die Weisheit in sich begreift, sie ist gleich einer samenlosen Pflanze, man kann sie groß ziehen, wo sie sich findet, aber sie läßt sich nicht willkürlich erzeugen. Es giebt davon immer genug für alle Zwecke in der allgemeinen Masse der Gesellschaft, was aber die Theile der Gesellschaft betrifft, so verändert sie fortwährend ihren Platz. Heute entsteht sie hier, morgen dort und hat höchst wahrscheinlich schon der Reihe nach jede Familie der Erde besucht und wieder verlassen.

Da dieß die Ordnung der Natur ist, so muß die Ordnung der Regierung ihr nothwendig folgen, oder die Regierung wird, wie wir das auch sehen, in Unwissenheit ausarten. Das System der Erbfolge widerstreitet darum sowohl der menschlichen Weisheit, als den menschlichen Rechten, und ist eben so absurd, als ungerecht.

Wie die Republik der Wissenschaften die besten literarischen Produkte hervorbringt, indem sie dem Genie freien Raum giebt zur Entwicklung, so ist das Repräsentativsystem in der Regierung darauf berechnet, die weisesten Gesetze hervorzubringen, indem es die Weisheit sammelt, wo sie zu finden ist. Ich muß lachen, wenn ich daran denke, in was für eine lächerliche Bedeutungslosigkeit die Literatur und alle Wissenschaften herabsinken würden, wenn sie erblich gemacht würden, und ebenso ist es auch in der Regierung. Ein erblicher Herrscher ist eben so ungereimt, wie ein erblicher Schriftsteller. — — —

Bedürfen wir stärkerer Beweise von der Absurdität der erblichen Regierung, als wir in den Nachkommen der Männer, welche einst berühmt waren, vor uns sehen? Giebt es dort doch kaum ein Beispiel, in welchem nicht eine totale Umkehr des Charakters stattfindet! Scheint es nicht vielmehr, als ob die Fluth der geistigen Fähigkeiten in gewissen Kanälen so weit fortströmte, als sie könnte, und dann ihren Lauf unterbräche, um in andere überzuströmen? Wie unvernünftig ist darum das System der Erbfolge, welches Kanäle für die Macht gräbt, in deren Begleitung zu fließen die Weisheit sich weigert! Während er diese Absurdität festhält, ist der Mensch in stetem Widerspruch mit sich selbst, und er läßt sich Personen als

Könige oder oberste Magistratsbeamte oder als Gesetzgeber gefallen, die er nicht zu Polizeidienern wählen würde.

Die allgemeine Beobachtung scheint zu ergeben, daß Revolutionen Genie und Talente erzeugen, solche Ereignisse bringen sie aber bloß an's Licht. Es liegt im Menschen stets viel Geist in schlafendem Zustande, wenn ihn aber Nichts aufweckt, so sinkt er mit ihm in's Grab, wie er war. Da es aber für die Gesellschaft von Vortheil ist, wenn alle ihre Kräfte beschäftigt werden, so sollte die Construction der Regierung der Art sein, daß sie in ruhiger und regelmäßiger Wirkung alle jene Fähigkeiten entwickelte, welche in Revolutionen nie hervorzutreten säumen. — — —

Die einfache Demokratie ist die Gesellschaft, welche sich ohne Anwendung secundärer Mittel selbst regiert. Und wenn wir die Repräsentation mit der Demokratie verbinden, so kommen wir auf ein Regierungssystem, welches im Stande ist, alle die mannichfaltigen Interessen und jede Ausdehnung von Territorium und Bevölkerung zu umfassen.

Auf dieses System wurde die amerikanische Regierung gegründet. Sie ist Repräsentation mit Demokratie verbunden. In ihr ist die Form jeder Ausdehnung des Prinzips angemessen gemacht. Was Athen im Kleinen war, wird Amerika im Großen werden. Das eine war das Wunder der alten Welt, das andere wird die Bewunderung und das Muster der heutigen werden. Seine Verfassung ist von allen Regierungsformen am Leichtesten zu verstehen und für die Praxis am Geeignetsten. Sie schließt zugleich die Unweisheit und Unzuverlässigkeit des Systems der Erbfolge und die Unbequemlichkeit der einfachen Demokratie aus.

Es ist unmöglich, sich ein Regierungssystem zu denken, das im Stande ist, über solch eine Ausdehnung von Land und solch einen Kreis von Interessen zu wirken, als es das Repräsentativsystem thut. Frankreich, so groß und bevölkert es auch ist, ist nur ein Fleck für die umfassende Weite des Systems. Es paßt sich allen möglichen Fällen an. Es ist selbst in kleinen Territorien der einfachen Demokratie vorzuziehen. Athen würde durch Repräsentation seine eigene Demokratie übertroffen haben.

Was man Regierung nennt, oder vielmehr, was wir darunter verstehen sollten, ist Nichts als ein gemeinschaftlicher Mittelpunkt, in dem alle Theile der Gesellschaft sich vereinigen. Sie kann auf keine Weise den mannichfaltigen Interessen der Gemeinschaft so entspre-

chend gemacht werden, als durch das Repräsentativsystem. Es concentrirt die Kenntnisse, welche für das Interesse der Theile, wie des Ganzen nothwendig sind. Es bringt die Regierung in einen Zustand beständiger Reife. Es ist nie jung, nie alt. Es ist weder der Minderjährigkeit, noch dem kindischen Alter unterworfen. Es liegt nie in der Wiege und geht nie auf Krücken. Es läßt keine Trennung zwischen Einsicht und Macht zu und ist, was die Regierung immer sein sollte, über alle Zufälle im Leben des Einzelnen erhaben, und darum auch erhaben über die Monarchie. — — —

Ob ich zu wenig Verstand habe, um zu sehen, oder zu viel, um mich betrügen zu lassen, ob ich zu viel oder zu wenig Stolz besitze, oder woher es sonst rührt, will ich nicht untersuchen, aber so viel ist gewiß, daß, was man Monarchie nennt, mir stets als ein albernes, verächtliches Ding erschienen ist. Es kommt mir vor, wie etwas hinter einem Vorhang, wovon viel Wesens und Aufhebens gemacht wird, und was mit einem Schein von Feierlichkeit umgeben ist. Wird aber durch irgend einen Zufall der Vorhang weggezogen und kommt nun der Gesellschaft zu Gesicht, was es ist, dann bricht ein schallendes Gelächter aus.

In dem Repräsentativsystem kann dergleichen nicht vorkommen. Wie die Nation selbst, besitzt es eine stetige Entwicklungsfähigkeit, und zeigt sich auf dem offenen Schauplatz der Welt in schöner und männlicher Weise. Was auch seine Vorzüge und Mängel sein mögen, sie sind sichtbar für Alle. Es lebt nicht von Trug und Geheimnißkrämerei, es spricht nicht in Kauderwelsch und Sophismen, sondern es giebt eine Sprache ein, die geht vom Herzen zum Herzen und wird gefühlt und verstanden.

Wir müssen unsere Augen gegen die Vernunft verschließen, wir müssen unsern Verstand schmählich erniedrigen, um nicht die Thorheit der Monarchie zu begreifen. Die Natur ist wohl geordnet in allen ihren Werken, aber dieß ist eine Regierungsart, welche der Natur zuwider läuft. Sie kehrt den Fortschritt der menschlichen Fähigkeiten zu unterst zu oberst. Sie unterwirft das Alter der Regierung der Kinder und die Weisheit der Regierung der Thorheit.

In der amerikanischen Bundesregierung ist dem Präsidenten der Vereinigten Staaten mehr Macht übertragen, als irgend einem andern Mitgliede des Congresses. Er kann deßhalb zu diesem Amte nicht unter dem Alter von 35 Jahren gewählt werden. In diesem Alter ist das Urtheil des Mannes gereift, und er hat lange genug

gelebt, um mit den Menschen und Verhältnissen bekannt zu werden, deßgleichen das Land mit ihm. Aber nach dem monarchischen System wird der nächste Erbe, mag er sonst sein, was er will, im Alter von 18 Jahren an die Spitze einer Nation und einer Regierung gestellt. Sieht das aus, wie Weisheit? Verträgt sich das mit der schicklichen Würde und dem männlichen Charakter einer Nation? Wie kann man solch einen Jungen mit Schicklichkeit den Vater des Volkes nennen? — In allen andern Fällen ist eine Person minderjährig bis zum Alter von 21 Jahren. Bis dahin wird kein Acker Land seiner Verwaltung anvertraut, ja nicht einmal eine Trift Schafe oder eine Heerde Schweine. Aber wundervoll zu sagen! schon im Alter von 18 Jahren kann ihm eine Nation anvertraut werden. — — —

Das Repräsentativsystem verbreitet über den Gegenstand der Regierung so viel Kenntniß durch die Nation, daß die Unwissenheit verschwindet und der Betrug unmöglich wird. Die Ränke der Höfe können auf solchem Grunde nicht spielen. Das ist kein Ort für Geheimnißkrämerei, sie weiß nicht, wo zu beginnen. Diejenigen, welche nicht zur Repräsentation gehören, wissen eben so viel von der Natur des Geschäfts, als diejenigen, welche dazu gehören. Eine geheimnißvolle Wichtigthuerei würde da bald ausgespäht werden. Nationen können keine Geheimnisse haben, und die Geheimnisse der Höfe wie der Individuen sind immer ihre Fehler.

Bei dem Repräsentativsystem muß sich die Vernünftigkeit jeder Sache öffentlich zeigen. Jeder Mann ist ein Theilhaber an der Regierung und betrachtet sie als einen nothwendigen Theil seines Geschäfts, welches er verstehen muß. Er prüft ihre Kosten und vergleicht dieselben mit ihren Vortheilen. Und vor Allem nimmt er nicht den sclavischen Gebrauch an, denen zu folgen, die man in andern Staaten Leiter nennt.

Nur dadurch, daß man den Verstand des Menschen blendet und ihm weiß macht, die Regierung sei ein wunderbares, geheimnißvolles Ding, lassen sich die maßlosen Steuern zusammen bringen. Die Monarchie ist wohl berechnet, diesen Zweck zu erfüllen. Sie ist der Papismus der Regierung, etwas, das aufrecht gehalten wird, um die Unwissenden zu hintergehen und ihnen das Geld aus den Taschen zu locken.

Die Regierung eines freien Landes liegt in Wahrheit nicht in den Personen, sondern in den Gesetzen. Diese zu beschließen, ver-

langt keine großen Ausgaben, und wenn sie dann verwaltet werden, so ist das ganze Geschäft der bürgerlichen Regierung abgemacht — alles Uebrige ist eine Erfindung der Höfe.

Ueber Constitutionen.

Eine Constitution ist nicht die Akte einer Regierung, sondern die eines Volkes, welches eine Regierung constituirt, und Regierung ohne Constitution ist Macht ohne Recht.

Alle Macht, welche über eine Nation ausgeübt wird, muß einen Anfang haben. Sie muß entweder übertragen oder angemaßt sein. Es giebt keine anderen Quellen. Alle übertragene Macht ist anvertrautes Gut, und alle angemaßte Macht ist Usurpation. Die Zeit verändert weder die Natur der einen, noch die der andern.

Bei Betrachtung dieses Gegenstandes stellt die Entwicklung der Verhältnisse in Amerika sich uns dar, wie beim Anfang der Welt, und unsere Untersuchung über den Ursprung der Regierungen kürzt sich ab durch die Beziehung auf Thatsachen, welche in unsern Tagen vorgekommen sind. Wir haben nicht nöthig, zu unserer Belehrung das dunkle Feld des Alterthums zu durchstreifen, noch uns auf Vermuthungen zu verlassen. Wir sehen die Regierung vor unsern Augen beginnen, als hätten wir im Anfang der Zeit gelebt. Das ächte Buch, nicht der Geschichte, sondern der Thatsachen selbst liegt vor uns aufgeschlagen, unbefleckt von Trug oder von den Irrthümern der Ueberlieferung.

Ich will hier in der Kürze den Anfang der amerikanischen Constitutionen darlegen. Es wird daraus zur Genüge der Unterschied zwischen Constitutionen und Regierungen erhellen.

Es ist wohl nicht unpassend, den Leser zu erinnern, daß die Vereinigten Staaten von Amerika aus 13 Staaten bestehen, von denen sich jeder nach der Unabhängigkeitserklärung vom 4. Juli 1776 eine eigene Verfassung gegeben hat. Jeder Staat handelte unabhängig von den übrigen, als er seine Regierung bildete, aber dasselbe allgemeine Prinzip durchdringt das Ganze. Als die Regierungen der verschiedenen Staaten gebildet waren, machten sie sich daran, die Bundesregierung zu bilden, die in allen Angelegenheiten, welche das Interesse des Ganzen berühren oder sich auf den Verkehr der verschiedenen Staaten mit einander oder mit fremden Nationen beziehen, über das Ganze wirkt. Ich will damit beginnen, ein Beispiel

von einer Staatsverfassung (der von Pennsylvanien) zu geben und dann auf die Bundesverfassung übergehen.

Der Staat Pennsylvanien, welcher ungefähr dieselbe Ausdehnung an Gebiet hat, wie England, war damals in 12 Grafschaften getheilt. Jede dieser Grafschaften hatte beim Beginn der Streitigkeiten mit England ein Committee gewählt, und da die Stadt Philadelphia, welche auch ihr Committee hatte, die meiste Intelligenz in sich vereinigte, so wurde sie das Centrum der Verbindung zwischen den Committees der verschiedenen Grafschaften. Als es nothwendig wurde, an die Bildung einer Regierung zu gehen, so brachte das Committee von Philadelphia eine Conferenz der Committees sämmtlicher Grafschaften in Vorschlag, welche in jener Stadt gehalten werden sollte, und dieselbe trat Ende Juli zusammen.

Obgleich diese Committees vom Volke gewählt waren, so waren sie doch nicht besonders zu dem Zwecke gewählt, noch mit der Vollmacht versehen, eine Constitution zu entwerfen. Und da es sich nicht mit der amerikanischen Idee von Rechten vertrug, sich eine solche Macht anzumaßen, so konnten sie nur über die Sache berathen und sie in den Gang bringen. Die Conferenten setzten darum bloß die Verhältnisse auseinander und empfahlen den verschiedenen Grafschaften, sechs Repräsentanten für jede Grafschaft zu wählen, um in Philadelphia eine Convention zu halten mit der Vollmacht, eine Constitution zu entwerfen und der öffentlichen Meinung vorzulegen.

Als diese Convention, in der Benjamin Franklin den Vorsitz führte, sich versammelt, berathen und über eine Constitution geeinigt hatte, ließ sie dieselbe zuerst veröffentlichen, nicht als etwas Feststehendes, sondern um sie der Berathung des ganzen Volkes, seiner Billigung oder Verwerfung zu übergeben, und vertagte sich dann auf eine bestimmte Zeit. Als die Zeit der Vertagung um war, trat die Convention wieder zusammen, und da nun die allgemeine Meinung des Volkes zu Gunsten derselben bekannt war, so wurde die Constitution unterzeichnet, gesiegelt und im Namen des Volkes proclamirt. Das Original wurde als ein öffentliches Document aufbewahrt. Die Convention bestimmte sodann einen Tag zur allgemeinen Wahl der Repräsentanten, welche die Regierung zusammen setzen sollten, und die Zeit zum Beginn ihrer Wirksamkeit. Und nachdem sie dieß gethan hatte, kehrte sie zu ihren verschiedenen Wohnorten und Beschäftigungen zurück.

In dieser Constitution waren niedergelegt, zuerst eine Erklärung der Rechte. Dann folgte die Form, welche die Regierung haben und die Macht, welche sie besitzen sollte — die Autorität der Gerichtshöfe und der Geschworenen — die Art und Weise, in der die Wahlen geleitet werden sollten und das Verhältniß der Repräsentanten zu der Zahl der Wähler — die Zeit, welche jede Assembly dauern sollte — die Art, öffentliches Geld zu erheben und Rechenschaft über die Verausgabung desselben abzulegen — Staatsbeamte zu ernennen 2c. 2c.

Kein Artikel dieser Constitution konnte nach der Willkür der Regierung, welche aus ihr hervorgehen sollte, verändert oder übertreten werden. Sie war für die Regierung ein Gesetz. Weil es indeß unweise gewesen sein würde, die Vortheile der Erfahrung von vorn herein auszuschließen, und um auch der Anhäufung von Irrthümern zuvorzukommen, wenn sich deren finden sollten, und um zu allen Zeiten eine Einheit der Regierung mit den Verhältnissen des Staates zu erhalten, bestimmte die Constitution, daß nach dem Ablauf von je sieben Jahren eine Convention gewählt werden sollte zu dem besonderen Zweck, die Constitution zu revidiren und Aenderungen, Zusätze oder Aufhebungen daran zu machen, wenn dieselben nöthig gefunden werden sollten.

Hier sehen wir einen regelmäßigen Gang der Sache. Eine Regierung entspringt aus einer Constitution, welche sich das Volk in seinem ursprünglichen Charakter gegeben, und diese Constitution dient nicht allein als eine Autorität, sondern als ein controllirendes Gesetz für die Regierung. Sie wurde die politische Bibel des Staats. Kaum eine Familie war ohne sie. Jedes Mitglied der Regierung hatte ein Exemplar, und Nichts war gewöhnlicher, wenn sich eine Debatte über das Prinzip einer Bill oder die Ausdehnung irgend einer Art von Autorität erhob, als daß dann die Mitglieder die gedruckte Constitution aus der Tasche zogen, um das Kapitel zu lesen, mit welchem der Gegenstand der Debatte zusammenhing.

Nachdem ich so ein Beispiel von einem der Staaten gegeben habe, will ich jetzt zeigen, wie die Bundesverfassung der Vereinigten Staaten entstand.

In seinen ersten beiden Sitzungen, im September 1774 und im Mai 1775, war der Congreß Nichts mehr, als eine Deputation von den Gesetzgebungen der verschiedenen Provinzen, nachherigen Staaten, und er hatte keine Autorität, als die ihm aus der allgemeinen Zu-

stimmung und der Nothwendigkeit, als ein Staatskörper zu handeln, erwuchs. In Allem, was sich auf die inneren Angelegenheiten von Amerika bezog, ging der Congreß nicht weiter, als an die verschiedenen provinziellen Versammlungen Empfehlungen zu erlassen, welche dieselben je nach Gefallen annahmen oder nicht. Nichts auf Seiten des Congresses war zwingend, und doch wurde ihm in dieser Lage treuer und lieber gehorcht, als irgend einer Regierung in Europa. Dieß Beispiel, so wie das der französischen Nationalversammlung, zeigt deutlich genug, daß die Stärke der Regierung nicht in etwas besteht, was in ihr selbst liegt, sondern in der Anhänglichkeit der Nation an dieselbe und in dem Interesse, welches das Volk daran nimmt, sie zu unterstützen. Ist dieß verloren, so ist die Regierung nur ein Kind in Macht, und wenn sie auch, wie die alte Regierung von Frankreich, noch für eine Weile einzelne Individuen quälen kann, so beschleunigt sie dadurch doch nur ihren eigenen Fall.

Nach der Unabhängigkeitserklärung verlangte das Prinzip, auf welches die Repräsentativregierung gebaut ist, daß die Autorität des Congresses bestimmt und begründet würde. Ob diese Autorität größer oder kleiner sein sollte, als die der Congreß bisher von selbst ausgeübt hatte, war damals nicht die Frage. Es handelte sich bloß um die Rechtmäßigkeit der Maßregel.

Zu diesem Zweck wurde die Akte, die man die Conföderationsakte nennt (eine Art unvollkommener Bundesverfassung), in Vorschlag gebracht und nach einer langen Berathung im Jahre 1781 angenommen. Es war nicht die Akte des Congresses, weil es dem Prinzip der Repräsentativregierung widerstreitet, daß ein gesetzgebender Körper sich selbst Macht giebt. Der Congreß unterrichtete zuerst die verschiedenen Staaten, mit welcher Macht nach seiner Meinung die Union nothwendig bekleidet werden müsse, um sie in den Stand zu setzen, Dienste zu leisten, welche man von ihr verlangte, und die Staaten kamen unter sich überein, diese Macht im Congreß zu concentriren. — — —

Nachdem ich so zwei Beispiele von der ersten Bildung einer Constitution gegeben habe, will ich zeigen, in welcher Weise beide seit ihrer ersten Gründung verändert worden sind.

Durch Erfahrung fand sich, daß die Macht, welche den Regierungen der einzelnen Staaten durch die Staatsconstitutionen gegeben war, zu groß, und die, mit welcher die Conföderationsakte die Bun=

desregierung bekleidet hatte, zu klein war. Der Fehler lag **nicht im** Prinzip, sondern in der Vertheilung der Macht.

Aller Orten besprachen Flugschriften und Zeitungen die Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit einer Umwandelung der Bundesverfassung. Nach einiger Zeit öffentlicher Discussion in der Presse und mündlicher Besprechung brachte der Staat Virginien, der einige Ungelegenheiten in Bezug auf den Handel erfahren hatte, eine Continentalconferenz in Vorschlag. In Folge dessen versammelte sich eine Deputation von fünf oder sechs Staatsversammlungen zu Annapolis in Maryland im Jahre 1786. Diese Versammlung, welche sich nicht für hinreichend ermächtigt hielt, das Werk einer Reform anzugreifen, begnügte sich damit, ihre allgemeinen Meinungen über die Zweckmäßigkeit der Maßregel darzulegen und eine Convention aller Staaten für das kommende Jahr zu empfehlen.

Diese Convention versammelte sich zu Philadelphia im Mai 1787 und erwählte den General Washington zu ihrem Präsidenten. Derselbe stand zu jener Zeit außer aller Verbindung mit den Staatsregierungen, so wie mit dem Congreß. Als der Krieg aufhörte, legte er seine Officierstelle nieder und hatte seitdem als Privatmann gelebt.

Die Convention vertiefte sich mit Ernst in alle Gegenstände, die der Berathung vorlagen, und als sie sich nach mannichfachen Debatten und Untersuchungen über die einzelnen Theile der Bundesverfassung vereinigt hatte, war die nächste Frage, wie ihr Autorität und Wirksamkeit gegeben werden sollte.

Und zu dem Endzweck schickten sie nicht zu einem holländischen Statthalter, oder zu einem deutschen Kurfürsten, wie eine Clique von Höflingen, sie überließen vielmehr die ganze Sache dem gesunden Sinn und dem Interesse des Landes.

Zuerst verordneten sie, daß die vorgeschlagene Constitution veröffentlicht werden sollte. Dann, daß jeder Staat zu dem besonderen Zweck, dieselbe in Erwägung zu ziehen und sie zu bestätigen oder zu verwerfen, eine Convention wählen sollte; daß ferner, sobald neun Staaten ihre Zustimmung und Bestätigung eingegeben hätten, dieselben sofort zur Wahl ihrer Mitglieder für die neue Bundesregierung schreiten sollten; daß endlich sodann dieselbe in Kraft treten und die frühere Bundesregierung aufgelös't sein sollte.

Die einzelnen Staaten gingen in Folge dessen daran, ihre Conventionen zu wählen. Einige von diesen Conventionen bestätigten

die Constitution mit sehr großen Majoritäten, zwei oder drei einstimmig. In andern war viel Debatte und Meinungsverschiedenheit. In der Convention von Massachusetts, welche in Boston zusammenkam, war die Majorität nicht über 19 oder 20 unter ungefähr 300 Mitgliedern. Aber der Art ist die Natur der Repräsentativregierung, daß sie in allen Dingen ruhig durch Majorität entscheidet. Als die Debatte in der Convention von Massachusetts geschlossen und die Stimmen gezählt waren, erhoben sich die Mitglieder der entgegengesetzten Seite und erklärten, „daß, wenn sie auch gegen die Constitution gesprochen und gestimmt hätten, weil gewisse Theile derselben ihnen in einem andern Licht erschienen wären, als den andern Mitgliedern, so würden sie ihr doch jetzt, wo die Abstimmung zu Gunsten der vorgeschlagenen Constitution entschieden hätte, dieselbe praktische Unterstützung geben, als wenn sie dafür gestimmt hätten."

Sobald neun Staaten ihre Zustimmung kund gegeben, wurde das alte Gebäude der Bundesregierung abgenommen und eine neue errichtet, von der General Washington Präsident ist. — — —

Nachdem die neue Bundesverfassung gegründet war, hielt der Staat Pennsylvanien es für erforderlich, einige Theile seiner eigenen Constitution zu ändern, und erwählte zu dem Zweck eine Convention. Die vorgeschlagenen Aenderungen wurden veröffentlicht und, da das Volk seine Zustimmung gab, eingeführt.

Die Abfassung oder Abänderung dieser Constitutionen führte wenig oder gar keine Ungelegenheiten mit sich. Der gewöhnliche Lauf der Dinge wurde nicht unterbrochen, und der Vortheile waren viele. Es ist immer das Interesse von einer weit größeren Anzahl von Leuten in einer Nation, Uebelständen abzuhelfen, als sie zu lassen. Und wenn die öffentlichen Angelegenheiten der Debatte offen stehen, und das öffentliche Urtheil sich frei äußern kann, so wird es nicht unrecht entscheiden, sobald es nicht zu hastig entscheidet.

Bei beiden Constitutionsänderungen waren die damaligen Regierungen auf keine Weise handelnde Parteien. Die Regierung hat kein Recht, in einer Debatte bezüglich der Abfassung und Abänderung der Constitution Partei zu ergreifen. Nicht zum Frommen derer, welche die Macht der Regierung ausüben, werden die Constitutionen und die darauf gestützten Regierungen gegründet. In allen

diesen Angelegenheiten ist das Recht, zu urtheilen und zu handeln, auf Seiten derer, welche zahlen, nicht auf Seiten derer, welche empfangen.

Eine Constitution ist das Eigenthum einer Nation und nicht derer, welche die Regierung ausüben. Alle Constitutionen von Amerika ruhen erklärtermaßen auf der Autorität des Volkes. — — —

Der Staat ist Nichts weiter, als eine nationale Association, und der Zweck dieser Association ist das Wohl Aller im Einzelnen wie im Ganzen. Jeder Mensch wünscht seiner Beschäftigung nachzugehen und die Früchte seiner Arbeit, so wie die Produkte seines Eigenthums in Frieden und Sicherheit und mit möglichst wenigen Unkosten zu genießen. Ist das erreicht, so ist allen Zwecken, für welche die Regierung eingesetzt sein sollte, entsprochen. — —

Wenn wir aber den Staat als eine nationale Association betrachten, so sollte derselbe so eingerichtet sein, daß er nicht durch irgend Zufälle, die seinen Bestandtheilen zustoßen, in Unordnung gebracht werden könnte. Es sollte darum keine außerordentliche Macht, die eine derartige Wirkung hervorbringen könnte, in die Hände irgend eines Individuums gelegt werden. — —

Wäre eine Regierung so eingerichtet, daß sie nicht in Wirksamkeit treten könnte, wenn nicht eine Gans oder ein Gänserich im Senat gegenwärtig wäre, so würden die Schwierigkeiten bei der Flucht oder Krankheit der Gans oder des Gänserichs eben so groß und wesentlich sein, als wenn sie Könige hießen. Wir lachen über Individuen, die sich selbst alberne Schwierigkeiten machen, ohne zu merken, daß die lächerlichsten von allen Lächerlichkeiten in den Regierungen vorkommen.*) — —

Es ist unmenschlich, für den Unterhalt eines Individuums aus den öffentlichen Steuern eines Landes eine Million Pfund Sterling zu bezahlen, während Tausende, die gezwungen werden, dazu

*) Man erzählt, daß es im Kanton Bern in der Schweiz seit undenklichen Zeiten Sitte war, auf öffentliche Kosten einen Bären zu halten, und man hatte dem Volke weiß gemacht, wenn es keine Bären hate, so sei es verloren. Vor einigen Jahren nun begab es sich, daß der damalige Bär krank wurde und zu plötzlich starb, um seinen Platz sogleich mit einem andern besetzen zu können. Mittler Weile machte das Volk die Entdeckung, daß das Korn wuchs und der Wein blühte, daß Sonne und Mond fortfuhren auf und unterzugehen, und daß Alles grade so fort ging, wie zuvor. Da faßten sie Muth und beschlossen, keine Bären mehr zu halten, „denn," sagten sie, „ein Bär ist ein sehr gefräßiges, kostspieliges Thier, und wir waren gezwungen, ihm die Klauen auszureißen, sonst würde er die Bürger zerrissen haben." Th. P.

beizutragen, in Entbehrungen schmachten und mit dem Elend kämpfen. Der Staat besteht nicht in einem Contrast von Gefängnissen und Pallästen, von Armuth und Pomp, er ist nicht geschaffen, um dem Dürftigen sein Scherflein zu rauben und das Elend der Elenden noch zu verschlimmern. — —

Gebt einem Menschen eine Million jährlich und dazu noch die Macht, auf Kosten des Landes Stellen zu schaffen und zu vergeben, und die Freiheiten des Landes sind nicht länger sicher. Was man den Glanz eines Thrones nennt, ist nichts Anderes, als die Corruption des Staates. Eine Bande von Schmarotzern, die in schwelgerischer Schlemmerei von den öffentlichen Steuern lebt, muß ihn hervorbringen. — — —

Die Constitutionen von Amerika, so wie auch die von Frankreich, haben entweder eine bestimmte Periode für ihre Revision festgesetzt oder die Art und Weise angegeben, wie Verbesserungen vorgenommen werden sollen. Es ist vielleicht unmöglich, irgend etwas zu begründen, was Prinzipien mit Meinungen und Praxis verbindet, oder der Lauf der Verhältnisse durch eine Reihe von Jahren macht es in gewissem Maße verkehrt und unhaltbar. Um daher zu vermeiden, daß etwaige Mißverhältnisse sich so lange anhäufen, bis sie von Reformationen abschrecken oder Revolutionen hervorrufen, ist es am Besten, sie zu beseitigen, sobald sie eintreten. Die Rechte des Menschen sind die Rechte aller Generationen von Menschen und können von keiner monopolisirt werden. Was befolgt zu werden verdient, wird um seines Werthes willen befolgt werden, und nur darin, nicht in irgend Bedingungen, von denen es begleitet ist, liegt seine Sicherheit. Wenn Jemand seinen Erben sein Vermögen hinterläßt, so verbindet er damit nicht eine Verpflichtung, daß sie es annehmen sollen. Warum sollten wir es denn thun in Bezug auf Constitutionen?

Die beste Constitution, welche sich jetzt abfassen ließe im Einklang mit der Lage des Augenblicks, ist vielleicht weit entfernt von der Vorzüglichkeit, welche wenige Jahre hervorbringen können. Es wird erst eben Licht unter den Menschen in Bezug auf Regierungen. Und sobald die Barbarei der gegenwärtigen Regierungen zu Grunde geht, wird sich auch das moralische Verhältniß der Nationen zu einander umgestalten. Der Mensch wird nicht mehr aufgezogen werden mit der wilden Idee, seine Gattung als Feinde zu betrachten,

weil der Zufall der Geburt den Einzelnen in Ländern ihre Existenz gab, welche man mit verschiedenen Namen bezeichnet.

Wir sehen schon jetzt eine Veränderung in der nationalen Stimmung Englands und Frankreichs gegen einander, welche, wenn wir nur wenige Jahre zurückblicken, selbst eine Revolution ist. Wer konnte es vorhersehen, oder wer hätte es geglaubt, daß eine französische Nationalversammlung je hätte ein populärer Toast in England werden, und daß eine freundliche Allianz zwischen beiden Nationen der Wunsch beider hätte werden können? Daraus sehen wir, daß der Mensch, wäre er nicht von Regierungen verdorben, seiner Natur nach der Freund des Menschen, und daß die menschliche Natur nicht von sich selbst böse ist. — —

Jetzt, wo wir so eben erst aus einem so barbarischen Zustand auftauchen, ist es noch zu früh, zu bestimmen, wie weit die Verbesserung der Staaten gehen kann. So weit wir voraussehen können, wird wohl ganz Europa noch Eine große Republik, und jeder Mensch ein freies Glied des Ganzen werden.

An das Volk von Frankreich.*)

Paris, den 25. Sept. 1793.

Mitbürger!

Mit innigem Dankgefühl empfange ich die Ehre, welche die frühere Nationalversammlung mir erwies, als sie mich als Bürger von Frankreich adoptirte, so wie die weitere Ehre, von meinen Mitbürgern zum Mitgliede des Nationalconvents erwählt zu sein. Beglückt, wie ich bin, durch diese Beweise der Achtung gegen meine Person, fühle ich mein Glück noch erhöht dadurch, daß ich die Barrieren niedergebrochen sehe, welche den Patriotismus nach Flecken Erde zertheilten und das Bürgerthum, wie das Pflanzenleben, auf einen bestimmten Boden beschränkten.

Wären diese Ehren mir in einer Stunde nationaler Ruhe zu Theil geworden, so hätte ich keine Mittel gehabt, meine Hingebung zu zeigen, als sie anzunehmen und zu genießen, nun aber kommen sie in

*) Die historischen Einleitungen zu den sämmtlichen Schriften Thomas Paine's finden sich in der Darstellung seines Lebens im 5. und 6. Heft dieses Werks.

Begleitung von Verhältnissen, welche mir die ehrenvolle Gelegenheit geben, mein Bürgerthum in der stürmischen Stunde der Gefahr anzutreten. Ich komme nicht, um der Ruhe zu pflegen. In der festen Ueberzeugung, daß die Sache von Frankreich die Sache der ganzen Menschheit ist, und daß die Freiheit sich nicht mit einem bloßen Wunsch erkaufen läßt, theile ich mit Freuden die Gefahren und Ehren, welche den Erfolg bedingen.

Ich weiß recht gut, daß der Augenblick einer großen Umwälzung, so wie sie am 10. August vollendet wurde, unvermeidlich ein Augenblick des Schreckens und der Verwirrung sein muß. Der Geist ist auf das Tiefste bewegt von Hoffnung, Argwohn und Furcht und kämpft ohne Rast, bis das Ziel erreicht ist. Nun aber laßt uns ruhig und vertrauend vorwärts sehen, und der Erfolg ist gewiß. Es ist nicht länger die elende Sache eines Königs, oder dieses oder jenes Individuums, welche Frankreich und seine Armeen in den Kampf ruft. Es ist die große Sache Aller. Es ist die Gründung einer neuen Aera, welche den Despotismus von der Erde vertilgen und auf die dauernden Prinzipien des Friedens und des Bürgerthums die große Republik der Menschheit errichten wird.

Es ist mein Geschick gewesen, an dem Beginn und der vollständigen Durchsetzung Einer Revolution Theil gehabt zu haben (ich meine die Revolution von Amerika). Der Erfolg und die Wirkungen jener Revolution geben uns Muth. Das Glück und der Wohlstand, welche seitdem in jenem Lande blühen, haben es reichlich belohnt für alle Mühseligkeiten, welche es zu ertragen hatte, und für alle Gefahren, denen es entgegenging.

Die Prinzipien, aus welchen jene Revolution entsprang, haben sich bis nach Europa erstreckt, und eine alleitende Vorsehung regenerirt die alte Welt nach den Prinzipien der neuen. Die Entfernung Amerikas von allen andern Theilen des Erdballs erlaubte ihm nicht, diese Prinzipien über seine eigenen Grenzen hinaus zu tragen. Es ist die besondere Ehre Frankreichs, das Banner der Freiheit für alle Nationen erhoben zu haben. Es kämpft für die Rechte der ganzen Menschheit, wenn es seine Schlachten schlägt.

Derselbe Geist der Tapferkeit, welcher Amerika den Erfolg sicherte, wird ihn auch Frankreich sichern, denn es ist unmöglich, eine Nation zu überwältigen, welche entschlossen ist, frei zu sein! Die militärischen Kräfte, welche jetzt Frankreich zu Gebote stehen, sind der Art, daß die Despoten der Erde gar keinen Begriff davon haben,

noch sich irgend eine Berechnung davon machen können. Sie wissen nicht, was es heißt, gegen eine Nation zu kämpfen. Sie waren bisher bloß gewohnt, mit einander Krieg zu führen und verstehen sich nach System und Erfahrung darauf, den wahrscheinlichen Erfolg eines Despoten gegen einen Despoten zu berechnen; hier geht ihre Kenntniß und ihre Erfahrung zu Ende.

Aber in einem Kampfe, wie der gegenwärtige, erhebt sich eine neue und endlose Reihe von Verhältnissen, welche alle diese gewohnten Berechnungen über den Haufen werfen. Wenn eine ganze Nation wie eine Armee handelt, dann kennt der Despot nicht die Ausdehnung der Macht, gegen welche er kämpft. So wie der Augenblick es erfordert, stehen neue Armeen wider ihn auf. Die Schwierigkeiten eines einfallenden Feindes nehmen darum von Tag zu Tag zu, wie sie in dem andern Falle abnehmen, und er findet sie auf ihrer Spitze, wenn er denkt, sie wären zu Ende.

Der einzige Krieg, dessen Verhältnisse einige Verwandtschaft mit denen des gegenwärtigen hatten, ist der Revolutionskrieg in Amerika. Das war, wie jetzt in Frankreich, ein Krieg der ganzen Nation. Dort brachte der Feind, sobald er zu erobern anfing, sich selbst in die Lage, überwältigt zu werden. Seine ersten Siege bereiteten seine Niederlage vor. Er rückte vor, bis er nicht mehr zurück konnte, und fand sich unter einer Nation von Armeen.

Würde jetzt den Oestreichern und Preußen der Vorschlag gemacht, sie in die Mitte von Frankreich zu führen, und es ihnen dann überlassen, von einer solchen Lage den besten Gebrauch zu machen, so würden sie die Gefahr zu gut begreifen, um das Anerbieten anzunehmen, dieselben Gefahren würden aber ihrer warten, wenn sie auf irgend eine andere Weise dahin gelangen könnten. Was ist das also für eine Taktik, wenn sie mit Gewalt zu erlangen versuchen, was sie abweisen würden, wenn sie die Wahl hätten! Aber bei Despoten Vernunft gebrauchen, heißt die Vernunft wegwerfen. Das beste Argument für sie ist eine energische Rüstung.

Die Wege, auf denen die Vorsehung die Ordnung der Dinge leitet, sind dem Menschen stets fremd. Die Einmischung der fremden Despoten kann leicht dazu dienen, die Prinzipien, welche sie zu bekämpfen kommen, in ihre eigenen geknechteten Länder einzuführen. Freiheit und Gleichheit sind zu große Segnungen, um allein das Erbe Frankreichs zu sein. Es ist seine Ehre, ihr erster Vorkämpfer zu sein, und es kann jetzt seine mächtige Stimme erheben und sei-

nen Feinden entgegen rufen: „O Ihr Oestreicher! Ihr Preußen! Ihr, die Ihr jetzt Eure Bajonette gegen uns kehrt, nicht für sich allein, für ganz Europa, für die ganze Menschheit erhebt Frankreich das Banner der Freiheit und Gleichheit!"

Die Sache des Volkes hat bisher von den Widersprüchen gelitten, welche die Verfassung der constituirenden Versammlung enthielt. Diese Widersprüche haben dazu gedient, daheim die Meinungen der Einzelnen zu theilen und in andern Ländern die großen Prinzipien der Revolution zu verdunkeln. Sind alle diese Widersprüche beseitigt, und ist die Constitution mit der Erklärung der Rechte in Einklang gebracht, werden die Albernheiten der Monarchie, der Königswürde und der Regentschaft, wird die erbliche Thronfolge mit allen ihren Absurditäten bloßgelegt, dann wird ein neuer Lichtstrahl die Welt durchdringen, und die Revolution gewinnt neue Kraft, weil sie allgemein verstanden wird.

Die Scene, welche sich jetzt vor Frankreich eröffnet, erstreckt sich weit über die Grenzen seines eigenen Gebiets. Jede Nation wird seine Verbündete, und jeder Hof ist sein Feind. Es ist die Sache aller Nationen gegen die Sache aller Höfe. Der Schrecken, der den Despotismus überkam, erzeugte in's Geheim eine Conföderation von Despoten, und ihr Angriff auf Frankreich war die Folge ihrer Furcht daheim.

Beim Eintritt in diese große Scene, welche größer ist, als in der irgend eine Nation bisher aufzutreten berufen ward, laßt uns dem bewegten Herzen sagen, sei ruhig! Laßt uns lieber durch Belehrung, als durch Rache strafen. Laßt uns die neue Aera mit einer großen Freundschaft beginnen und dem kommenden Tage der Union und des Sieges entgegen jauchzen!

Euer Mitbürger

Thomas Paine.

Aphorismen.*)

Die amerikanische Revolution.

Es ist jetzt fast drei Jahre, daß die Tyrannei Englands zum ersten Mal von den amerikanischen Waffen zurückgeworfen wurde.

*) Aus den sämmtlichen Schriften Paine's zusammengetragen.

Eine Zeit, welche einer neuen Welt den Ursprung gegeben und der Thorheit der alten ein Monument errichtet hat.

Ich kann nicht umhin, zuweilen über die lobpreisenden Beziehungen zu erstaunen, welche ich auf die Geschichte und Verhandlungen des Alterthums machen höre. Die Weisheit, die bürgerlichen Verfassungen und die Tugenden der Staaten von Griechenland und Rom werden uns häufig als Muster von Vorzüglichkeit zur Nachahmung angepriesen. Wahrlich, die Menschheit hätte für Wenig oder Nichts gelebt, wenn sie in dem gegenwärtigen Zeitalter zwei oder drei Jahrtausende zurückgehen müßte, um Belehrung und Beispiele zu suchen. Wir thun uns großes Unrecht, wenn wir sie so hoch über uns stellen. Wir haben dazu durchaus keine Befugniß, noch können wir auch angeben, warum wir denken sollten, wir ständen unter ihnen.

Ließe sich der Nebel des Alterthums entfernen, so daß Menschen und Dinge erschienen, wie sie in der Wirklichkeit waren, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß sie eher uns bewundern würden, als wir sie. Amerika hat mehr und größere Schwierigkeiten überstanden, als, glaube ich, je in demselbem Zeitraum einem andern Volke zufielen, und es hat die Welt mit mehr nützlicher Kenntniß und mit gesunderen Grundsätzen über bürgerliche Verfassung erfüllt, als je in irgend einem Jahrhundert vorher an's Licht traten. Wäre Amerika nicht gewesen, so wäre im ganzen Universum Nichts von Freiheit übrig geblieben.

Die Griechen und Römer waren stark beseelt von dem Sinn der Freiheit, nicht aber von ihrem Prinzip, denn während sie entschlossen waren, selbst keine Sklaven zu sein, wandten sie alle ihre Macht auf, die übrige Menschheit zu Sklaven zu machen. Diese ausgezeichnete Sache dagegen ist von keinem selbstsüchtigen Laster befleckt. Kurz, wenn wir das Prinzip, auf welches unsere Sache sich gründet, die allgemeinen Segnungen, die daraus entsprießen werden, die Schwierigkeiten, welche sie begleiteten, die Weisheit, mit welcher sie berathen, die Tapferkeit, mit welcher sie aufrecht erhalten wurde, die Stärke der Macht, welche wir zu bekämpfen hatten, und die Lage, in der wir sie unternahmen, wenn wir das Alles in Einem Blick zusammenfassen, so können wir sie mit Recht die tugendhafteste und herrlichste Revolution nennen, welche je die Geschichte der Menschheit zierte.

Eine gute Meinung von sich selbst ist außerordentlich nothwendig

im Privatleben, aber absolut nothwendig im öffentlichen Leben, und von der äußersten Wichtigkeit für die Aufrechthaltung des Nationalcharakters. Ich denke nicht daran, die Palme der Vereinigten Staaten an irgend einen Griechen oder Römer zu geben, welcher je geboren wurde. Wir haben es den Tapfersten gleich gethan in den Zeiten der Gefahr, und wir haben die Weisesten übertroffen in der Construction bürgerlicher Verfassungen.

Die amerikanische Revolution begann auf einem noch unbetretenen Boden. Die Repräsentativregierung war damals in der Praxis unbekannt, und in der Theorie wenig beachtet. Die Idee, der Mensch müsse von Bildern und Schein regiert werden, und jene abergläubische Ehrerbietung sei nothwendig, um eine Autorität zu begründen, hatte das Verstandesvermögen der Menschen derartig betäubt, daß es einer kühnen Anstrengung bedurfte, um sie zum Nachdenken aufzurütteln. Jetzt aber ist das Experiment gemacht. Die Erfahrung von fast dreißig Jahren hat die Vorzüglichkeit des Repräsentativsystems bewiesen, und die neue Welt ist jetzt die Lehrerin der alten. Die Kinder sind die Väter ihrer Ahnen geworden.

So durchaus gerecht war der Grund, von dem Amerika ausging, daß es nicht allein jedes schöne und freie Herz für sich einnahm, sondern seine Sache zum direkten Interesse jeder Classe von Menschen im Lande machte. Auf Seiten Englands war dagegen der Krieg ursprünglich ein Krieg der Habsucht. Die schmutzigen und nicht die glänzenden Leidenschaften gaben ihm seine Entstehung. Die fruchtbaren Felder und die gesegnete Kindheit von Amerika deuchten ihm Minen für reiche Abgaben. Es sah den Bienenkorb, und ohne auf den Fleiß zu achten, der ihn bereichert hatte, lechzte es nach dem Honig.

Amerika hat die hohe Ehre und das Glück, das erste Land gewesen zu sein, welches der Welt ein Beispiel gab, durch besonders dazu gewählte Conventionen geschriebene Constitutionen zu schaffen und sie auf demselben Wege zu verbessern, sobald Zeit und Erfahrung es nothwendig erweisen. Die Regierungen anderer Nationen, welche sich umsonst civilisirt nennen, sind durch Blutvergießen gegründet.

In den Vereinigten Staaten dagegen ist in Folge der Einführung von Constitutionen und Regierungen nach ihrem eigenen friedlichen System kein Tropfen Blut vergossen worden. Die stille Stimme, oder das einfache Ja oder Nein ist mächtiger, als das Bajonet, und entscheidet durch die Mehrheit ohne einen Schlag.

In Republiken, wie in denen von Amerika, bleibt die Macht der Souveränität, oder die Macht, über welche es keine Controlle giebt, und welche alle andere controllirt, da, wo die Natur sie hingelegt hat — im Volke. In despotischen Staaten ist diese Macht eine angemaßte. Sie der Person, in deren Hände ihre Regierungsform sie gelegt hat, entreissen, um sie selbst auszuüben, heißt dort Rebellion. Darum giebt es in despotischen Regierungen keine Uebergänge zwischen Sklaven und Rebellen. Die Form und das Prinzip der Republik läßt für die Insurrection keinen Raum, weil sie ein rechtliches Mittel darbietet und an ihre Stelle setzt.

Ich habe das schöne und fruchtbare Land von Amerika plündern und in Blute schwimmen sehen und in Folge dessen die Steuern von England sich in's Ungeheure vermehren und vervielfältigen. Ich habe aber auch in jenem Lande ein Regierungssystem sich entfalten sehen, das frei ist von Corruption und sich jetzt über ein Territorium erstreckt, zehn Mal so groß, wie England und *für weniger Kosten, als allein die Pensionen in England betragen*, und unter dem mehr Freiheit genossen, ein glücklicherer Zustand der Gesellschaft gepflegt und mehr allgemeiner Wohlstand gefördert wird, als unter irgend einem Regierungssystem, das jetzt in der Welt existirt. Weil ich nun weiß, was ich weiß, so würde ich mich des Mangels an Liebe und Pflichtgefühl gegen die Menschheit anklagen müssen, wollte ich es zum Besten Anderer nicht auf die unverzagteste Weise laut verkündigen, und wäre es von den Dächern herab.

Die Union.

Die Union von Amerika ist der Grundstein seiner Unabhängigkeit, der Felsen, auf den sie gebaut ist, und in ihrer Constitution liegt etwas so Heiliges, daß wir jedes Wort, das wir sprechen, jeden Gedanken, den wir denken, wohl bewachen sollten, um ihr auch nicht einmal durch ein Mißverständniß zu nahe zu treten. Wenn eine

Menge, die in der Weise, wie wir es waren, über einen Continent verbreitet oder vielmehr verstreut ist, gegenseitig übereinkommt, ein gemeinschaftliches Centrum zu bilden, worum das Ganze sich bewegen soll, um einem bestimmten Zweck zu entsprechen, so müssen alle Theile zusammen und gleichmäßig wirken, oder sie können gar nicht wirken, und eine Hemmung in irgend einem derselben ist eine Hemmung des Ganzen, wenigstens eine Zeit lang. — In Bezug auf Alles, was unmittelbar die Union berührt, und das, wofür die Union besonders gegründet wurde, und was sie zu sichern bestimmt ist, verhält sich jeder einzelne Staat zu den Vereinigten Staaten, wie jedes Individuum zu dem Staat, in welchem es lebt. Und von diesem wichtigen Punkt, von dieser Bewegung um Ein Centrum hängt unsre Existenz als Nation, unser Glück als Volk und unsre Sicherheit als Individuen ab.

Aus der 15. Nummer der Krisis.

„Die Zeiten, die der Menschen Seelen prüften,“ sind nun vorüber, — und die größte und vollständigste Revolution, welche die Welt je gesehen, ist glorreich und glücklich vollendet. — —

Die gewaltige Größe der Sache — die vielen ungewissen Schicksale, welche sie durchgemacht — die zahlreichen und verwickelten Gefahren, welche wir überstanden oder vermieden — die Höhe, auf der wir jetzt angelangt sind, und die ungeheure Aussicht vor uns, müssen alle beitragen, uns zum Nachdenken anzuregen.

Es in unserer Macht zu sehen, eine Welt glücklich zu machen — der Menschheit die Kunst zu lehren, es zu sein — auf dem Schauplatz der Welt einen bisher unbekannten Charakter zu entfalten — und gleichsam eine neue Schöpfung unsern Händen anvertraut zu wissen, das sind Ehren, welche zum Nachdenken auffordern und weder zu hoch geschätzt, noch zu dankbar angenommen werden können. —

Noch nie hatte ein Land so viele Wege zur Glückseligkeit vor sich offen, wie dieses. Der Anfang seines Lebens war, wie der Anbruch eines schönen Morgens, unbewölkt und verheißungsvoll. Seine Sache war gut. Seine Prinzipien gerecht und freisinnig. Sein Sinn heiter und fest. Sein Verhalten war in jedem Schritt vorwurfsfrei, und Alles, was es that, trug den Stempel der Ehre. Nicht jedes Land (vielleicht kein anderes in der Welt) kann sich eines so schönen Ursprungs rühmen. Selbst die erste Ansiedlung ent=

spricht dem Charakter der Revolution. Rom, einst die Herrin des Universums, bestand ursprünglich aus einer Räuberbande. Plünderung und Raub machten es reich. Amerika aber braucht sich nie zu schämen, von seiner Geburt zu sprechen, noch von den Stufen zu erzählen, auf denen es sich zur Herrschaft emporschwang. — —

Nichts kann jetzt von höherem Interesse sein, als die Union der Staaten. Von ihr allein hängt unser großer nationaler Charakter ab. Sie muß uns Gewicht nach Außen und Sicherheit im Innern geben. Durch sie allein sind wir oder können wir in der Welt als Nation bekannt sein. Die Flagge der Vereinigten Staaten sichert unsere Schiffe in den Meeren und fremden Häfen. Sie muß uns die Einfahrt in das mittelländische Meer öffnen. Alle unsere Allianzen, Friedens- und Handelsverträge sind unter der Souveränität der Vereinigten Staaten abgeschlossen, und Europa kennt uns bei keinem andern Namen.

Die Theilung des Reichs in Staaten ist zu unserer eigenen Bequemlichkeit, aber draußen hört dieser Unterschied auf. Die Angelegenheiten jedes Staates sind localer Natur. Sie erstrecken sich nicht weiter, als auf ihn selbst. Und würde der ganze Werth selbst des reichsten unter ihnen an Steuern verausgabt, so würde das doch nicht hinreichen, ihn gegen einen fremden Angriff zu schützen. Kurz, wir haben keine andere nationale Souveränität, denn als Vereinigte Staaten. Es wäre sogar verderblich für uns, wenn wir sie hätten, denn sie würde zu kostspielig sein, um aufrecht erhalten werden zu können, und es wäre unmöglich, sie zu bezahlen. Einzelne Personen oder einzelne Staaten mögen sich nennen, wie sie wollen, aber die Welt, namentlich die Welt der Feinde wird nicht durch einen Namen in Furcht gehalten. Die Souveränität muß Macht haben, um alle Theile, welche sie zusammensetzen und constituiren, zu beschützen, und als Vereinigte Staaten sind wir dem gewachsen, sonst nicht. Wird unsere Union gut und weise geleitet und zusammen gehalten, so ist sie der billigste Weg zur Größe — der leichteste Weg zur Macht und die glücklichste Regierungsform, deren die Verhältnisse von Amerika fähig sind. — Denn sie sammelt von jedem Staat, was, weil unzureichend, diesem von keinem Nutzen sein könnte, und bildet daraus eine Gesammtmacht, welche für alle dient. —

Es ist mit den conföderirten Staaten, wie mit den Individuen in der Gesellschaft. Etwas muß geopfert werden, um das Ganze

sicher zu stellen. In dieser Hinsicht gewinnen wir durch das, was wir opfern, und ziehen daraus jedes Jahr mehr Zinsen, als das Kapital beträgt. — Ich fühle mich immer tief gekränkt, wenn ich von der Union, dem großen Palladium unserer Freiheit und Sicherheit, auch nur im Geringsten unehrerbietig sprechen höre. Sie ist das Allerheiligste in der amerikanischen Constitution, und sollte jedem Manne sein höchster Stolz und sein theuerstes Gut sein. Unser Bürgerthum in den Vereinigten Staaten ist unser nationaler Charakter. Unser Bürgerthum in irgend einem besonderen Staate ist bloß unsere locale Unterscheidung. Durch letzteres sind wir zu Haus bekannt, durch das erstere der Welt. Unser großer Titel ist Amerikaner — der untergeordnete verändert sich mit dem Orte. — — —

Die Sache von Amerika machte mich zum Schriftsteller. Die Gewalt, mit der sie meine Seele überwältigte, und die gefährliche Lage, in der das Land mir zu sein schien, als es eine unmögliche und unnatürliche Wiedervereinigung mit denen nachsuchte, welche es in den Staub zu treten entschlossen waren, statt zu dem Einzigen, was es zu verbinden und zusammen zu halten im Stande war, zu einer Unabhängigkeitserklärung zu schreiten, machten es mir bei meinen Gefühlen unmöglich, zu schweigen. Und habe ich im Lauf von mehr als sieben Jahren Amerika einige Dienste geleistet, so habe ich gleichfalls auch etwas zum Ruf des Schriftstellerthums beigetragen, indem ich es frei und uneigennützig in der großen Sache der Menschheit bethätigte und bewies, daß es noch Geist geben kann ohne Prostitution. — —

Da nun der Krieg zu Ende ist, und Jedermann sich nach Hause aufmacht und glücklicheren Zeiten entgegen geht, so nehme auch ich meinen Abschied. Ich folgte dem Kampfe mit dem aufrichtigsten Herzen durch alle seine Krümmungen und Wendungen von Anfang bis zu Ende; und in welchem Lande ich fortan auch leben mag, ich werde stets einen redlichen Stolz fühlen auf den Theil, den ich daran genommen habe, und einen Dank gegen die Natur und Vorsehung, daß sie mir die Macht gab, der Menschheit von einigem Nutzen zu sein.

Gesunder Menschenverstand.

Philadelphia, den 19. April 1783.

Die Einheit des Menschen.

Jede Geschichte der Schöpfung, und jede mündliche Ueberlieferung, ob von der wissenschaftlichen oder unwissenschaftlichen Welt, mögen sie in gewissen Einzelnheiten in ihrem Glauben und ihren Meinungen so weit von einander abweichen, als sie wollen, stimmen alle in Festsetzung Eines Punktes überein, nämlich der Einheit des Menschen. Damit meine ich, daß alle Menschen Eines Grades sind, und daß sie folglich auch alle gleich und mit gleichen natürlichen Rechten geboren sind, grade als ob die Nachkommenschaft nicht aus der Zeugung, sondern aus einer fortgesetzten Schöpfung hervorgegangen wäre, denn die erstere ist der einzige Weg, auf dem die letztere fortgeht. Folglich muß man jedes Kind, das in der Welt geboren wird, betrachten, als leitete es seine Existenz direct von Gott ab. Die Welt ist ihm so neu, wie dem ersten Menschen, und sein Recht ist ganz von derselben Art.

Das Vorurtheil.

Es ist etwas außerordentlich Seltsames um die Beschaffenheit und Wirkung des Vorurtheils. Es hat die sonderbare Eigenschaft, sich allen möglichen Schattirungen der menschlichen Seele anpassen zu können. Manche Leidenschaften und Laster sind unter der Menschheit nur dünn gesäet und finden nur hie und da einen Boden zur Aufnahme. Das Vorurtheil dagegen macht wie die Spinne jeden Winkel zu seiner Wohnung. Dieselbe fragt Nichts danach, wo sie ist, und Alles, was sie verlangt, ist Raum. Eine Spinne kommt überall fort, nur nicht in Feuer und Wasser. Und ebenso mag die Seele so leer sein, wie die Wände eines öden und verlassenen Pachthauses, so dunkel, wie ein Kerker, oder mit den reichsten Fähigkeiten ausgeschmückt, mag sie heiß sein oder kalt, finster oder klar, einsam oder bewohnt, das Vorurtheil wird, falls es nicht aufgestört wird, sie mit Spinngeweben anfüllen und wie die Spinne leben, wo Nichts das Leben fristen zu können scheint. Bereitet die eine sich ihr Mahl, indem sie es für ihren Gaumen und Gebrauch vergiftet, so thut das andere dasselbe, und wie mehrere von unsern Leidenschaften in der thierischen Welt stark charakterisirt sind, so kann man das Vorurtheil die Spinne der menschlichen Seele nennen.

Kirche und Staat.

Die Regierung der Eroberer gründete sich auf Macht, und das Schwerdt bekam den Namen eines Szepters. Regierungen, die auf diese Weise gegründet sind, dauern so lange, als die Macht dauert, auf die sie sich stützen. Um sich aber jedes Werkzeugs zu ihren Gunsten zu bemächtigen, verbanden sie List mit Gewalt und pflanzten ein Götzenbild auf, welches sie göttliches Recht nannten, und welches in Nachahmung des Pabstes, der geistlich und weltlich zu sein liebt, und im Widerspruch mit dem Gründer der christlichen Religion sich in der Folge in ein Götzenbild von einer andern Gestalt verflocht, genannt Kirche und Staat. Der Schlüssel von St. Peter und der Schlüssel von der Schatzkammer wurden zusammengefügt, und die erstaunte betrogene Menge betete die Erfindung an. —

Durch die Verbindung von Kirche und Staat ist eine Art Maulthier erzeugt, das nur zerstören, nicht zeugen kann, die durch das Gesetz eingeführte Kirche genannt. Sie ist schon von ihrer Geburt an beiden Aeltern, welche sie erzeugten, fremd und zerstört sie bei Zeiten. Die Inquisition von Spanien kam nicht von der ursprünglich bekannten Religion, sondern von diesem Maulthier, das Kirche und Staat mit einander zeugten. Die Mordbrennereien in Smithfield entstanden aus derselben natürlichen Zwittergestalt, und nachmals war es abermals die Wiedergeburt dieses seltsamen Thieres in England, was Erbitterung und Gottvergessenheit unter den Einwohnern verbreitete und die Quäker und Dissenters nach Amerika trieb. Die Verfolgung ist kein ursprünglicher Zug in irgend einer Religion, sie ist aber der stark ausgeprägte Zug aller Staatsreligionen oder der Religionen, welche gesetzlich eingeführt sind. Nehmt diese gesetzlichen Bestimmungen weg, und jede Religion nimmt ihre ursprüngliche Güte wieder an. In Amerika ist ein katholischer Priester ein guter Bürger, ein guter Charakter und ein guter Nachbar, ein bischöflicher Prediger ist dasselbe. Und dieß kommt unabhängig von den Menschen daher, daß es in Amerika keine Staatsreligion giebt.

Religion.

Ihr einfachen Männer, durchschaut Ihr nicht die Ränke des Hofes? So lange Ihr in Zank und Hader erhalten werden könnt um Kirche und Glauben, entsprecht Ihr grade dem Zweck des Höflings,

der unterdeß von der Beute der Steuern lebt und über Eure Leichtgläubigkeit lacht. — Jede Religion ist gut, die den Menschen lehrt, gut zu sein, und mir ist keine einzige bekannt, die ihn lehrt, schlecht zu sein. — —

Denken wir uns eine Familie mit vielen Kindern, welche an einem besonderen Tage oder bei einer besonderen Gelegenheit ihren Aeltern ein Zeichen der Liebe und Dankbarkeit darzubringen pflegten, so würde jedes von ihnen eine verschiedene Gabe bringen und höchst wahrscheinlich auf eine verschiedene Art und Weise. Einige würden ihre Glückwünsche in kleinen Sinnsprüchen in Versen oder Prosa darbringen, wie es ihnen ihr Herz eingäbe, oder je nach dem sie damit eine Freude zu bereiten glaubten. Und die kleinsten von allen würden im Garten oder auf dem Felde herumlaufen und pflücken, was sie für die schönste Blume hielten, welche sie finden könnten, wenn es auch vielleicht nur ein einfaches Unkraut wäre. Die Aeltern würden von einer solchen Mannichfaltigkeit mehr erfreut sein, als wenn die Kinder alle nach einem bestimmten Plane gehandelt, und jedes ganz dieselbe Gabe gebracht hätte. Denn das würde den kalten Anschein der Verabredung oder den zurückstoßenden des Zwanges haben. Von allen unwillkommenen Dingen würde aber die Aeltern Nichts mehr betrüben, als wenn sie erführen, Knaben und Mädchen wären sich hinterher alle in die Haare gefallen, und sie hätten sich einander geprügelt, geschimpft und geschmäht im Zank darüber, welches das beste oder das schlechteste Geschenk gewesen wäre.

Warum sollen wir nicht glauben, daß der große Vater Aller sich über eine Mannichfaltigkeit in der Anbetung freut, und daß wir ihm kein größeres Leid anthun können, als wenn wir einander zu quälen und unglücklich zu machen suchen? Ich für mein Theil bin vollkommen überzeugt, daß was ich thue in dem Bestreben, die Menschheit zu verinigen, ihre Lage glücklich zu machen, Nationen zu versöhnen, welche bisher Feinde waren, den fürchterlichen Gebrauch des Krieges auszutilgen und die Ketten der Sclaverei und Unterdrückung zu brechen, in seinen Augen annehmbar ist, und da dieß der beste Gottesdienst ist, den ich verrichten kann, so verrichte ich ihn mit Freuden. — — —

Was die sogenannten nationalen Religionen (Staatskirchen) betrifft, so kann man eben so gut von nationalen Göttern sprechen. Es sind das entweder politische Kniffe, oder Ueberbleibsel vom Heidenthum, als noch jede Nation ihre eigene besondere Gottheit hatte.

Religiöse Duldung.

Die französische Constitution hat sowohl die Duldung, als die Unduldsamkeit abgeschafft oder aufgegeben und dafür allgemeine Gewissensfreiheit eingeführt.

Duldung ist nicht das Gegentheil von Unduldsamkeit, sondern ihre andere Seite. Beide sind Despotismen. Die eine nimmt sich das Recht, die Freiheit des Gewissens zu verbieten, die andere, sie zu erlauben. Die eine ist der Pabst mit Feuer und Reisbündeln, die andere ist der Pabst, der Ablaß verkauft oder gewährt. Die erstere ist Kirche und Staat, die letztere Kirche und Schacher.

Die Duldung läßt sich aber noch in einem viel grelleren Lichte betrachten. Der Mensch betet nicht sich selbst an, sondern seinen Schöpfer, und die Freiheit des Gewissens, welche er verlangt, will er nicht für seinen eigenen Gebrauch, sondern für den Dienst seines Gottes. Die Duldung stellt sich darum nicht zwischen Menschen und Menschen, nicht zwischen Kirche und Kirche, nicht zwischen Sekte und Sekte, sondern zwischen Gott und den Menschen, zwischen das Wesen, welches anbetet, und das, welches angebetet wird. Und mit demselben Akt angemaßter Gewalt, nach welchem sie duldet, daß der Mensch seine Anbetung darbringt, nimmt sie sich vermessen und gotteslästerlich heraus, zu sagen, sie dulde, daß der Allmächtige sie annehme.

Brächte man eine Bill in's Parlament unter dem Titel „Eine Akte, es zu dulden oder dem Allmächtigen die Freiheit zu geben, die Anbetung eines Juden oder Türken anzunehmen" oder „dem Allmächtigen zu verbieten, sie anzunehmen," so würden alle Menschen zurückfahren und von Gotteslästerung sprechen. Es würde ein Aufruhr entstehen. Denn da würde sich die Vermessenheit der Duldung in religiösen Angelegenheiten ohne Maske zeigen, aber die Vermessenheit ist nicht geringer, weil in jenen Gesetzen bloß der Name des „Menschen" vorkommt, denn der Anbetende und der Angebetete lassen sich nicht trennen. Wer bist du denn, eitel Staub und Asche, wie du auch heißen magst, ob König, Bischof, Kirche oder Staat, Parlament oder sonst wie, wer bist du, der du deine Armseligkeit zwischen die Seele des Menschen und seinen Schöpfer drängst? Bekümmere du dich um deine eigenen Angelegenheiten. Wenn er nicht glaubt, wie du glaubst, so ist das ein Beweis, daß

du nicht glaubst, wie er glaubt, und es giebt keine Macht auf Erden, welche zwischen Euch entscheiden kann.

Was die verschiedenen religiösen Sekten betrifft, so giebt es keine falsche Religion, wenn man Jeden über seine eigene Religion urtheilen läßt, urtheilt dagegen Jeder über die Religion der Andern, so giebt es keine wahre Religion in der Welt, und darum hat alle Welt Recht oder alle Welt Unrecht. Was aber die Religion selbst betrifft ohne Rücksicht auf Namen, wie sie sich von der ganzen Familie des Menschengeschlechts zu dem göttlichen Gegenstande aller Verehrung erhebt, so bringt darin der Mensch seinem Schöpfer die Früchte seines Herzens dar, und mögen diese Früchte sich auch unterscheiden, wie die Früchte der Erde, der dankbare Tribut eines Jeden wird gern angenommen.

Ein Bischof von Durham oder ein Bischof von Winchester, oder der Erzbischof, der an der Spitze aller Herzöge steht, weis't nicht eine Zehntengarbe Weizen ab, weil es kein Bündel Heu ist, noch ein Bündel Heu, weil es keine Garbe Weizen ist, noch ein Ferkel, weil es weder das eine, noch das andere ist, und doch wollen dieselben Personen in der Form einer Staatskirche ihrem Schöpfer nicht erlauben, die mannichfaltigen Zehnten der Verehrung des Menschen anzunehmen.

Titel.

Titel sind Spitznamen, und jeder Spitzname ist ein Titel. An sich selbst ist das Ding vollkommen harmlos, es bezeichnet nur eine Art Ziererei in dem menschlichen Charakter, welche ihn entwürdigt. Es macht den Menschen klein in Dingen, welche groß sind, und macht ihn zum Afterbild des Weibes in Dingen, welche klein sind. Er schwatzt von einem hübschen Bändchen, wie ein Mädchen und zeigt sein Strumpfband (Hosenband), wie ein Kind. Ein alter Schriftsteller sagt: „Da ich ein Kind war, dachte ich wie ein Kind, da ich aber ein Mann ward, that ich ab, was kindisch war."

Der geistige Aufschwung Frankreichs hat die Thorheit der Titel abgeschafft. Es hat die Kinderschuhe von Grafen und Herzögen abgeworfen und Männerkleider angezogen. Frankreich hat nicht nivellirt, es hat erhoben. Es hat den Zwerg abgesetzt und den Mann auf seine Stelle erhoben. Die Armseligkeit sinnloser Worte, wie Herzog, Graf, Baron, hat aufgehört, zu gefallen. Selbst diejenigen, welche sie besaßen, haben den Firlefanz weggeworfen,

und als sie dem Gängelbande entwachsen waren, verachteten sie das Spielzeug. Der natürliche Sinn des Menschen dürstet nach der Heimath, darin er geboren, nach der Gesellschaft, und er verabscheut den Tand, der ihn davon trennt. Titel sind gleich Kreisen, von des Magiers Zauberstab gezogen, um die Sphäre der Glückseligkeit des Menschen einzuengen. Er lebt eingemauert in der Bastille eines Wortes und überschaut aus der Ferne das beneidenswerthe Leben des Menschen.

Das Recht der Erstgeburt und die Aristokratie.

In diesem Gesetze offenbart sich uns die Natur und der Charakter der Aristokratie. Es ist ein Gesetz gegen jedes Naturgesetz, und die Natur selbst mahnt, es zu vernichten. Führt Familiengerechtigkeit ein, und die Aristokratie fällt. Nach dem aristokratischen Gesetz des Erstgeburtsrechts werden in einer Familie von 6 Kindern 5 ausgesetzt. — Die Aristokratie hat immer nur Ein Kind. Die übrigen sind erzeugt, um verschlungen zu werden. Sie werden dem Kannibalen zur Beute vorgeworfen, und der leibliche Vater bereitet das unnatürliche Mahl.

Wie alles Unnatürliche im Menschen mehr oder weniger die Interessen der Gesellschaft verletzt, so auch dieß. Alle Kinder, welche die Aristokratie verstößt, fallen in der Regel, wie Waisen dem Kirchspiel, dem Volke zur Last, um von ihm versorgt zu werden, nur mit größeren Unkosten. Es werden an den Regierungen und Höfen unnöthige Aemter und Stellen geschaffen, um sie auf Kosten des Volkes zu erhalten.

Mit was für Gefühlen kann der Vater oder die Mutter an ihre jüngeren Kinder denken! Von Natur sind sie seine Kinder, durch die Ehe seine Erben, aber die Aristokratie macht sie zu Bastarden und Waisen. Von der einen Seite sind sie das Fleisch und Blut ihrer Aeltern, von der andern Seite gehen sie sie Nichts an. Um deßhalb die Aeltern ihren Kindern und die Kinder ihren Aeltern, um die Verwandten sich einander, und den Menschen der Gesellschaft wieder zu geben — und um das Ungeheuer Aristokratie mit der Wurzel auszureißen — hat die französische Constitution das Recht der Erstgeburt vernichtet. — —

Jede aristokratische Familie hat einen Anhang von Familienbettlern um sich herum, welche in ein paar Jahrhunderten oder ein paar

Menschenaltern abgeschüttelt werden und sich damit trösten, ihr Schicksal in Armenhäusern, Arbeitshäusern und Gefängnissen zu erzählen. Das ist die natürliche Folge der Aristokratie. Der Pair und der Bettler sind oft von Einer Familie. Ein Extrem erzeugt das andere. Um Einen reich zu machen, müssen Viele arm werden, sonst kann das System sich nicht halten. — —

Man spricht von dem Adel der Aristokratie, doch man zeige uns, was er ist. Die größten Charaktere, welche die Welt gesehen hat, sind auf dem Boden der Demokratie gewachsen. Die Aristokratie ist nicht im Stande gewesen, mit der Demokratie Schritt zu halten. Der künstliche Adel sinkt zu einem Zwerg zusammen vor dem Adel der Natur. Und in den wenigen Fällen, in denen der Adel der Natur sich wie durch ein Wunder in der Aristokratie erhalten hat, verachtet sie der Mann.

Nationalehre.

Die Idee der Nationalehre wird oft falsch verstanden und ist deßwegen oft die Ursache von Kriegen. Englands Ideen von Nationalehre z. B. scheinen ganz baar zu sein von jenem Wohlwollen des Herzens, jener weltumfassenden Philanthropie und jenem Triumph über die Wuth des Vorurtheils, ohne welche der Mensch unter seine eigene Gattung herabsinkt und der Genosse gemeiner Thiere wird. Um zu wissen, wen es achten oder hassen soll, fragt es, von welchem Lande sind sie, welche Religion bekennen sie, und wie viel Eigenthum haben sie? Seine Idee von Nationalehre scheint in nationaler Beschimpfung zu bestehen, und daß ein großes Volk sein so viel heißt, wie weder ein Christ sein, noch ein Philosoph, noch ein Ehrenmann, sondern mit der Rohheit eines Bären zu drohen und mit der Wildheit eines Löwen zu verschlingen. — —

Eine wahrhaft große Nation ist diejenige, welche die Prinzipien der allgemeinen Vergesellschaftung verbreitet und fördert, deren Geist sich über die Atmosphären localer Gedanken erhebt, und die Menschheit als das Werk Eines Schöpfers betrachtet, welcher Nation oder welchem Glauben sie auch angehören mag.

Sclaverei.*)

— — So weit schon irrt Ihr Euch in Prinzipien, daß Ihr unter

*) Aus einer Addresse an die Einwohner von Louisiana bezüglich eines Memorials derselben an den Congreß.

dem Namen von Rechten Macht fordert, die Macht nämlich, Afrikaner zu importiren und zu Sclaven zu machen! —

Wagt Ihr, den Himmel um solch eine Macht zu bitten, ohne zu fürchten, durch seine Gerechtigkeit von der Erde vertilgt zu werden?

Warum also fordert Ihr sie von Menschen gegen Menschen?

Wünscht Ihr, in Louisiana die Schrecken vom Domingo zu erneuern?

Gerichtshöfe.

Die Gerichtshöfe gehen noch in demselben Schlendrian fort, wie unter der englischen Herrschaft. Sie haben noch immer nicht die Würde der Unabhängigkeit erreicht. Sie humpeln noch immer auf den Stelzen und Krücken veralteter englischer Fälle (precedents) einher. Ihre Sachführungen sind oft aus Berichten von englischen Gesetzbüchern zusammengesetzt, von denen viele tyrannisch, und welche uns jetzt sämmtlich fremd sind. Unsere Gerichtshöfe verlangen einheimisch gemacht zu werden, denn wie es jetzt darin hergeht, sind sie eine Schande für unsere nationale Souveränität. In Amerika sollte jeder Fall an sich selbst entschieden werden, nach amerikanischen Gesetzen, und alle Beziehungen auf fremde Erkenntnisse sollten verboten sein. Die Einführung derselben in amerikanische Gerichtshöfe dient einzig dazu, Zeit zu verschwenden, die Sachen zu verwickeln und die Geschworenen zu verwirren.

Ebenso bedürfen die Kunstausdrücke in den Gerichtshöfen, bei den Verkäufen des Sheriffs und bei verschiedenen andern Angelegenheiten, in den Anklageschriften und andern gerichtlichen Urkunden, einer Reform. Viele von diesen Ausdrücken sind lateinisch, andere französisch. Die lateinischen Ausdrücke wurden von den Römern nach England gebracht, welche Latein sprachen und vier bis fünf hundert Jahre in England blieben seit seiner ersten Eroberung durch Julius Cäsar, 52 Jahre vor Christus. Die französischen Ausdrücke wurden von den Normannen mitgebracht, welche 1066 England eroberten.

Diese Ausdrücke werden noch heute in englischen Gerichtshöfen gebraucht, zeigen den Ursprung derselben und beweisen, daß das Land unter fremder Gerichtsbarkeit stand. Aber sie dienen, zu mystificiren, weil sie nicht allgemein verstanden werden, und dienen deßhalb dem, was man Rechtswissenschaft nennt, deren Aufgabe es ist, zu verwirren. —

Es ist nothwendig, einen Unterschied zu machen zwischen dem Advokatengesetz und dem legislativen Gesetz. Das legislative Gesetz ist das Gesetz des Landes. Unsere eigenen Legislatoren haben es gemacht, die zu dem Zweck vom Volke gewählt wurden. Das Advokatengesetz ist eine Masse von Meinungen und Entscheidungen, von denen viele sich gradezu widersprechen. Es wurde von den Gerichtshöfen und Advokaten selbst gemacht und ist vorzüglich aus Rechtsfällen und Berichten von englischen Gesetzbüchern zusammengewürfelt. Jeder Mann sollte nach den Gesetzen seines eigenen Landes, die er kennt, gerichtet werden, und nicht nach Meinungen und Autoritäten aus andern Ländern, von denen er Nichts weiß. Wenn Advokaten vor Gericht sprechen, so kann man sie Stunden lang vom Gesetz reden hören, es ist aber das Advokatengesetz und nicht das legislative Gesetz, was sie meinen.

Schiedsgerichte.

Schiedsgerichte sind von größerer Wichtigkeit für die Gesellschaft, als Gerichtshöfe, und sie sollten bei allen Geldangelegenheiten zwischen Individuen und Gesellschaften den Vorzug haben. Wer ist besser geeignet, Streitsachen zwischen Kaufleuten zu schlichten, als Kaufleute, und wer ist besser, Streitsachen zwischen Bauern zu schlichten, als Bauern? Und ebenso ist es bei jeder Art Menschen. Was verstehen Advokaten und Gerichtshöfe von dergleichen Dingen? Sie legen sich mehr auf Formen, als auf Prinzipien, die Rechtsgründe des Falles werden dunkel und verlieren sich in ein Labyrinth von Wortverwirrungen. Wir hören nicht, daß Advokaten mit einander Prozesse anfangen, obgleich sie es billiger haben könnten, als andere Leute. Das ist ein Beweis, daß sie selbst Nichts davon halten.

Die Gerichtshöfe, in denen Rechtssachen verhandelt werden, sind zweierlei Art. Die einen sind für Criminalfälle, die andern für Civilfälle oder Fälle zwischen Individuen in Bezug auf irgend eine Art von Eigenthum oder den Werth davon. Das Volk muß die Kosten zur Erhaltung einer Gerichtsbarkeit für beide Classen von Fällen tragen, und doch hat es als Volk nur mit einer von denselben was zu thun.

Die Criminalfälle sind Friedensbrüche und gehören folglich in das Bereich der Regierung des Staats. Die Kosten für die Erhaltung der dazu gehörigen Gerichtshöfe kommen auf das Volk, weil die Erhaltung des Friedens eine öffentliche Angelegenheit ist. Dagegen gehen Civilfälle ganz allein die betreffenden Individuen selbst an, und Alles, was die Regierung vernünftiger Weise dabei zu thun hat, ist, das Verfahren zu bestimmen, nach welchem die betreffenden Parteien zu gehen und die Sache unter sich selbst zur Entscheidung zu bringen haben, durch Uebertragung derselben an unpartheiische und urtheilsfähige Männer aus der Nachbarschaft, welche sie sich selbst gewählt. Dieß ist in Bezug auf Zeit und Ort bei Weitem das bequemste und billigste Verfahren für sie. Denn es bringt die

Gerechtigkeit an ihre eigenen Thüren ohne die Chicanen des sogenannten Gesetzes und der Advokaten. Jeder Fall sollte an sich selbst entschieden werden ohne die Possen der sogenannten "precedents" oder Berichte von Fällen. Denn erstens kommt es oft vor, daß die Entscheidung, welche als ein "precedent" auf den Fall angewandt wird, schlecht ist und vermieden werden sollte, statt nachgeahmt zu werden, und zweitens sind keine zwei Fälle in jeder Beziehung vollkommen gleich, und der eine kann darum keine Regel für die Entscheidung des andern werden. Gerechtigkeit und gesundes Urtheil führen in einem Schiedsgericht mit Fug und Recht den Vorsitz. Dagegen sind es Formen, citirte "precedents" und Winkelzüge, um die Parteien hinzuziehen und in Kosten zu stürzen, welche die Verhandlungen eines Gerichtshofs leiten.

Gesetzreform.

Unter den Dingen, welche sich der Berathung eines Nationalconvents darbieten werden, ist eins von ganz einheimischer Natur, welches aber so merkwürdig in Verwirrung gerathen ist, daß es auf den ersten Blick fast unmöglich scheint, es zu reformiren. Ich meine den Zustand des sogenannten Rechts.

Untersuchen wir aber die Ursache, woher diese Verwirrung kommt, welche jetzt so allgemein beklagt wird, so wird sich nicht allein sofort das Heilmittel finden, sondern mit ihm auch das Mittel, dergleichen für die Folge zu verhüten.

Zuerst hat die Verwirrung sich aus der Absurdität erzeugt, daß jedes Parlament sich anmaßt, ewig in Macht zu sein, und an derselben Anmaßung haben in ähnlicher Weise auch die Gesetze Theil. Sie haben keine Periode gesetzmäßiger oder natürlicher Erlöschung, und wie absurd im Prinzip und unhaltbar in der Praxis manche von ihnen auch sein mögen, so werden sie doch, so lange sie nicht besonders aufgehoben sind, noch immer als zur allgemeinen Masse gehörig betrachtet. Deßwegen verbreitet sich der Körper von dem, was man Recht nennt, über einen Raum von mehreren hundert Jahren und faßt veraltete, widerstreitende, lächerliche und jede andere Art von vergessenen und im Gedächtniß behaltenen Gesetzen zusammen. Und was die Sache noch schlimmer macht, ist, daß die Verwirrung sich vermehrt, wie die Zeit fortschreitet.

Um dieses ungestaltete Ungeheuer in Form zu bringen und zu verhüten, daß es auf's Neue in den Zustand der Verwilderung zurückfällt, sind bloß zwei Dinge nothwendig und das dazu noch sehr einfache.

Das erste ist, die ganze Masse der Gesetze durchzusehen und nur solche wieder aufzunehmen, die es werth sind, beibehalten zu werden. Die übrigen mögen alle fallen. Mit den so wieder aufgenommenen Gesetzen hat dann von der Zeit einer solchen Reform an eine neue Aera zu beginnen.

Das zweite ist, nach Ablauf von je 21 Jahren (oder einer andern festgesetzten Periode) eine ähnliche Durchsicht vorzunehmen, und den Gesetzen, welche beibehalten zu werden geeignet sind, von jenem Datum an wieder neue Kraft zu geben, die nutzlosen dagegen fallen zu lassen und aufzuheben.

Auf diese Weise kann es keine veralteten, noch solche Gesetze geben, die in directem und indirectem Widerspruch mit einander stehen, und Jedermann kennt die Periode, auf welche er nach allen Gesetzen, die in Kraft sind, zurückzublicken hat.

Credit und Geld.

Credit ist kein Geld, und darum ist er auch keine Bezahlung, noch kann er am Ende die Stelle von Geld ersetzen. Er ist bloß das Mittel, Schulden zu machen, nicht, herauszukommen, und der Wahn, darin die Nationen befangen sind in Bezug auf die Ausdehnung ihres Credits, ist grade, wie der des Menschen in Bezug auf sein Leben. Das Ende ist immer näher, als man erwartet. — —

In Amsterdam wird das Geld, welches in der Bank deponirt ist, nie wieder herausgenommen. Haben die Deponenten Schulden zu bezahlen, so übertragen sie ihr Recht an diejenigen, welchen sie verschuldet sind, und diese beobachten ihrerseits wieder dasselbe Verfahren. So gilt die Uebertragung des Rechts für Zahlung. Ließe sich nun alles Geld, welches in der Bank von Amsterdam deponirt ist, in der Stille fortschaffen und die Sache geheim halten, so würde man in dem Glauben, das Geld sei noch da, denselben Credit geben, als wäre das Geld nicht fortgeschafft. Kurz, der Credit ist oft Nichts mehr, als eine bloße Meinung, und der Unterschied zwischen Credit und Geld besteht darin, daß das Geld keiner Meinung zu seiner Unterstützung bedarf.

Papiergeld.

Ich hörte einmal einen deutschen Bauern in wenig Worten so viel ausdrücken, als der ganze Gegenstand verlangt. „Geld ist Geld,“ sagte er, „und Papier ist Papier.“ Alle Erfindungen des Menschen können das nicht ändern. Ließe sich Papier in Gold und Silber verwandeln oder bewirken, daß es in allen Fällen demselben Zweck entspräche, dann könnte der Alchymist seine Arbeiten liegen lassen, und der Stein der Weisen wäre gefunden.

Gold und Silber sind Erzeugnisse der Natur, Papier ist ein Erzeugniß der Kunst. Der Werth von Gold und Silber richtet sich nach der Quantität, welche die Natur davon in der Erde erzeugt hat. Wir können diese Quantität weder vermehren, noch vermindern, und weil also der Werth von der Quantität abhängt, so hängt er nicht vom Menschen ab. — Der Mensch hat keinen Theil am Gold- und Silbermachen. Alles, was seine Arbeit und seine Kunst dazu thun kann, ist, die Metalle aus den Minen aufzugraben, sie für den Gebrauch zu verfeinern und zu Münzen zu stempeln. — Das Papier hat zum Material für Geld keine der erforderlichen Eigenschaften. Es ist zu bauschig und zu leicht zu haben. Man kann überall dazu kommen für eine Kleinigkeit.

Papiernoten, die sich Individuen als Zahlungsversprechungen geben und von einander nehmen, sind Eins, aber Papier, welches von einer gesetzgebenden Versammlung als Geld ausgegeben wird, ist ein Anderes. Das ist so viel, als eine Erscheinung an die Stelle eines Menschen setzen, sieht man näher hin, so verschwindet sie, und Nichts bleibt übrig, als die Luft. Betrachtet man das Geld als die Frucht der Thätigkeit vieler Jahre, als den Lohn für Arbeit, Schweiß und Mühseligkeit, als Witthum oder Antheil von Kindern, als das Mittel, sich den nothwendigen Bedarf zum Leben zu verschaffen, die Widerwärtigkeiten desselben zu versüßen und das Greisenalter zu einer Zeit der Ruhe zu machen, so hat es etwas Heiliges in sich, mit dem man kein Spiel treiben, noch es der Seifenblase eines Papierumlaufs anvertrauen sollte. —

Es war schauderhaft anzusehen, und es ist schmerzlich, daran zurück zu denken,

wie während des Krieges durch das vielfache Ausgeben von Papier alle Grundsätze der Gerechtigkeit aufgelockert wurden. Die Erfahrung von damals sollte jeder gesetzgebenden Versammlung zur Warnung dienen, wenn sie im Begriff ist, eine so gefährliche Thür wieder zu öffnen. — — Die Uebel des Papiergeldes sind ohne Ende. Sein unbeständiger und schwankender Werth weckt und erzeugt ein neues Betrugsystem nach dem andern. Jedes Prinzip der Gerechtigkeit wird auf die Folter gespannt und alle Bande der Gesellschaft aufgelös't. Die Unterdrückung des Papiergeldes würde deßhalb in der Akte zur Verhütung von Laster und Unsittlichkeit ihren geeigneten Platz finden. — —

Es geht mit dem Papiergelde, wie mit dem Fuseltrinken, es hilft für einen Augenblick durch eine trügerische Empfindung, aber nach und nach verliert sich die Hitze, und der Körper ist schlimmer daran, als vorher. Wäre dieß nicht der Fall und ließe sich nach Gefallen aus Papier Geld machen, dann würde jeder Fürst in Europa so reich sein, als er Lust hätte. In Wahrheit aber ist das eine Seifenblase und der Versuch eitel und vergeblich. Die Natur hat für die geeigneten Materialien zum Gelde gesorgt. Sie sind Gold und Silber, und alle unsere Versuche, es der Natur gleich zu thun, sind lächerlich.

Zur Bodenfrage.

Kein Interesse findet in einer Nation eine so ungetheilte Unterstützung, als das Interesse des Ackerbaus. Handel, Fabriken, Künste, Wissenschaften und alles Andere werden im Vergleich mit diesem nur theilweise unterstützt. Ihr Gedeihen oder Verfall hat nicht den allgemeinen Einfluß. Wenn die Thäler lachen und singen, dann ist es nicht der Bauer allein, die ganze Schöpfung ist erfreut. Es ist ein Glück, das allen Neid ausschließt, und das läßt sich von nichts Anderem sagen.

Warum schwatzt denn Herr Burke von dem Hause der Pairs, als dem Grundpfeiler des Ackerbauinteresses? Sänke dieser Pfeiler in die Erde, so würde der Boden ganz derselbe bleiben, und auch das Pflügen, Säen und Erndten würde seinen alten Gang gehen. Die Aristokratie besteht nicht aus Bauern, welche das Land bearbeiten, sondern sie verzehrt bloß die Rente. Und verglichen mit der thätigen Welt sind es Dronen, ein Serail von Männern, welche weder den Honig sammeln, noch die Zellen bauen, sondern bloß zu faulem Vergnügen existiren.

In seinem ersten Aufsatz nannte Herr Burke die Aristokratie „den korinthischen Knauf der verfeinerten Gesellschaft." Um die Figur zu vollenden, hat er nun den Pfeiler dazu gegeben, aber noch fehlt die Basis. Und sobald eine Nation Lust hat, den Simson zu spielen, nicht blind, aber kühn, herunter geht der Tempel des Dagon, die Lords und die Philister.

Es steht fest und läßt sich nicht bestreiten, daß die Erde in ihrem natürlichen, unbebauten Zustande das gemeinschaftliche Eigenthum des Menschengeschlechts war und stets geblieben sein würde. In diesem Zustande würde jeder Mensch zum Eigenthum geboren sein. Er würde mit den Uebrigen für Zeit seines Lebens ein gemeinschaftlicher Theilhaber an dem Boden und allen seinen natürlichen Erzeugnissen an Pflanzen und Thieren gewesen sein. — Ursprünglich konnte es darum kein Grundeigenthum geben. Der Mensch machte die Erde nicht, und hatte er auch ein natürliches Recht, sie zu besetzen, so hatte er doch kein Recht, irgend einen Theil derselben für ewige Zeiten als sein Eigenthum in Anspruch zu nehmen. Auch hatte der Schöpfer der

Erde kein Landamt eröffnet, von wo die ersten Besitztitel ausgegeben wurden.

Indeß kann die Erde in ihrem natürlichen Zustande nur eine kleine Anzahl Bewohner ernähren in Vergleich mit dem, was sie in einem bebauten Zustande zu leisten im Stande ist. Und da es unmöglich ist, die Verbesserungen, die von der Bebauung gemacht werden, von der Erde selbst zu trennen, an der die Verbesserungen gemacht sind, so entstand aus dieser untrennbaren Verbindung die Idee des Grundeigenthums, aber darum bleibt es doch nicht weniger wahr, daß bloß die Verbesserungen, nicht die Erde selbst individuelles Eigenthum ist. — —

Die Bebauung ist eine der größten natürlichen Verbesserungen, welche je von Menschenhänden vorgenommen wurden. Sie hat der Erde einen zehnfältigen Werth gegeben. Aber das Landmonopol, welches mit ihr seinen Anfang nahm, hat das größte Uebel erzeugt. Es hat mehr als die Hälfte der Einwohner von jeder Nation ihres natürlichen Erbes beraubt, ohne dafür zu sorgen, daß sie einen Schadenersatz für jenen Verlust erhalten, und dadurch hat es eine Art von Armuth und Elend geschaffen, wie sie nie vorher existirten.

Indem ich die Sache der Personen vertrete, die auf diese Weise beraubt wurden, so ist es ein Recht und nicht Barmherzigkeit, wofür ich spreche. Es ist aber eine Art von Recht, welches nach seiner ersten Vernachlässigung nachher nicht wieder hervorgezogen werden konnte, bis der Himmel durch eine Revolution im System der Regierung den Weg dazu angebahnt hatte. Laßt uns darum durch Gerechtigkeit die Revolution ehren und durch Segnungen ihren Prinzipien Umlauf verschaffen. — —

Stimmrecht.

Die ächte und einzig ächte Basis der Repräsentativregierung ist Gleichh. der Rechte. Jeder Mann hat ein Recht auf Eine Stimme und keiner auf mehr bei der Wahl von Repräsentanten. Die Reichen haben nicht mehr Recht, die Armen von dem Recht, zu stimmen oder zu wählen und gewählt zu werden, auszuschließen, als die Armen haben, die Reichen auszuschließen, und wo eins von beiden versucht oder vorgeschlagen wird, da ist es eine Frage der Gewalt, nicht des Rechts. Wer ist er, der einen Andern ausschließen möchte? Der andere hat das Recht, ihn auszuschließen. — —

Der einzige Fall, in dem sich der Ausschluß von der Stimmberechtigung mit der Gerechtigkeit vertragen würde, wäre, wenn man ihn als Strafe für eine bestimmte Zeit über diejenigen verhängte, welche vorschlügen, Andern das Recht zu nehmen. — Wenn wir von Rechten sprechen, so sollten wir damit stets die Idee der Pflicht verbinden, Rechte werden Pflichten durch Gegenseitigkeit. Genieße ich ein Recht, so wird es meine Pflicht, dasselbe auch dem Andern zu garantiren und umgekehrt, und diejenigen, welche ihre Pflicht verletzen, verwirken mit Fug auch ihr Recht.

Es ist allerdings möglich, Menschen vom Stimmrecht auszuschließen, aber es ist unmöglich, sie von dem Recht der Rebellion gegen jenen Ausschluß auszuschließen, und wo alle andern Rechte niedergetreten werden, da tritt das Recht der Rebellion in volle Kraft.

Verschiedenes.

Eine Nation ist fortwährend in einem Zustande der Erneuerung und Nachfolge. Sie steht nie still. Jeder Tag bringt neue Geburten, führt Minderjährige zur Reife und alte Leute fort vom Schauplatz. In dieser ewig strömenden Fluth der Generation steht kein Theil an Macht höher, als der andere. — Ein einmaliges Nachdenken wird uns lehren, daß unsre Vorfahren nur Bewohner waren in der großen Freistatt der Rechte. Das absolute Eigenthumsrecht war weder in ihnen, noch ist es in uns, es gehört der ganzen Familie des Menschen durch alle Jahrhunderte. Denken wir anders, so sind wir entweder Sclaven oder Tyrannen — Sclaven, wenn wir denken, eine frühere Generation hatte ein Recht, uns zu binden, Tyrannen, wenn wir denken, wir haben das Recht, die Generationen zu binden, die da kommen werden.

Trotz allen Scheins giebt es keine Classe von Menschen, welche die Monarchie so sehr verachten, wie Höflinge. Sie wissen gut genug, daß, wenn andere sehen könnten, was sie sehen, die Gaukelei sich nicht lange halten könnte. Sie sind in der Lage von Menschen, welche vom Schein leben, und denen die Thorheit dieses Scheins so vertraut ist, daß sie darüber spotten. Ließe sich aber das Publikum in dieser Beziehung so weise machen, wie sie selbst sind, so würde es bald mit dem Schein ein Ende nehmen. Der Unterschied zwischen einem Republikaner und einem Höfling in Bezug auf die Monarchie besteht darin, daß der eine gegen die Monarchie kämpft, weil er glaubt, sie sei etwas, der andere darüber lacht, weil er weiß, daß sie Nichts ist.

Wie kommt es, daß die Classen der Menschheit, die man unter dem Namen des gemeinen Volkes oder des unwissenden Pöbels begreift, in allen alten Ländern so zahlreich sind? In dem Augenblick, wo wir uns diese Frage vorlegen, findet die Ueberlegung eine Antwort. Sie sind eine unvermeidliche Folge der schlechten Einrichtung aller alten Regierungen in Europa, England mit eingeschlossen. Dadurch, daß einige Menschen ungebührlich erhoben werden, werden andere ungebührlich erniedrigt, bis das ganze zur größten Unnatur wird. Eine ungeheure Masse von Menschen wird schimpflicher Weise in den Hintergrund gedrängt, um mit desto größerem Glanz das Puppenspiel der Aristokratie hervorzuheben.

Woher kommt es, daß fast nur Arme hingerichtet werden? Die Thatsache ist nebst andern Dingen ein Beweis von dem Elend ihrer Lage. Ohne Moral aufgezogen und ohne Aussichten in die Welt geworfen, sind sie das preisgegebene Opfer des Lasters und gesetzlicher Barbarei. Die Millionen, welche überflüssig an Regierungen vergeudet werden, sind mehr als hinreichend, diesen Uebeln abzuhelfen, und die Lage jedes Menschen in einer Nation zu verbessern, der nicht in dem Gehäge eines Hofes eingeschlossen ist.

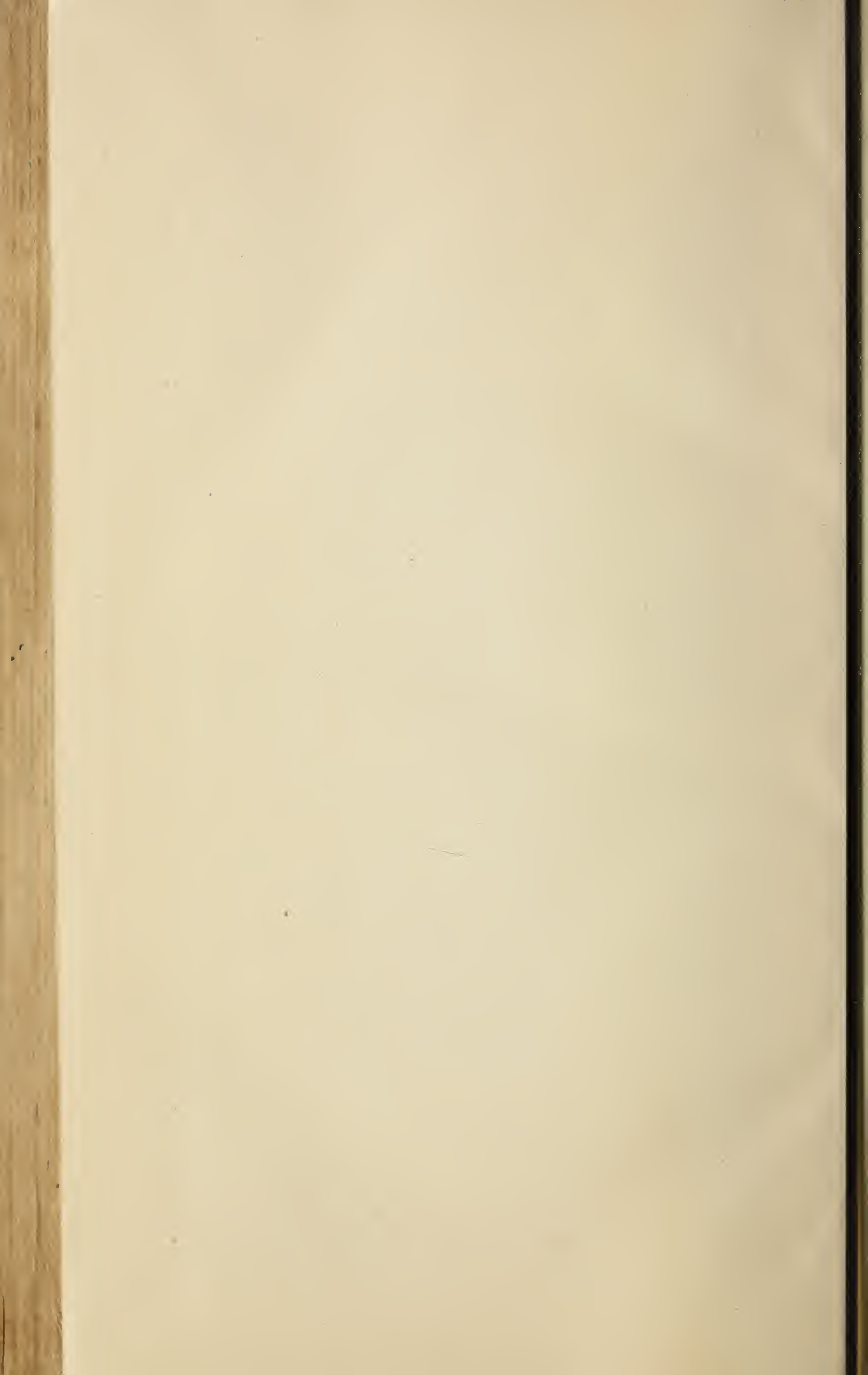
Regierung mit Uebermuth ist Despotismus, kommt aber noch Verachtung hinzu, dann wird sie noch schlimmer, und für Verachtung zu bezahlen, ist Exceß von Sclaverei. Diese Art von Regierung kommt aus Deutschland und erinnert mich daran, was einer von den Braunschweiger Soldaten mir sagte, der im letzten Kriege gefangen genommen war. „Ach," sagte er, „Amerika ist ein schönes freies Land, es ist werth, daß das Volk dafür kämpft, ich weiß den Unterschied, da ich das meinige kenne. Wenn in meinem Lande der Fürst sagt, eßt Stroh, so essen wir Stroh." Gott helfe dem Lande, dachte ich, dessen Freiheiten nicht von deutschen Regierungsprinzipien und braunschweigischen Fürsten beschützt werden.

Ich bin kein persönlicher Feind der Könige. Ganz das Gegentheil. Kein Mensch wünscht herzlicher, als ich, sie alle in der glücklichen und ehrenvollen Lage von Privatmännern zu sehen. Aber ich bin der erklärte, offene und unerschrockene Feind der Monarchie, und das aus Prinzipien, welche Nichts ändern, noch bestechen kann. Es treibt mich dazu meine Liebe zur Menschheit, die ängstliche Besorgniß, welche ich in mir für die Würde und Ehre des Menschengeschlechts fühle, der Ekel, der mich beschleicht, wenn ich Männer von Kindern geleitet und von Bestien regiert sehe, das Grauen, welches alle Uebel, die die Monarchie über die Erde verbreitet, in meiner Brust erregen, die Gefühle, welche mich durchschaudern bei dem Unglück, den Erpressungen, den Kriegen und Metzeleien, mit welchen die Monarchie die Menschheit zerdrückt hat, kurz der ganzen Hölle der Monarchie habe ich den Krieg erklärt.

Unabhängigkeit ist mein Glück, und ich besehe mir die Dinge, wie sie sind, ohne Rücksicht auf Ort oder Person. M e i n V a t e r l a n d i s t d i e W e l t, u n d m e i n e R e l i g i o n i s t, G u t e s z u t h u n.

Ubre 11

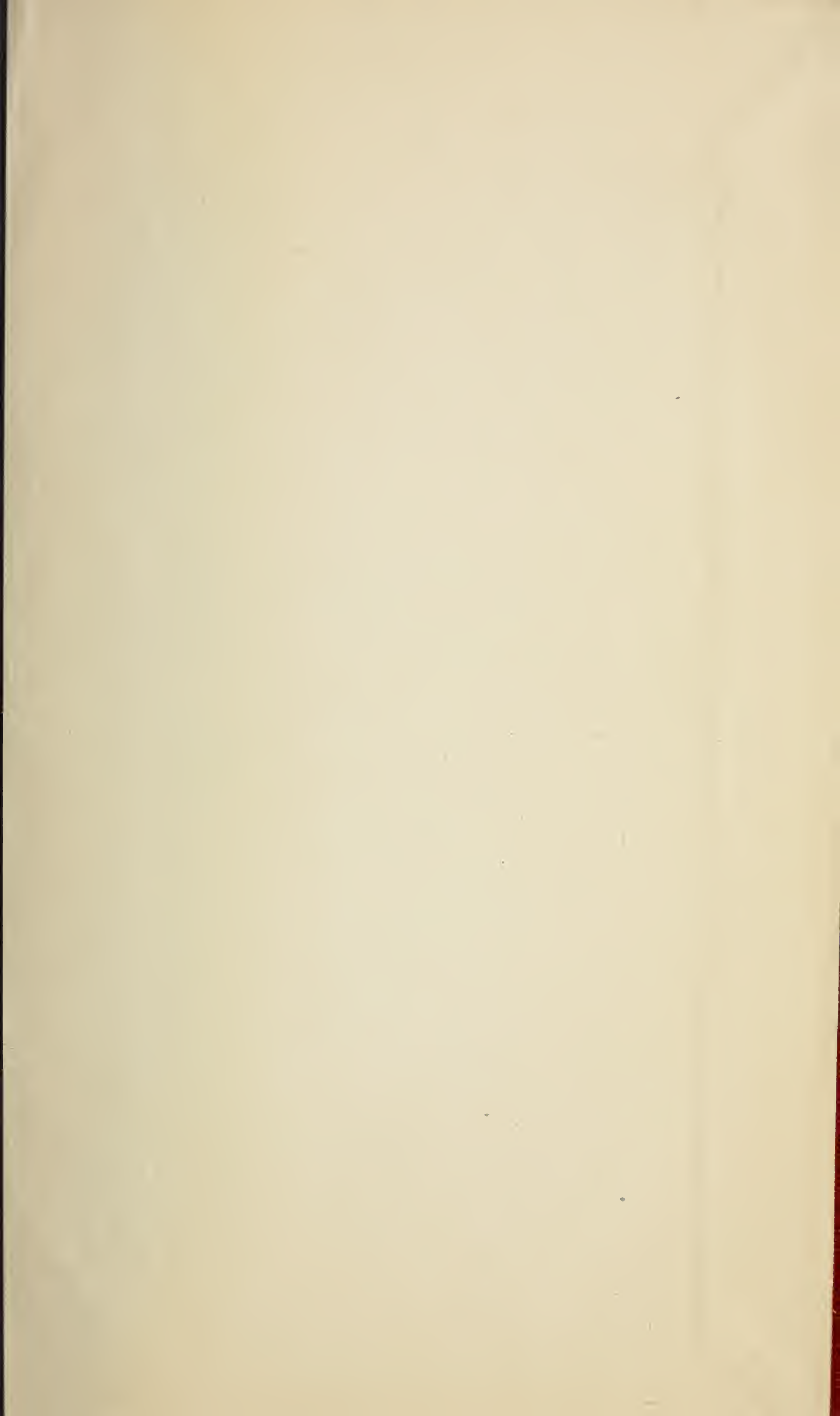






Deacidified using the Bookkeeper process.
Neutralizing agent: Magnesium Oxide
Treatment Date: April 2010

PreservationTechnologies
A WORLD LEADER IN COLLECTIONS PRESERVATION
111 Thomson Park Drive
Cranberry Township, PA 16066
(724) 779-2111




LIBRARY OF CONGRESS
0 011 769 983 3